

Martina Otto-Schindler

**Berufliche und ehrenamtliche Hilfe:
Perspektiven der Zusammenarbeit**

Martina Otto-Schindler

Berufliche und ehrenamtliche Hilfe: Perspektiven der Zusammenarbeit

Eine empirische Studie zu Bedingungen und
Erfahrungen in der Sozialen Arbeit

Universitätsverlag Rasch Osnabrück

Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie im Fachbereich
Erziehungs- und Kulturwissenschaften der Universität Osnabrück
Osnabrück, im Juli 1995

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

!! Diss.!!

© 1996 Universitätsverlag Rasch, Osnabrück
Rechtsträger: Rasch Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, Bramsche

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Rasch Druckerei und Verlag, Bramsche
Gedruckt auf säurefreiem Offsetpapier, TCF

Printed in Germany

ISBN 3-930595-71-0

Inhalt

Einleitung	9
----------------------	---

Teil I: Berufliche und ehrenamtliche Hilfe

1	Berufliche Helferinnen und Helfer.	14
1.1	Exkurs: Zur Professionalisierung beruflicher Sozialer Arbeit.	15
1.2	Berufliche Identität	16
1.3	Berufliches Wissen	18
1.4	Zusammenfassung	19
2	Ehrenamtliche Helferinnen und Helfer	21
2.1	Zur Organisation ehrenamtlicher Tätigkeit	23
2.2	Handlungsleitende Orientierungen	25
2.2.1	Qualifizierung ehrenamtlicher HelferInnen	25
2.3	Interesse und Einstellungen	26
2.3.1	›Nutzen‹ ehrenamtlicher Tätigkeit.	27
2.4	Zusammenfassung: Ehrenamtliches Handeln als ›situative Kompetenz‹	28
3	Skizze der Entwicklung beruflicher und ehrenamtlicher sozialer Hilfe.	29
3.1	Ehrenamtliche Hilfeleistungen	31
3.1.1	Reformansätze in der Armenfürsorge – Generalisierung der Ehrenamtlichkeit.	32
3.1.2	Die Verbindung von Ehre und Amt	33
3.1.2.1	<i>Die Quartiersarmenpflege: Das Elberfelder System</i>	33
3.1.3	Ehrenamtliche Hilfe im 20. Jahrhundert.	35
3.1.3.1	<i>Umfang des Engagements</i>	37
3.1.3.2	<i>Gesellschaftlicher Stellenwert ehrenamtlicher Tätigkeit.</i>	39
3.2	Berufliche Soziale Arbeit – Aspekte ehrenamtlicher Arbeit	40
3.2.1	Zu den Anfängen beruflicher Sozialer Arbeit	41
3.2.2	Die Weimarer Zeit	42
3.2.3	Soziale Arbeit vor und nach 1945	43
3.2.4	Tendenzen ab 1951	45

3.2.5	Personalentwicklung der sozialen Berufe	47
4	Handlungsleitende Konzepte in der beruflichen Sozialen Arbeit.	50
4.1	Lebensweltorientierte Soziale Arbeit	50
4.1.1	Anmerkungen zur ›Lebenswelt‹ und Alltagsorientierung	50
4.1.2	Konzeptionelle Überlegungen zur lebensweltorientierten Sozialen Arbeit.	52
4.1.3	Lebensweltbezogene berufliche Soziale Arbeit	53
4.1.4	Bestrebungen beruflicher und ehrenamtlicher Sozialer Arbeit.	54
4.2	Die stellvertretende Deutung.	56
4.3	Zur Kooperation beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen	58
4.3.1	›Verdreieckung‹ von Hilfe	60
4.4	Zusammenfassende Hypothesen und Fragen	62

Teil II: Bedingungen und Erfahrungen der Zusammenarbeit in der Sozialen Arbeit – Interviews und Gruppendiskussionen mit beruflichen und ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern

5	Die Auswahl der Interviewpartnerinnen und -partner	66
6	Zur Operationalisierung der Untersuchung.	67
6.1	Der Leitfaden	67
7	Forschungstheoretische Annahmen	69
8	Offene leitfadenorientierte ExpertInneninterviews	72
8.1	Auswertung	72
8.2	Interview mit Frau Eule – Ehrenamtliche Mitarbeiterin bei der Aids-Hilfe	74
8.2.1	Zur Interviewsituation	74
8.2.2	Daten zur Person	75
8.2.3	Zum Verhältnis der ehrenamtlichen Helferin zu Institutionen.	75
8.2.4	Zur Beziehung des Ehrenamtlichen zum Adressaten der Hilfe	78
8.2.5	Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen.	81
8.3	Interview mit Herrn Unstern – Ehrenamtlicher Mitarbeiter des Diakonischen Werkes	84
8.3.1	Zur Interviewsituation	84
8.3.2	Daten zur Person	85
8.3.3	Zum Verhältnis des ehrenamtlichen Helfers zu Institutionen	85

8.3.4	Zur Beziehung des Ehrenamtlichen zum Adressaten der Hilfe	88
8.3.5	Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen	91
8.3.6	Angaben des Hilfebedürftigen Rainer	94
8.4	Interview mit Herrn Neuerer – Beruflicher Mitarbeiter beim Sozialdienst Katholischer Männer	96
8.4.1	Interviewsituation:	96
8.4.2	Daten zur Person	96
8.4.3	Zum Verhältnis des beruflichen Helfers zu Institutionen	96
8.4.4	Verknüpfungen zwischen beruflichen HelferInnen und den zu vermittelnden Adressaten	99
8.4.5	Wechselbeziehungen zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen	99
8.5	Interview mit Herrn Wiethorn – beruflicher Mitarbeiter der Aids-Hilfe	105
8.5.1	Interviewsituation	105
8.5.2	Daten zur Person	105
8.5.3	Zum Verhältnis des beruflichen Helfers zu Institutionen	105
8.5.4	Verknüpfungen zwischen beruflichen HelferInnen und den zu vermittelnden Adressaten	106
8.5.5	Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen	107
8.6	Ergebnisse der Interviews	113
9	Gruppendiskussionen mit beruflichen und ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern	114
9.1	Zur konzeptionellen Entwicklung der Gruppendiskussion	115
9.1.1	Technische Voraussetzungen	115
9.1.2	Inhaltliche Merkmale	116
9.2	Auswertungsverfahren	116
9.3	Auswertung der Gruppendiskussion mit ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern	118
9.3.1	Angaben zu den Personen	118
9.3.2	Motivation	119
9.3.3	Unterstützung der Ehrenamtlichen durch Institutionen	121
9.3.4	Finanzielle Bedingungen.	122
9.3.5	Zum intersubjektiven Handeln.	123
9.3.6	Interaktionsstrukturen zwischen Ehrenamtlichen und Hilfebe- dürftigen	127

9.3.7	Zur Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen Helferinnen und Helfern	131
9.4	Auswertung der Gruppendiskussion mit beruflichen Helferinnen und Helfern	135
9.4.1	Angaben zu den Personen	136
9.4.2	Berufliche HelferInnen und Institutionen	137
9.4.3	Berufliches Handeln	140
9.4.4	Zum Verhältnis von beruflichen HelferInnen und Hilfebedürftigen	145
9.4.5	Die Bezahlung Ehrenamtlicher aus der Sicht Beruflicher	147
9.4.6	Die Motivation ehrenamtlicher HelferInnen aus der Sicht Beruflicher	149
9.4.7	Zur Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern	153
9.5	Ergebnisse der Gruppendiskussionen	162
10	Schlußbetrachtung: Perspektiven der Zusammenarbeit beruflicher und ehrenamtlicher Helferinnen und Helfer	164
10.1	Reflexion handlungsleitender Orientierungen	164
10.2	Schwierigkeiten in der Interaktion.	165
10.3	Bezahlung ehrenamtlicher Tätigkeit.	166
10.4	Zum Umgang mit den Klienten	166
11	Folgerungen	168
	Literatur	171

Einleitung

Das soziale System in Deutschland befindet sich in einem Umbruch. Begriffe wie ›der Wohlfahrtsstaat in der Wende‹ oder ›Krise des Wohlfahrtsstaates‹ kennzeichnen einen Wandel, der ebenfalls die ehrenamtliche Tätigkeit prägt. Mehrere zum Teil widersprüchliche Entwicklungen lassen sich skizzieren. Die Wohlfahrtsverbände beklagen Schwierigkeiten bei der Gewinnung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen sowie eine zurückgehende Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement. Dieser Trend wird als »Krise der Wohlfahrtsverbände« (OPPL 1990) bezeichnet. Gegenläufig dazu bilden sich neue ehrenamtliche Felder in Form von Projekten, Initiativen und Selbsthilfegruppen heraus (vgl. BRAUN/RÖHRIG 1987; ENGELS 1991).

Im Zusammenhang mit diesem Strukturwandel wird das berufliche Handeln im sozialen Dienstleistungssektor zum Untersuchungsgegenstand. Insbesondere auf dem Gebiet der Ausbildung im Sozialwesen und im Hinblick auf die Frage nach der Effektivität gerät berufliche Hilfe in die Kritik. Berufliches Handeln im sozialen Bereich wird dabei zunehmend diskutiert (vgl. THIERSCH 1984, S. 166; OLK 1989, S. 205; OLK/OTTO 1989). Ungeachtet dessen erfährt der soziale Dienstleistungssektor in den letzten zwanzig Jahren eine beispiellose Expansion (vgl. RAUSCHENBACH 1990, 1992; UNI-Magazin 1992 sowie Kap. 3 dieser Arbeit), die durch die Öffnung des europäischen Binnenmarktes zahlreiche neue Perspektiven für soziale Arbeitsfelder eröffnet.

Zu den Gebieten der ehrenamtlichen und beruflichen Hilfe liegen vereinzelte Untersuchungen vor:

KAMMERER/DEUTSCH (1986, S. 172 ff.) weisen darauf hin, daß die Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege ehrenamtliche Tätigkeit einerseits als ein konstituierendes Element ihrer Arbeit betrachten, dabei andererseits aber konzeptionelle, ineinandergreifende und koordinierende Maßnahmen für diesen Bereich der Sozialen Arbeit fehlen.

Auch Untersuchungsergebnisse von NOTZ (1987) weisen in diese Richtung. Die Autorin problematisiert die Zusammenarbeit von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen in drei Arbeitsfeldern (untersucht wurde das Deutsche Sozialwerk Münster, das Frauenhaus des Sozialdienstes katholischer Frauen in Remscheid und die Kontaktgruppe Düsseldorf zur Hilfe für strafgefängene und haftentlassene Jugendliche).

In einer Vorstudie über Art, Umfang und Motivation ehrenamtlicher Arbeit – durchgeführt vom Paritätischen Wohlfahrtsverband in Berlin (1992) – kristallisieren sich drei Formen der Zusammenarbeit von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen heraus:

1. Hauptamtliche leiten ehrenamtliche MitarbeiterInnen an.
2. Hauptamtliche und ehrenamtliche MitarbeiterInnen arbeiten als gleichberechtigte KollegInnen im selben Feld.

3. Ehrenamtliche MitarbeiterInnen sind hauptamtlichen MitarbeiterInnen vorgesetzt (vgl. KRAMER et al. 1992, S. 12/13).

SCHMACHTENBERG (1980, S. 270 ff.) weist in einer Untersuchung zur ehrenamtlichen Tätigkeit in der Altenhilfe darauf hin, daß immer nur für Teilbereiche in der Sozialen Arbeit Strukturen und Verfahrensregeln gefunden werden können – wichtigste Voraussetzung sei die Bereitschaft der Zusammenarbeit beider Helfergruppen.

Derzeit wandeln sich die traditionellen Profile und Funktionen sowohl des beruflichen als auch des ehrenamtlichen sozialen Handelns. In der vorliegenden Studie frage ich vor allem nach Formen der Zusammenarbeit¹. Es geht vorrangig um die *Rekonstruktion handlungsleitender Deutungsmuster* (etwa Einstellungen, Motive, Erfahrungen; vgl. Teil II, Kap. 8 dieser Arbeit) dieser Helfergruppen.

Beruflich und ehrenamtlich Tätige werden in den von ihnen wahrgenommenen Handlungsvollzügen erforscht, wobei Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgearbeitet werden.

Fünf Bereiche sind dabei für meine Untersuchung relevant:

- Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen.
- Das Verhältnis von ehrenamtlichen HelferInnen zu den Institutionen.
- Die Beziehung der Ehrenamtlichen zu den Adressaten der Hilfe.
- Das Verhältnis von beruflichen HelferInnen zu den Institutionen.
- Verknüpfungen zwischen beruflichen HelferInnen und den zu vermittelnden Hilfebedürftigen.

Das Ziel meiner Auswertung liegt darin, handlungsleitende Deutungsmuster aus den Interviews und Gruppendiskussionen herauszuarbeiten. Wissensbestände, Erfahrungen, Bedingungen und Orientierungen beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen, die in sozialen Feldern tätig sind, werden rekonstruiert.

Die Arbeit ist folgendermaßen aufgebaut:

Zunächst wird berufliche und ehrenamtliche Hilfe begrifflich bestimmt (Teil I, Kap. 1 und 2). Ausführungen zur beruflichen Sozialen Arbeit, zur beruflichen Identität – unter Berücksichtigung der Berufsvorbereitungsphase, des Berufseintritts und des beruflichen Alltags – sowie zum beruflichen Wissen folgen.

Anschließend kennzeichne ich Orientierungen, Interessen und Einstellungen sowie Merkmale ehrenamtlicher Tätigkeit.

Im Kapitel 3 folgt ein kurzer historischer Abriß der wechselseitigen Entwicklung beruflicher und ehrenamtlicher Hilfe (Teil I, Kap. 3). Danach werden für die vorliegende Untersuchung relevante Modelle sozialpädagogischer Handlungskompetenz vorgestellt, die sich an einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit sowie einer gelungenen Kooperation beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen orientieren (Teil I, Kap. 4).

Teil II dieser Arbeit enthält das Kernstück meiner Arbeit, die empirische Studie zu Bedingungen und Erfahrungen der Zusammenarbeit beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen in der Sozialen Arbeit. Das Forschungsdesign, die Auswahl der Inter-

¹ BRAUN gibt in einer Untersuchung zum sozialen Engagement in der Bevölkerung an: »Die Bedeutung professioneller Hilfen wird insgesamt keineswegs gering bewertet. Allerdings wird deutlich, daß die freiwilligen Hilfeformen für eine Reihe sozialer und gesundheitsbezogener Probleme als wichtige Leistungsträger angesehen werden« (1987, S. 28).

viewpartnerinnen und -partner (Teil II, Kap. 5), der Leitfaden (Teil II, Kap. 6) sowie forschungstheoretische Annahmen (Teil II, Kap. 7) werden skizziert. Das Auswertungsverfahren und Ergebnisse der offenen, leitfadenorientierten ExpertInneninterviews (Teil II, Kap. 8) und Gruppendiskussionen (Teil II, Kap. 9) werden präsentiert.

Im letzten Abschnitt folgt eine abschließende Betrachtung der Analysen hinsichtlich Perspektiven der Zusammenarbeit beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen (Teil II, Kap. 10; 11).

Teil I: Berufliche und ehrenamtliche Hilfe

1 Berufliche Helferinnen und Helfer

Berufliche HelferInnen sind in der Regel an einer Fachhochschule oder Universität für die Arbeit im sozialen Bereich ausgebildet worden². Daran anschließende Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten stehen in großer Zahl zur Verfügung (vgl. dazu PROJEKTGRUPPE SOZIALE BERUFE 1981 a; BAHNMÜLLER et al. 1988; LÜDERS 1989; ACHTER JUGENDBERICHT 1990, S. 162–166). Arbeitsvertragliche Regelungen etwa über Organisationsmitgliedschaft, Arbeitszeit, Arbeitsteilung sowie Einsatzmöglichkeiten bestimmen Aufbau und Realisierung sozialer Arbeitsfelder mit. Zudem geben formale Regelungen (Gesetze, Verordnungen) zentrale Hinweise zu dem Versorgungsauftrag gegenüber den Adressaten der beruflichen HelferInnen. Außerdem sind hilfeauslösende Konstellationen in Sozialgesetzen, Berufsordnungen und Tarifvereinbarungen rechtlich fixiert. Diese bestimmen Zuständigkeiten, Zulassungsvoraussetzungen, Arbeitsprozeduren und Leistungsentgelte mit.

»Soz.arb./Soz.päd. unterstützen Menschen, eine Balance zu finden zwischen ihren jeweiligen Bedürfnissen und Fähigkeiten und ihrer Umwelt mit deren jeweiligen Angeboten und Anforderungen. Dabei sind sie einerseits bemüht, die Entwicklung, die Einstellungen und die Verhaltensweisen von Menschen zu fördern, zu stärken und zu verbessern, die sie zur selbständigen und verantwortlichen Gestaltung ihres Lebens befähigen. Andererseits gehört es zu ihren Aufgaben, die Lebensbedingungen in der Umwelt des Klienten/Betroffenen so zu gestalten und zu beeinflussen, daß die notwendigen Voraussetzungen und Bedingungen für eine menschenwürdige Existenz vorhanden sind« (BOCK 1993, S. 836).

Zu bedenken ist ebenso, daß Menschen, die in sozialen Berufen tätig sind, einen gesellschaftlich-politischen Standpunkt benötigen, »von dem aus sie ihr Handeln begründen, aber, gleich wo dieser Standpunkt ist: sie brauchen auch fundiertes Wissen über Ursachen und Wirkungen sozialen Handelns« (LAYER 1987, S. 409). Empathische, ethische sowie moralische Verpflichtungen gegenüber dem Klientel prägen das Berufsbild mit³.

Darüber hinaus wird das Handeln der oben genannten Personengruppe von Konzepten – die MitarbeiterInnen der jeweiligen Anstellungsträger bzw. der Institution erstellen – mitgeleitet.

² Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich auf Fachkräfte, die in sozialen Feldern tätig sind. Hierunter werden SozialpädagogInnen, SozialarbeiterInnen und DiplompädagogInnen zusammengefaßt, da sie tendenziell Gemeinsamkeiten ihrer Berufsprofile aufweisen (vgl. dazu BOCK 1993).

³ Vgl. dazu ALHEIT 1978; KNIESCHEWSKI 1978; ACHTER JUGENDBERICHT 1990, S. 168.

1.1 Exkurs: Zur Professionalisierung beruflicher Sozialer Arbeit

Die mittlerweile über 20 Jahre andauernden Diskussionen zur Professionalisierung sind derzeit weder abgeschlossen noch haben sie zu übereinstimmenden Ergebnissen geführt⁴.

So schreibt C. W. MÜLLER: »die Professionalisierungs-Diskussion der Sozialarbeiter und Sozialpädagogen schwankte in den letzten zwanzig Jahren zwischen Aschenputtel und Supermann, zwischen Minderwertigkeits-Befürchtungen und Omnipotenz-Fantasien« (1988 b, S.137).

Hinzu kommt erschwerend für eine Professionalisierung dieser Berufsgruppe, daß sozialpädagogisches Handeln in der Regel zwischen gesellschaftlichen und feldspezifischen Widersprüchen vermitteln muß, beispielsweise einerseits Zwänge, Anpassungen, Aufgaben und Hoffnungen des Klientels berücksichtigen sowie andererseits zwischen Anstellungsträger, weiteren beruflichen MitarbeiterInnen und auch Ehrenamtlichen agieren muß.

Die derzeit aktuelle Professionalisierungs-Diskussion etwa bei SCHÜTZE nimmt einige Widersprüchlichkeiten in den Blick: »Gerade der moderne Doppelaspekt professioneller Berufsarbeit – daß sie einerseits immer sicherer und anspruchsvoller wird, und daß sie andererseits immer komplexere Fehlerquellen gebiert – kann beim professionellen Reaktionen und Haltungen der Irritation, des Trotzes, der Abkapselung gegenüber notwendigen Erfahrungen von Berufsschwierigkeiten auslösen, die mit den Idealen der professionellen Berufsarbeit nicht vereinbar sind« (SCHÜTZE 1985, S. 283). Neuerdings thematisiert SCHÜTZE (1992) die Soziale Arbeit als bescheidene Profession. Der Autor entwirft das Bild von Sozialarbeit als Trendsetter künftiger Professionsentwicklung. Einen Unterschied der Sozialarbeit zu übrigen Professionen sieht er in dem Umstand, daß diese nie ein in ihrem Tätigkeitsbereich vorherrschendes, eindeutig abgegrenztes Paradigma konzipieren konnte.

Es ist abzusehen, daß der interdisziplinäre Diskurs zu einer wesentlichen Bedingung erfolgreichen professionellen Handelns wird. Dabei sollte die Sozialarbeit eine eigenständige sozialwissenschaftliche Analyse von Problemlagen in ihren Berufsfeldern durchführen – diese kann auf der Ebene der qualitativen Prozeß- oder der quantitativen Verteilungsanalyse geschehen (vgl. SCHÜTZE 1992; KRAIMER 1994).

Hierbei sollte – so eine von mir geteilte Auffassung – sozialpädagogische Forschung und Theoriebildung folgende Bereiche stärker berücksichtigen:

- Erstens, die Dimension sozialpädagogischen Handelns, die sich mit Fragen des beruflichen Selbstverständnisses und der beruflichen Handlungsprobleme auseinandersetzt.
- Zweitens, die Dimension sozialpädagogischer Institutionen, wobei in dieser Untersuchung Organisationsformen sozialpädagogischer Arbeit in bezug auf eine Kooperation mit Ehrenamtlichen von Interesse sind.
- Drittens, die Dimension der Lebenswelt sozialpädagogischer Adressaten, hier wer-

⁴ Vgl. z. B.: OTTO, H.-U./UTERMANN, K. 1971; HARTMANN, H. 1972; WEBER, G. 1972; PROJEKTGRUPPE SOZIALE BERUFE 1981 (b) ; DEWE, B./FERCHHOFF, W. 1986; DEWE, B./FERCHHOFF, W./PETERS, F./STÜWE, G. 1986; OLK 1986; DEWE, B./FERCHHOFF, W. 1987; HORNSTEIN/LÜDERS 1989.

den Fragen danach, wie diese von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen erfaßt werden, wichtig⁵.

1.2 Berufliche Identität

Für berufliche HelferInnen ist eine reflexive Aneignung der Berufsrolle notwendig, um zu einer gelungenen Sozialen Arbeit fähig zu werden (vgl. GILDEMEISTER 1983; OTTO-SCHINDLER/LUDEWIGT 1992 a, b). Anzustreben ist deshalb eine sinnvolle Verknüpfung der Bereiche der Berufsvorbereitungsphase, des Berufseintritts und des beruflichen Alltags⁶.

In einer Art Balanceakt sind dabei widersprüchliche berufliche Handlungsanforderungen zu bewältigen (vgl. THIERSCH 1986). Beispielsweise treffen berufliche Leitvorstellungen, institutionelle Rahmenbedingungen sowie Interessen der Adressaten aufeinander, die der Tendenz nach gegensätzlich sind und in Einklang gebracht werden müssen.

Weiterhin kann davon ausgegangen werden, daß die jeweils biographisch bedingten Voreinstellungen für die Berufswahl ebenso gesellschaftlich konstituiert sind, wie die strukturellen und konkreten Bedingungen der Berufsarbeit (vgl. KARSTEN/KLUSEMANN 1987, S. 219). Menschen definieren sich zu einem Großteil über Erwerbsarbeit, die im Lebenslauf eine sinnstiftende Bedeutung einnimmt. Die Autoren BAMME/HOLLING/LEMPERT gehen davon aus: »Die Vermittlung zwischen subjektiven Voraussetzungen und objektiven Bedingungen läßt sich aus der Sicht des arbeitenden Menschen als ständiger Versuch interpretieren, sich nicht auf bestimmte Fragmente der eigenen Persönlichkeit reduzieren zu lassen, sondern möglichst sämtliche Anteile in den Arbeitsprozeß zu integrieren« (1983, S. 67).

Gelingt die berufliche Sozialisation nicht, so kann es zu beruflichen Identitätsbrüchen kommen, die unter vielfältigen Gesichtspunkten erforscht und thematisiert werden, etwa als »Berufskrisen« (vgl. BLINKERT 1976) oder »burnout-Syndrome« (vgl. PINES 1987)⁷.

– *Die Berufsvorbereitungsphase:*

In der Berufsvorbereitungsphase, die in Form einer Ausbildung im Sozialwesen absolviert wird, werden an zukünftige Fachkräfte in der Sozialen Arbeit theoretische und praktische Wissensbestände herangetragen, die ein späteres berufliches Handeln ermöglichen sollen.

Während dieser Zeit kann das Handeln dieser Personengruppe als »Probearbeiten« verstanden werden, da beispielsweise Verantwortung in sozialpädagogischen Arbeitsfeldern noch nicht vollständig übernommen wird. Das Handeln ist somit noch nicht von einem »Ernstcharakter« belastet (vgl. GILDEMEISTER 1983, S. 82).

Diese Phase, in der eine sinnvolle Verknüpfung von Theorie und Praxis in der Ausbildung nähergebracht werden soll, ist in verschiedenen Untersuchungen pro-

⁵ Zu den Dimensionen Forschung und Theoriebildung der Sozialpädagogik geben THIERSCH/RAUSCHENBACH (1987, S. 984 ff.) sowie FATKE/HORNSTEIN (1987, S. 589–593) einen Überblick.

⁶ Vgl. dazu auch die Beiträge von GILDEMEISTER/ROBERT 1987, S. 71–87 sowie S. 219–232.

⁷ Vgl. hier auch KUNSTREICH (1978).

blematisiert worden (vgl. GILDEMEISTER 1983; OTTO-SCHINDLER/LUDEWIGT 1992 a, b). Fraglich ist, ob ›sozialpädagogisches Handeln‹ konkret erfahrbar gemacht wird, individuelle Erfahrungen gesammelt werden, theoretisches Wissen nutzbar wird und die Ausbildung ein ›Praxisfeld‹ bietet, die eine berufliche Identitätsentwicklung fördert.

– *Der Berufseintritt:*

Der Berufseintritt läßt sich ausgehend von einer Lernphase einerseits und einer Arbeits- und Berufstätigkeitsphase andererseits betrachten. Berufliche Situationsdefinitionen werden u. a. bestimmt durch institutionelle Rahmenbedingungen, dem bis zu diesem Zeitpunkt vorgestellten beruflichen Leitbild und den erworbenen theoretischen Wissensbeständen. In einem ›Balanceakt‹ sollten diese Elemente in Übereinstimmung gebracht werden.

Ein Auseinanderfallen zwischen dem durch Lernerfahrungen erworbenen Berufsbild und der tatsächlichen Berufspraxis wird dabei angenommen (vgl. GILDEMEISTER 1983). Widersprüche zwischen ursprünglichen Handlungs- und Berufsmotiven, sowie Fach- und Erfahrungswissen, und Aufgaben, die durch die bürokratische Struktur der Institution vorgegeben sind, können Konflikte für die Berufsanfänger auslösen, deren Bewältigung für die Bildung einer beruflichen Identität notwendig ist.

GILDEMEISTER schildert in diesem Zusammenhang den Berufseintritt als »krisenhaften Prozeß«, in dem Konflikte bewältigt werden müssen, denn erst in dieser Situation gewinnt das eigene Handeln »gesellschaftlichen Ernstcharakter« (vgl. 1983, S. 83 ff.)⁸.

Zudem benennt diese Autorin einen Mangel an »professionellen Wissensbeständen« und nimmt an, daß sozialpädagogisch Handelnde beim Berufseintritt häufig mit »Hilflosigkeit« und »Desorientierung« reagieren. In dieser Situation greifen sie möglicherweise auf lebensgeschichtlich erworbene Vorurteile und Stereotypen oder unreflektierte administrative Vorgaben zur Interpretation von Interaktionsprozessen zurück.

– *Der berufliche Alltag:*

Widersprüchliche Anforderungen im beruflichen Handeln kennzeichnen den beruflichen Alltag. Berufliche HelferInnen müssen Ansprüche und Forderungen von seiten der Institution, der Ehrenamtlichen, der Adressaten und weiterer Personengruppen in Einklang bringen.

Eine hypothetische Annahme ist, daß eine mangelnde Transparenz beruflichen Handelns zu Unsicherheiten und Schwierigkeiten führen kann, da notwendige handlungsleitende Wissensbestände fehlen. Ein verlässliches, die Bedeutung und Struktur klärendes, legitimierendes und sicherndes Wissen ist zur Hervorbringung einer gelungenen Zusammenarbeit notwendig und könnte möglicherweise fehlen.

Beispielsweise können Zuständigkeiten oftmals nicht geklärt oder durch Organisationsstrukturen zu stark vorgegeben sein. Ein berufliches Wissen, das auf diese Anforderungen angemessen reagieren kann, sollte weiter entwickelt werden.

⁸ GILDEMEISTER entwickelt verschiedene Konfliktbewältigungsstrategien, die hier nicht näher erläutert werden (vgl. 1983, S. 81 ff.).

1.3 Berufliches Wissen

Berufliches Wissen setzt sich in der Regel aus unterschiedlichen Wissensformen zusammen. Dazu zählen bei sozialen Fachkräften das Alltagswissen und das wissenschaftliche Wissen.

Das Alltagswissen entsteht aus persönlichen Erkenntnissen, Wahrnehmungen und Erfahrungen, die Menschen im Laufe ihres Lebens sammeln. Dieses bildet den ›Leitfaden‹ für Handlungen, die in Form von Deutungen in den jeweiligen Alltag übertragen werden. Im Lebensverlauf wird Neues und Unbekanntes in sogenannte Alltagstheorien integriert.

Alltagswissen wird hier in Anlehnung an SCHÜTZ (1971) als historisch gewachsener und auf vorgefertigte Lösungen bezogener Wissensbestand gefaßt, der zur Bewältigung lebenspraktischer Aufgaben dient. Davon ist theoretisches Wissen zu unterscheiden, welches auf expliziten Erklärungsmodellen über Phänomene gesellschaftlicher Wirklichkeit aufbaut, die als solche Konstrukte immer nur begrenzt gültig sind. Alltag wird als Rekonstruktionsebene ›subjektiv gültiger‹ Wirklichkeit erklärbar, der sich durch ein hohes Maß an Komplexität bestimmt. Aus unterschiedlichen Lebensbereichen werden verschiedene Anforderungen an den Einzelnen gestellt, die in der Regel über alltägliches soziales Handeln, als generelle Verhaltens- und Handlungsmuster bewältigt werden (vgl. auch Kap. 4 dieser Arbeit). Diese bestimmen auch das Handeln der beruflichen HelferInnen mit.

Die bewußte Reflexion des Alltagswissens – etwa in der empirischen Forschung – kann zur Basis neuer Erkenntnisse führen, bzw. im Umgang mit Adressaten in sozialen Tätigkeitsfeldern nutzbar werden (vgl. dazu Kap. 4).

Alltag wird hier als Welt des/der Jedermann/frau betrachtet, in der alle Gesellschaftsmitglieder Handlungskompetenzen besitzen. Alltäglichkeit meint hier ebenso, eine in allen Sonderwelten anzutreffende Handlungs- und Wissensform, von der wissenschaftliches, technisches, wirtschaftliches Handeln und Wissen unterschieden wird (vgl. BERGMANN 1981, S. 54/55). Im Bereich der Wissenschaft werden zusätzlich spezifische Handlungskompetenzen erworben.

Im prekären Verhältnis von Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen kann eine gelungene Soziale Arbeit nur gewährleistet werden – so meine Überlegung – wenn es den beruflich Handelnden gelingt, wissenschaftliches Wissen zu nutzen und dieses mit Elementen des Alltagswissens sinnvoll zu verknüpfen. Somit bildet sich in idealer Weise ein *Berufswissen* heraus, welches Perspektiven der Zusammenarbeit verschiedener Helfergruppen kompetent entwickeln kann.

Dazu werden einerseits Erfahrungen im jeweiligen sozialen Aufgabenfeld gesammelt – von einzelnen und einer gesamten Berufsgruppe – sowie andererseits anhand wissenschaftlicher Forschung Praxiserfahrungen reflektiert und begleitet, die für sozialpädagogische Handlungskompetenzen nutzbar gemacht werden sollten. In Form von Ausbildungen wird das Berufswissen angeeignet und Berufsprofile ausgebildet, die sich schwerpunktmäßig nach den jeweiligen Tätigkeitsfeldern ausrichten können⁹.

⁹ Ausführlich setzt sich ENGELKE (1992) mit dem Thema Soziale Arbeit als Wissenschaft sowie Ausrichtungen für jeweilige Tätigkeitsfelder auseinander, die sich beispielsweise auf den Elementarbereich, Fremdplazierungen sowie organisatorische, administrative Tätigkeiten beziehen.

In Anlehnung an LÜDERS (1987) gehe ich in der vorliegenden Studie von dem Modell des »wissenschaftlich ausgebildeten Praktikers« aus, der in sozialen Feldern tätig ist. Während der Ausbildung wird eine Transformation systematisierten Wissens in berufsqualifizierendes Wissen angestrebt¹⁰. Im beruflichen Alltag bildet sich demzufolge ein berufsfeldbezogener Habitus heran, über den in konkreten Interaktionen verfügt werden kann¹¹.

Zur Erfassung beruflicher Kompetenz favorisiere ich hier das Modell von KRAIMER:

»Professionskompetenz als Reflexions- und Könnensmodus im beruflichen Kontext zusammengesetzt aus:	
a) <i>wissenschaftlicher Kompetenz</i> als Zugang zu dem Theorieverstehen, um das wissenschaftliche Wissen zur Reflexion wie zur Problembearbeitung zu nutzen	b) <i>beruflicher Kompetenz</i> in der Ausformung einer <i>beruflichen Kunstlehre</i> , die zu einem Handlungswissen wird. Dabei ist das <i>hermeneutische Fallverstehen</i> zentral. In der mäeutischen Intervention kommt die berufliche Kompetenz als <i>stellvertretende Deutung</i> zum Tragen.
Aus beiden Reflexionssträngen resultiert die <i>Handlungskompetenz</i> für die berufliche Praxis« (1994, S. 49; vgl. auch HAUPERT/ KRAIMER 1991).	

Eine wesentliche Voraussetzung zum Gelingen der zu leistenden Sozialen Arbeit ist demnach das Verfügungkönnen über und das Nutzbarmachen von Berufswissen in Form von wissenschaftlicher Kompetenz sowie die Ausformung einer beruflichen Kompetenz verstanden als *berufliche Kunstlehre*.

1.4 Zusammenfassung

Von Fachkräften in sozialen Feldern (SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen sowie DiplompädagogInnen) ist eine Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen und Funktionsträgern auf verschiedenen Ebenen zu erwarten, wobei zahlreiche differente Funktionen und Aufgaben miteinander verbunden werden müssen, um adäquate Hilfestellungen geben zu können, sowie eine gelungene Kooperation mit ehrenamtlichen HelferInnen verwirklichen zu können.

Die beruflichen Tätigkeiten werden in der Regel zum Zweck der Einkommenserzielung in formal-organisierten Institutionen erbracht. Dabei sind die zu erbringenden Leistungen prinzipiell für jedes Mitglied der Gesellschaft zugänglich. Der Tendenz nach sind berufliche Hilfeleistungen zuverlässig erwartbar und im Hinblick auf bestimmte Qualitäts- und Quantitätsstandards einklagbar (vgl. OLK 1988, S.25).

¹⁰ LÜDERS sieht das berufsqualifizierende Wissen zur Zeit im Übergangsstadium als »propädeutisches Wissen«.

¹¹ Vgl. LÜDERS 1987, S. 637; ders. 1989.

Zu einer beruflichen Identitätsentwicklung zählen vor allem eine erfolgreich absolvierte Ausbildung, ein gelungener Berufseintritt und ein ausbalancierter beruflicher Alltag, der unter anderem darin besteht, daß Leitvorstellungen entwickelt, Berufswissen genutzt und ein Ausgleich mit den oben skizzierten formalen Merkmalen erfolgt (vgl. dazu LUDEWIGT/OTTO-SCHINDLER 1992 a, b).

2 Ehrenamtliche Helferinnen und Helfer

Menschen aller Bevölkerungsschichten können sich an ehrenamtlichen Hilfeleistungen beteiligen, diese sind eine Form des solidarischen Ausdrucks mitbürgerlicher Verantwortung für Hilfebedürftige, Notleidende und Ratlose, für den Nächsten schlechthin, »lebendige Anteilnahme und aktive Mitwirkung an der Lösung sozialer Probleme, (...) demokratische Mobilisierung für soziale Gemeinschaftsaufgaben, (...) Engagement an unserem Gemeinwesen« (NIEDRIG 1977, S. 329)¹².

Zur Übernahme eines Ehrenamtes können die persönliche Ansprache durch Bekannte bzw. MitarbeiterInnen sozialer Einrichtungen, sowie äußere Anregungen in Form von Werbung und persönliche Lebenssituationen beitragen¹³.

Die lebendige, tätige Anteilnahme möglichst vieler BürgerInnen am öffentlichen Leben gilt in einer demokratischen Gesellschaft als unerläßliche Voraussetzung zum Zusammenleben. Eine Mitwirkung Ehrenamtlicher an breiter Öffentlichkeitsarbeit für Soziale Arbeit wird etwa von Politikern und Institutionen gewünscht. Dabei bilden Funktionen ehrenamtlicher Mitarbeit oftmals ein Bindeglied zwischen beruflicher Sozialarbeit und Bürgern. Zudem sind Staat und Kommunen finanziell und organisatorisch selten in der Lage, allein berufliche Sozialarbeit zu erbringen (vgl. NIEDRIG 1977, S. 330).

Mit BOCK läßt sich ehrenamtliche Tätigkeit im sozialen Bereich folgendermaßen skizzieren: »Ehrenamtlich Tätige sind Bürger, die sich, ohne durch verwandtschaftliche Beziehungen oder ein Amt dazu verpflichtet zu sein, unentgeltlich oder gegen eine geringfügige Entschädigung, die weit unterhalb der tariflichen Vergütung liegt, für Aufgaben in der sozialen Arbeit zur Verfügung stellen« (BOCK 1993, S. 253).

Um eine ehrenamtliche Arbeit handelt es sich auch dann, wenn Aufwandsentschädigungen gezahlt werden, bzw. tatsächlich entstandene Kosten auf Einzelnachweis hin oder in pauschalisierter Form erstattet werden (vgl. BAG 1985; BRAUN/MARX 1987).

»Zum ehrenamtlichen Mitarbeiter im sozialen Bereich wird (...), wer sich an Hilfebeziehungen beteiligt, die aus dem Grunde hergestellt und unterhalten werden, um anderen planmäßig und verantwortlich Hilfe zu leisten« (ALFF/MARTINI/BRAUN 1985, S. 13).

Ehrenamtliche MitarbeiterInnen setzen sich aus verschiedenen Alters-, Berufs- und

¹² In der Literatur finden sich unterschiedliche Begriffe zur Kennzeichnung der Tätigkeit, wie »Freiwillige«, »freiwillige Helfer«, »freitätige Mitarbeiter« u. a. (vgl. BRACK et al. 1986; OLK 1987; BOCK 1993).

In der vorliegenden Arbeit wird vorrangig die Bezeichnung ehrenamtliche HelferInnen bzw. MitarbeiterInnen benutzt, da die Untersuchungsgruppe eine freiwillige soziale Hilfetätigkeit ausübt und lediglich entstandene Kosten von den jeweiligen Institutionen übernommen werden.

¹³ Ein interessantes Untersuchungsergebnis von OSWALD/SCHINZLER (1987, S. 65) ist, daß die Ehrenamtlichen, die ihre Auslagen ganz oder teilweise ersetzt bekamen, ein höheres Maß an Zeit investierten, als die HelferInnen, die keinen Ersatz erhalten haben.

Bevölkerungsschichten zusammen (vgl. Kap. 3). Sie stellen ihre Mitarbeit u. a. verschiedenen Verbänden und Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege¹⁴ oder behördlichen sozialen Diensten zur Verfügung. Das vorrangige Aufgabenfeld dieser Helfergruppe sind die unmittelbaren persönlichen Dienste. Formen ehrenamtlichen Handelns können Beratung, Betreuung, hauswirtschaftliche Versorgung, Leitung, Verwaltung u. a. umfassen (vgl. ALFF/MARTINI/BRAUN 1985, S. 20 ff.)¹⁵. Dabei können leitende Funktionen in Vorständen, eine Mitgliedschaft in Ausschüssen sowie administrative und organisatorische Aufgaben bei freien Wohlfahrtsverbänden übernommen werden, etwa in der Buchhaltung, die Erledigung von Schriftverkehr, Telefon-, Pforten-, Mahlzeiten-, Hauswirtschaftsdienste, die Teilnahme an Ferienmaßnahmen, die Organisation von Feiern und Festen. Ehrenamtliche sind oftmals in Nachbarschaftshilfen, im Bereich der Altenhilfe, in Alten-, der Behinderten- und Ausländerarbeit tätig.

Im Mittelpunkt des Interesses dieser Arbeit steht das soziale Ehrenamt, das auf einer freiwilligen sozialen Betätigung beruht, sowie im Bereich der unmittelbaren Erbringung sozialer Dienstleistungen angesiedelt ist¹⁶. Ehrenamtliche Arbeit wird hier den sozialen Hilfen zugeordnet, die institutionell gebunden sind (vgl. dazu auch ROOS 1980; OLK 1987, 1988), da Bedingungen und Erfahrungen beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen an gemeinsamen Berührungspunkten rekonstruiert werden.

Nicht untersucht werden familiäre Hilfeleistungen, Selbsthilfegruppen sowie die Arbeit in Vorständen von Wohlfahrtsvereinen¹⁷. Ehrenamtliches Engagement bedeutet hier, Hilfe- bzw. Unterstützungsleistungen für andere zu geben.

¹⁴ Die Spitzenverbände der freien Wohlfahrt sind in einer Arbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege zusammengeschlossen (BAG). Die Institutionen, die dazu zählen sind, der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband, die Arbeiterwohlfahrt, der Caritasverband, das Deutsche Rote Kreuz, das Diakonische Werk und die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (vgl. NOTZ 1987, S. 111 ff.).

¹⁵ Die breite Palette ehrenamtlicher Mitarbeit wird von NIEDRIG (1977, S. 329) aufgezeigt.

¹⁶ Zum politischen Ehrenamt siehe OLK 1987.

¹⁷ Vgl. zur Diskussion um Selbsthilfe und Wohlfahrtsverbände eine Rezension von HERMANN (1991) zu Beiträgen in einem Sammelband von BOLL/OLK (1987).

Zur Selbstorganisation aus der Perspektive einer ökonomischen Theorie sowie einer Analyse der Wirtschafts- und Sozialpolitik in Österreich siehe BADEL (1985).

Für die Schweiz gibt STEINER (1986) einen Überblick zu sozialpolitischen Rahmenbedingungen von sozialer Tätigkeit und Selbsthilfe.

Des Weiteren sind die Beiträge von HORCH (1985), BRACK et al. (1986) und DEIMER (1986) zu nennen, die sich mit Strukturbesonderheiten von Selbsthilfekonzerten auseinandersetzen.

Zur Struktur und Funktionsweise von »organisierte Nachbarschaftshilfe« siehe die Zusammenfassung einer Untersuchung von BRAUN/ARTIKUS (1985).

EVERS (1986) berichtet über ein Forschungsprojekt zu unkonventionellen lokalen Institutionen.

Mega-Trends in der Wohlfahrt beschreibt EVERS (1992); er stellt die These auf, »daß der informelle Bereich immer weniger stillschweigende Voraussetzung des »eigentlichen« Sozialsystems, sondern als einer seiner integralen Bestandteile betrachtet wird. Seine Leistungen werden stärker anerkannt und systematisch zu nutzen versucht« (EVERS 1992, S. 4).

Die Entscheidung für ein ehrenamtliches Engagement ist zunächst einmal ein individueller, freiwilliger Akt. Ist er allerdings einmal erfolgt, so sehen sich die ehrenamtlichen HelferInnen in ihrer Arbeit mit einem Bündel von normativen Verhaltenserwartungen, organisatorischen Rahmenbedingungen, Einsatzplanungen, Hilfsmitteln, Kooperationsnotwendigkeiten mit professionellem Fachpersonal etc. konfrontiert (vgl. OLK 1987).

2.1 Zur Organisation ehrenamtlicher Tätigkeit

Ähnlich wie bei beruflichen HelferInnen lassen sich formale Merkmale skizzieren, die die Ausübung ehrenamtlicher Hilfeleistungen mitbestimmen.

Zunächst können bei einer Betrachtung des öffentlichen Kontextes, der sich auf das Thema Ehrenamtlichkeit bezieht, zwei relevante Bereiche genannt werden: Erstens die ›Ressource‹ Geld, die eingespart werden kann und zweitens ›Solidarität‹, die nach Möglichkeit vermehrt oder zumindest erhalten bleiben soll¹⁸.

In dieser Diskussion lassen sich zwei Positionen aufzeigen, wobei ich die Ansicht von SÜSSMUTH teile, daß eine Aufwertung und Ausweitung des Ehrenamtes nicht geeignet sei, den Sozialstaat zu sanieren.

»Die Fachkräfte können nicht durch ehrenamtliche Helfer ersetzt werden. Insofern ist die Ausweitung des Ehrenamtes kein Ausweg aus der Sozialstaatskrise und aus der Arbeitslosigkeit. Aber die Diskussion um das Ehrenamt leistet einen wichtigen Beitrag zur Orientierung des einzelnen und zur Verhältnisbestimmung von individuellem und kollektivem Wohl in der modernen Industriegesellschaft« (SÜSSMUTH 1986, S. 106).

Die Autoren MÜNCHMEIER (1988) sowie RAUSCHENBACH/MÜLLER/ OTTO (1988) zeigen zudem einen öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes auf. Diese Hilfeform diene sozusagen als gesellschaftliches Vorzeigestück, das einen humanitären, solidarischen Anspruch habe und zudem Kosten der staatlichen Unterstützungssysteme verringere. »Ehrenamtliches Engagement ist eine der letzten Bastionen, in der eine auf Vertrauen, Einfluß und Anteilnahme basierende Sozialintegration jenseits der systemischen Steuerungsmedien von Geld, Recht und Macht gelingen kann. Mit ihm versucht die Gesellschaft dem Dilemma zu entrinnen, soziale Dienste entweder nur noch marktmäßig feilbieten bzw. gesetzlich ›verordnen‹ zu können oder aber allein auf die Existenz und das Funktionieren lebensweltlich vorhandener Bezüge vertrauen zu müssen« (RAUSCHENBACH/MÜLLER/OTTO 1988, S. 224).

Dabei arbeiten ehrenamtliche HelferInnen unter ähnlichen formalen Regeln, wie berufliche HelferInnen. Ihre Tätigkeit wird zwar nicht unter einem formalen Arbeitskontrakt ausgeübt, unterliegt aber bestimmten Abmachungen, Vereinbarungen und Verpflichtungen¹⁹. Empfehlungen der BAG (1985) zufolge sollten finanzielle Kosten, die bei der Hilfetätigkeit entstanden sind, nach Möglichkeit erstattet werden.

¹⁸ RAUSCHENBACH (1991, S. 3) nennt zudem die Verteilung von Arbeiten zwischen den Geschlechtern und den Generationen, der sogenannte »Generationenvertrag« und Bereiche, die außerhalb der geregelten Erwerbsarbeit liegen.

¹⁹ Zunächst erfordert die Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit in der Regel keine formalen Qualifikationen. Ehrenamtliche Helferinnen im Strafvollzug müssen eine Zulassungsvoraussetzung erfüllen (vgl. NOTZ 1987, S. 121 ff.).

Im neuen Betreuungsgesetz – das für die Erhebung der vorliegenden Untersuchung noch

Anzustreben ist eine partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, die eine gegenseitige Beteiligung an Entscheidungsprozessen berücksichtigt. Ein weiterer Anspruch ist, daß Ehrenamtliche nicht zur beliebig verfügbaren Einsatzreserve werden. In diesem Kontext fordert HUMMEL (1989) ein neues Selbstverständnis für ehrenamtliche HelferInnen, die eine institutionelle Selbständigkeit erreichen sollten.

Die Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit in der freien Wohlfahrtspflege kommt in der Regel – so eine Pilotstudie von HEINE et al.(1984) – über den persönlichen Kontakt zu Mitgliedern oder vermittelnden Personen des Verbandes zustande. Einstellungen und Wertigkeiten in Lebensvollzügen der ehrenamtlichen HelferInnen weisen dabei Ähnlichkeiten auf. Die AutorInnen geben eine christlich-religiöse Grundhaltung der untersuchten Gruppen an (vgl. HEINE u. a. 1984, S. 58).

Wohlfahrtsverbände beobachten, daß ehrenamtliche HelferInnen dazu neigen, eine zeitlich überschaubare Mitwirkung zu übernehmen und demzufolge nicht absehbare verpflichtende Mitarbeit eher ablehnen. Zudem zeigt sich eine zunehmende Absage gegenüber besonders belastenden Tätigkeiten (vgl. BAG 1985, sowie die Untersuchung von SCHMACHTENBERG 1980 in der Altenhilfe). Eine von der Landesregierung Baden-Württemberg durchgeführte Untersuchung über ehrenamtliche soziale Dienste auf kommunaler Ebene gelangt zu ähnlichen Ergebnissen: Ehrenamtliche HelferInnen wollen demnach über Zeit und Inhalt ihrer Arbeit selbst bestimmen – unabhängig von institutionellen Vorgaben wie z. B. Dienstplänen. Ehrenamtliche und berufliche HelferInnen seien nicht gegenseitig austauschbar. Eine Vergütung der Tätigkeit Ehrenamtlicher erhöhe ihr Engagement. Belehrungen und Anweisungen wirken demotivierend (vgl. HUMMEL 1989, S. 5 ff.). BRAUN (1987, S. 26/27) weist ebenfalls darauf hin, daß sich ehrenamtliche HelferInnen ihre Zeit selber einteilen möchten und versicherungsrechtliche Absicherungen gewährleisten sowie anstehende Kosten erstattet werden sollten.

Zwar wird die Tätigkeit nicht zum Zweck der Einkommenserzielung ausgeübt, wird aber unter Umständen durch Fahrtkostenerstattungen, Aufwandsentschädigungen, Anerkennungs-Pauschalen, Tagegeldern etc. honoriert (vgl. dazu OLK 1987, S. 86).

Finanzielle Voraussetzungen müssen hinsichtlich der Sicherung des Lebensunterhaltes des Helfers erfüllt sein, da die Tätigkeit nicht wie eine Erwerbsarbeit entlohnt wird. Als eine wichtige Voraussetzung für die Aufnahme ehrenamtlicher Arbeit gilt daher die Alimentation durch ein anderes eigenes oder fremdes Einkommen (vgl. NOTZ 1987, S. 121).

Prinzipiell sind die Hilfe- und Unterstützungsleistungen ehrenamtlich Tätiger für jedes Mitglied der Gesellschaft zugänglich; die konkrete Vermittlung zwischen Hilfebedürftigen und Helfern erfolgt in der Regel nach Schwerpunktsetzungen der ehrenamtliche Arbeit mobilisierenden Einrichtungen und Dienste (vgl. OLK 1988, S. 24). Je nach Aufgabengebiet können Ehrenamtliche auch allein oder mit anderen Ehrenamtlichen zusammen arbeiten.

keine Relevanz besitzt – werden neuerdings Kriterien zur Übernahme eines Ehrenamtes festgeschrieben (vgl. HOFFMANN 1992; JAEGER 1992; kritisch GAEDT/LANG 1992; FROMMANN 1992).

2.2 Handlungsleitende Orientierungen

In dieser Studie verstehe ich die Tätigkeit der ehrenamtlichen HelferInnen als eine Form des Alltagshandelns. Diese Alltagsorientierung meint, so meine Hypothese, daß ehrenamtliche HelferInnen in ihrer Sozialen Arbeit auf ihr Alltagswissen zurückgreifen – auf *Deutungs- und Handlungsmuster in der spezifischen Form der Alltäglichkeit* die Unmittelbarkeit von Erfahrungen, die ihnen bekannt sind und mit denen sie sich ein Bild vom Alltag des Hilfebedürftigen machen können. Empathie und Einfühlungsvermögen bestimmen dabei ihr Handeln mit.

In der Orientierung am Alltag der Adressaten liegt eine Besonderheit in der Betreuer Tätigkeit der Ehrenamtlichen. Die Gelegenheit, etwas aus dem eigenen Leben bzw. Erleben wiederzufinden – etwa Hilfen zur Lebensbewältigung zu geben – dabei individuelle Erfahrungen weiterzugeben bietet im Idealfall ein hohes Potential an Hilfsmöglichkeiten im direkten Kontakt zum Hilfebedürftigen. Mitbestimmt werden diese spezifischen Fähigkeiten unter anderem von demographischen Faktoren, etwa den unterschiedlichen Sichtweisen von Menschen, die auf dem Land oder in der Stadt leben. Interpretiert wird Alltag – Alltäglichkeit vor dem Hintergrund eines leitenden Konzepts, das sich im Lebensverlauf aufbaut²⁰.

»Alltäglichkeit nämlich wird praktiziert in konkreten Situationen und Institutionen, also im Setting von Strukturen, die ökonomisch, traditionell oder sozial bestimmt sind in den Alltagswelten der regionalen Prägung, der Lebenslagen, der Lebensfelder und Institutionen« (THIERSCH 1988, S. 11).

Demzufolge sind individuelle Lebenserfahrungen der Ehrenamtlichen, etwa persönliche Fähigkeiten wie Kontaktfreudigkeit, Gelassenheit, Neigungen und Milieukenntnisse mit handlungsleitend. Außerdem verfügen ehrenamtliche HelferInnen in der Regel über verschiedene Berufserfahrungen aus unterschiedlichen Bereichen, die sie in ihre soziale Tätigkeit einbringen können.

2.2.1 Qualifizierung ehrenamtlicher HelferInnen

Verschiedene Einrichtungen streben eine zusätzliche Qualifizierung ehrenamtlicher HelferInnen an. Diese kann Komponenten formaler Einarbeitungs- und Fortbildungsprozesse sowie gezielter Qualifizierungsmaßnahmen enthalten.

Die Untersuchung von SCHMACHTENBERG (1980, S. 268ff.) gibt dazu relevante Hinweise:

Aus- und Weiterbildung freiwilliger HelferInnen sind am sinnvollsten in einer praxisbegleitenden Form des exemplarischen Lernens zu institutionalisieren. Dabei empfiehlt dieser Autor eine Institutionalisierung nicht in jedem Fall. SCHMACHTENBERG schreibt dazu: »Der Helfer möchte vor allem unmittelbar nach seinem Entschluß, tätig zu werden, auch praktisch helfen. Durch zu lange Vorbereitungskurse geht Spontaneität sowie Motivation verloren.« (1980, S. 269) Eine Institutionalisierung von Weiterbildung mit spezifischen, vorgegebenen Themen sollte demzufolge möglichst vermieden werden, da diese oft unwirksam sei und Spontaneität verlorengehen könne.

²⁰ Vgl. zur Lebenswelt die Ausführungen von HITZLER/HONER 1988.

Eine mögliche praxisbegleitende Weiterbildung strebt er auf drei Ebenen an:

»Die Ebene des

- fachlichen Bereiches. Sie umschließt die Vermittlung von Fachwissen zur Beratung von Hilfesuchenden, die Vermittlung von verschiedenen Sozialtechniken, die Darstellung der Bedeutung der Nachbarschaftshilfe als vorbeugende Maßnahme im Rahmen sozialer Arbeit, die Information zum Adressaten der Hilfe.
- persönlichen Bereiches: Sie umschließt den Abbau von Vorurteilen, die Bewußtmachung des eigenen Verhaltens und der Möglichkeiten der Verhaltensänderungen, die Anleitung zu Selbstbeobachtungen, Kritikfähigkeit, Kooperationsfähigkeit, das Anerkennen der Gruppe als Auffanginstitution bei Notfällen.
- interaktiven Bereiches. Er umschließt die Zusammenarbeit mit dem hauptamtlichen Personal, Darstellung der Aufgaben und Rollen des hauptberuflichen Personals, die Kooperation mit anderen Nachbarschaftshilfegruppen, Zusammenarbeit mit den Wohlfahrtsverbänden« (SCHMACHTENBERG 1980, S. 269).

Die Weiterbildung sollte möglichst kontinuierlich von einem Berater geleitet werden. Eine gleichbleibende Betreuung wirkte sich positiv auf die Dauer der Tätigkeit, die Kontinuität und auf die Arbeit der freiwilligen Mitarbeiterinnen aus (vgl. SCHMACHTENBERG 1980, S. 270). Die Empfehlungen dieses Autors halte ich in weiten Bereichen für sinnvoll. Diese können eine Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen positiv beeinflussen.

2.3 Interesse und Einstellungen

Veränderte Lebensbedingungen von Menschen können zur Übernahme eines sozialen Ehrenamtes führen. Dabei ermöglichen erweiterte Dispositionsspielräume über Lebenszeit eine Erbringung dieser Hilfeleistungen. Meiner Ansicht nach ist die Bereitschaft zur Hilfe zu einer Frage der individuellen Entscheidung geworden, die an das Belieben des einzelnen Individuums anknüpft.

Eine Motivation zu helfen entsteht häufig aus dem Bewußtsein, daß Menschen aufeinander angewiesen sind und gegenseitig Hilfe brauchen. Viele HelferInnen werden aus solidarischer Verbundenheit mit Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben, tätig (vgl. auch BOCK 1993).

PANKOKE/PANKOKE-SCHENK (1986) thematisieren einen »Reichtum« der ehrenamtlichen HelferInnen, der in der Bereitschaft liegt, persönliche Nähe, Zeit und Zuwendung zu geben. Dabei verfügen diese HelferInnen überwiegend über lebenspraktische Kompetenzen, die sich als »*situative Kompetenzen*« umschreiben lassen. Untersuchungen über Hilfebeziehungen haben gezeigt, daß ehrenamtlich Handelnde ihre Hilfsbereitschaft oft jederzeit abrufbar einsetzen.

NIEDRIG (1977, S. 330) geht davon aus, daß ehrenamtliche Mitarbeit unmittelbarer, natürlicher, wärmer sein kann, als die von Professionellen, deren Arbeit in Routine und Distanz verlaufen kann. Von ehrenamtlichen HelferInnen werden in vielen Fällen intuitiv Zuwendungen und Hilfeleistungen erbracht, die auf Dauer verlässlich sind und somit Vertrauensbeziehungen zu Adressaten schaffen.

Ähnliche Ansprüche werden von MEHRINGER (1980, 1981) an berufliche HelferInnen gestellt²¹.

Die Untersuchung von SCHMACHTENBERG (1980) zur Analyse der Motivationsstruktur von freiwilligen MitarbeiterInnen hat zudem gezeigt, daß der Wunsch, selbst wieder eine neue Rolle zu erhalten, bei vielen HelferInnen ausgeprägt vorhanden ist. Die Tätigkeit wird dabei als kontinuierlicher Lern- und Entwicklungsprozeß verstanden, wobei der persönlichen Entwicklung vielfach ein größeres Gewicht zukommt als der fachlichen.

BRAUN (1987) skizziert ›Motivbündel‹ zum sozialen Engagement, diese setzen sich aus Kontakt-, Selbstentfaltung-, Betroffenen- sowie religiösen, sozialkritischen und kompensatorischen Motiven zusammen. KRAMER/SAUER/WAGNER (1992) betonen in ihrer Pilotstudie sowohl eine soziale Orientierung (prosoziales Handeln) als auch die Notwendigkeit einer kulturellen Identität, nämlich, »daß der zukünftige ehrenamtliche Mitarbeiter seine kulturellen Muster sprachlicher, ästhetischer und wertbezogener Natur in der jeweiligen Organisation in der er tätig werden will, wiederfindet« (1992, S. 7). Dabei sind Einbeziehungen von beruflichen Erfahrungen auf verschiedenen Ebenen als Gegenwelt, als Erfahrungsschatz, als Ergänzung, als Problemfeld bei Angehörigen helfender Berufe, als Möglichkeit zusätzlich Qualifikationen zu erwerben sowie als sinngebende Verlängerung der Lebensarbeitszeit wesentliche Aspekte, die zu einer ehrenamtlichen Tätigkeit führen können.

2.3.1 ›Nutzen‹ ehrenamtlicher Tätigkeit

Ehrenamtliche HelferInnen ziehen einen persönlichen Gewinn aus ihrer Helfertätigkeit. Untersuchungsergebnisse zum Ehrenamt und zur Laienhilfe zeigen, daß die Tätigkeit für die engagierten Menschen selbst Nutzen stiftet. So kann der Helfer aus seinem Handeln eine persönliche Bestätigung ziehen, eine Erfahrung des Gebrauchtwerdens machen und eigene Wertvorstellungen realisieren. Ehrenamtliche HelferInnen können durch ihre Tätigkeit eine höhere (soziale) Anerkennung erwerben.

»Nichtprofessionelle Helfer gewinnen – das ist empirisch vielfach nachgewiesen – durch ihre Hilfeleistungen einen Zuwachs an Reife, Kompetenz, Stabilität und Zufriedenheit« (MÜLLER-KOHLBERG 1990, S. 111).

OSWALD/SCHINZLER (1987) kommen in ihrer Analyse über ehrenamtliche Arbeit zu dem Ergebnis, daß diese als menschliche Bereicherung erfahren wird und zwar nicht nur für den, der Hilfe empfängt, sondern auch für den, der Hilfe leistet. Die HelferInnen erhalten danach etwa Möglichkeiten, Begabungen zu entfalten, Christentum zu praktizieren, Fähigkeiten zu entwickeln, sowie das eigene Leben mit ›Sinn‹ zu füllen. Zudem könnten bereits vorhandene berufliche Kenntnisse genutzt werden, und Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten in Anspruch genommen werden.

²¹ »Hilfebedürftige profitieren von der nichtgeschäftlichen Zuwendung durch Mitmenschen im allgemeinen mehr oder wenigstens gleichviel wie durch die Hilfe von ausgebildeten Berufshelfern« (MÜLLER-KOHLBERG 1990, S. 111, vgl. ebenso MÜLLER-KOHLBERG 1988).

2.4 Zusammenfassung: Ehrenamtliches Handeln als ›situative Kompetenz‹

In meiner Arbeit ist das soziale Ehrenamt von Interesse, das auf einer freiwilligen, unentgeltlichen sozialen Betätigung beruht. Diese Hilfetätigkeit ist im Bereich der unmittelbaren Erbringung sozialer Dienstleistungen angesiedelt und wird innerhalb einer formal organisierten Institution erbracht. Dabei werden Absprachen über Einsatzmöglichkeiten und zeitliche Dauer der sozialen Tätigkeit getroffen. Die Unterstützungsleistungen sind prinzipiell für jedes Mitglied der Gesellschaft zugänglich.

Ehrenamtliche HelferInnen verfügen oft über vielfältige berufliche Fähigkeiten, wie auch lebenspraktische Kompetenzen, die ich in Anlehnung an PANKOKE/PANKOKE-SCHENK (1986) insbesondere als ›*situative Kompetenzen*‹ kennzeichnen möchte. Motive, die zu einer ehrenamtlichen Mitarbeit führen, sind ineinander verflochten. Prosoziale Beweggründe spielen eine bedeutende Rolle in Untersuchungsergebnissen. Zudem werden der Verlust oder die Einschränkung sozialer Kontakte bzw. Interaktionszusammenhänge, die kompensiert werden, genannt – etwa durch Tod, Scheidung, Verlust der Erwerbsarbeit. Außerdem sind Wünsche nach Ausweitung des Kontaktnetzes sowie ökonomische Motive weitere Angaben. Dabei können ehrenamtliche HelferInnen individuelle Fähigkeiten in ihre Tätigkeitsfelder einbringen.

Weiterhin deuten die vorliegenden Untersuchungsergebnisse auf eine veränderte Form ehrenamtlichen sozialen Engagements hin. Hilfeleistungen werden nicht mehr allein aus bürgerlicher Barmherzigkeit übernommen, sondern aus individuellen Entscheidungen, die auch mit dem Bewußtsein getroffen werden, daß Menschen gegenseitige Hilfe brauchen²². Diese Annahme ist für die Zusammenarbeit mit beruflichen HelferInnen von Interesse. Traditionelle Formen der Unterstützung Ehrenamtlicher durch Wohlfahrtsverbände und öffentliche Träger könnten demnach unzureichend sein. Auf veränderte Interessengruppen müssen zukünftig abgestimmte Strategien der Mobilisierung und Unterstützung des sozialen Engagements entwickelt werden. Nur dann können die etablierten Träger Sozialer Arbeit hoffen, daß es zu einer fruchtbaren und für beide Seiten gewinnbringenden Kooperation kommt.

Im folgenden werde ich die Entwicklung beruflicher und ehrenamtlicher Hilfe skizzieren, um auf veränderte Tendenzen der Zusammenarbeit beider Helfergruppen hinzuweisen.

²² OLK (1987, 1989b) beschreibt eine Auflösung ständischer Hilfeverpflichtungen und Gemeinwohlorientierungen.

3 Skizze der Entwicklung beruflicher und ehrenamtlicher sozialer Hilfe

In meiner Untersuchung wird die Entwicklung beruflicher und ehrenamtlicher Hilfe in Deutschland als ein stets wechselseitig aufeinander bezogenes Handeln betrachtet²³.

Die soziale Hilfstätigkeit oder Soziale Arbeit läßt sich in der folgenden chronologischen Reihenfolge verfolgen: Almosenwesen, Armenpflege, Armenfürsorge, Fürsorge(tätigkeit), Wohlfahrtspflege, Fürsorge, Sozialarbeit (vgl. MÜHLUM 1982, S. 64). Ursprünge der Sozialen Arbeit liegen in der »behördlichen Armenpflege des 19. Jhdts., der freien Liebestätigkeit und Wohlfahrtspflege und der (...) Frauenbewegung. Sie konzentrierte sich auf die Arbeitsfelder und Institutionen der (...) Säuglings-, Wirtschafts-, Wohnungs-, (...) Familien-, (...) Gesundheits-, Gefährdeten- und Betriebsfürsorge« (BOCK 1993, S. 835).

Bei Literaturrecherchen zu diesem Thema wird deutlich, daß Zugänge zur Darstellung der Geschichte der Sozialen Arbeit unterschiedlich verlaufen, bis heute heterogen erforscht und zum Teil widersprüchlich dargestellt werden (vgl. dazu MÜNCHMEIER 1981).

MÜHLUM schlägt folgendes Periodisierungsschema zu Entwicklungslinien der Sozialarbeit (= SA) vor:

»1. Phase ≈ bis 1830	Vorläufer der Sozialarbeit – caritative Armenpflege
2. Phase 1830–1880	Entwicklung prakt. Fürsorgetätigkeit im 19. Jahrh.
3. Phase 1880–1930	Theoretische Begründung der Fürsorge u. berufl. Ausbildung
4. Phase ≈ seit 1960	Moderne SA auf dem Weg zur Professionalisierung«

(MÜHLUM 1982, S. 64).

Entstehungsbedingungen Sozialer Arbeit bewegen sich von der christlichen Armenpflege bis hin zu Leistungen des Sozialstaates, wobei letzterer inzwischen in weiten Bereichen die gesetzliche Verantwortung für Hilfeleistungen übernommen hat. In der Bundesrepublik Deutschland ist Soziale Arbeit weniger an Berufsausbildung, Berufsstand und Berufsprestige einzelner BerufsarbeiterInnen gebunden, als vielmehr an

²³ Umfassende Arbeiten zur Historie Sozialer Arbeit lassen sich etwa bei KÖHLER 1977; SCHERPNER 1979, 1984; SACHSE/TENNSTEDT 1980 (a), 1988; BARON 1983; LANDWEHR/BARON 1983; MÜLLER, C. W. 1988 (a), (c); EYFERTH 1987; WENDT 1990 finden.

staatliche und kommunale (und andere öffentlich-rechtliche) Einrichtungen und Maßnahmen, Regelungen, Aufträge und Garantien (vgl. C. W. MÜLLER 1988 b, S. 146).

Dabei wird unter öffentlicher Sozialpolitik die Gesamtheit der Maßnahmen des politisch-administrativen Systems (von Kommune bis Staat) zur Herstellung, Erhaltung und Sicherung eines verwertbaren Bestandes von Arbeitskräften in der spezifischen Form der Lohnarbeit verstanden (vgl. SACHSE/TENNSTEDT 1980 b, S. 329 f.)²⁴.

Wie und in welchen Formen berufliche und auch ehrenamtliche soziale Hilfeleistungen ausgeführt werden, wird in der Literatur ausführlich beschrieben und kontrovers diskutiert²⁵.

Gertrud BÄUMER kennzeichnet den Begriff Sozialpädagogik bereits 1929 als Erziehung, die nicht Schule und nicht Familie ist. Sozialpädagogik bedeutet für diese Autorin den Inbegriff der gesellschaftlichen und staatlichen Erziehungsfürsorge, sofern sie außerhalb der Schule liege.

Eine Erweiterung ihrer Definition ist mit einem Erklärungsansatz von Klaus MOLLENHAUER möglich, der mit dem Begriff Sozialpädagogik »denjenigen Bereich der Erziehungswirklichkeit meint, der im Zusammenhang der industriellen Entwicklung als ein System gesellschaftlicher Eingliederungshilfen notwendig geworden ist, sich erweitert und differenziert hat; Eingliederungshilfen, die gleichsam an den Konfliktstellen dieser Gesellschaft entstehen...« (1988, S.13). Diese von MOLLENHAUER als »gesellschaftliche Eingliederungshilfen« bezeichneten Aufgaben werden von ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen erbracht.

Als Soziale Arbeit kann das Insgesamt der in der Gesellschaft vorkommenden Aktivitäten mit dem Ziel, die Lebensverhältnisse innerhalb des Gemeinwesens für die ihm angehörenden Menschen zu verbessern, genannt werden. Geprägt wurde der Ausdruck »Soziale Arbeit« nach 1890 (vgl. WENDT 1990).

Zusammenfassend sind in unserem gesellschaftlichen System in zunehmendem Maße Eingliederungshilfen notwendig, die auch staatlich, d. h. in Form von sozialpolitischen Maßnahmen geregelt werden. Die dazu notwendig zu erbringenden Hilfeleistungen übernehmen berufliche und ehrenamtliche HelferInnen. Ziel ist es, individuell belastende Lebensverhältnisse zu verbessern. Dabei entwickeln sich beide Hilfeformen eher nebeneinander als miteinander, wie die folgenden Skizzierungen zeigen.

²⁴ Die Entwicklung zum Sozialstaat vollzog sich – hier verkürzt skizziert – auf drei Ebenen: Zunächst regelten sozialpolitische Entscheidungen, die in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts getroffen wurden individuelle Reproduktionsrisiken in Sozialgesetzen (Krankenversicherung, Unfallversicherung, Invalidenversicherung, Altersversorgung, Arbeitslosenversicherung). Durch diese staatliche Aufsicht konnte sich die traditionelle Armenpflege auf eher sozialpädagogisch flankierende Maßnahmen und Einrichtungen konzentrieren.

Demzufolge wird die Sozialpädagogik seit der Ersten Deutschen Republik zu einem gesellschaftlichen Instrument herausgebildet, – letzteres geschieht etwa in den Ausformulierungen des neuen Kinder- und Jugendhilfegesetzes – das zu erbringende Sozialisationsleistungen festzuschreiben sucht.

²⁵ Vgl. z. B. OLK/OTTO 1987; OTTO/SCHNEIDER 1973; SAHLE 1987.

3.1 Ehrenamtliche Hilfeleistungen

Seit Ende des 14. Jhdts. veränderten sich traditionelle Formen der Armenpflege: Wurde Betteln bis zu diesem Zeitpunkt als eine legitime Form der Lebensbewältigung angesehen, fand zunehmend eine gesellschaftliche Ausgrenzung von Armut statt²⁶.

SACHBE/TENNSTEDT (1980b, S. 33 ff.) erfassen diese Zeit unter vier Aspekten:

1. Der *Kommunalisierung*, wobei die bisherige Zuständigkeit für das Bettelwesen zunehmend der sogenannten weltlichen Obrigkeit übertragen wird.
2. Der *Rationalisierung*, wobei eine Herausbildung bestimmter feststehender Kriterien zum Empfang von Unterstützungsleistungen vorgesehen wird.
3. Der *Bürokratisierung*, womit der Aufbau von Institutionen, die die Verteilung von Spenden überwachen und festlegen, gemeint ist.
4. Der *Pädagogisierung*, womit bestimmte Verhaltensmerkmale verbunden sind, die im Programm der Armenfürsorge enthalten und der mittelalterlichen Almosendogmatik – arm sein sei gottgewollt – fremd sind.

Zielsetzungen dieser Programme sind Fleiß, Ordnung, Disziplin und Mäßigung.

»Der Arme soll arbeitsam und ordentlich sein, sich nicht dem Trunk und dem Spiel hingeben, nur dann kann er auf Unterstützung rechnen« (SACHBE/TENNSTEDT 1980b, S. 331).

»Ehren-Ämter« wurden im Mittelalter vorrangig von Fürsten und Adelsherren an weltlichen und kirchlichen Höfen, in Gilden und Bruderschaften übernommen. Diese Aufgabe verschaffte ihnen höhere Privilegien und Ansehen. In den darauffolgenden Jahren wurde das Ehrenamt zu einer unbezahlten Aufgabe für die Bürgerschaft, ehrenwerte Männer, die etwa als Schöffen, Laienrichter, Presbyter und Kirchenvorsteher tätig waren (vgl. NOTZ 1987). Sogenannte Armenvögte bzw. Bettelvögte in Städten, und Aufseher in Armen- und Arbeitshäusern widmeten sich den Armen und Hilflosen der damaligen Gesellschaft (vgl. C. W. MÜLLER 1988a). Die Praxis des Armenwesens gestaltete sich folgendermaßen:

Städte und Gemeinden überprüften, wie zum einen »wahrhaft« Bedürftige versorgt und zum anderen »Müßiggang« und »Gassenbetteln« vermieden werden könnten.

Dazu durchgeführte Kontrollen »brandmarkten« nichtseßhafte Arme, die anschließend oft durch Kriminalisierung und Etikettierung gesellschaftlich ausgegrenzt wurden. Einweisungen in Zucht- und Arbeitshäuser wurden veranlaßt, die primär unter dem Zeichen strenger Disziplinierung standen. Sozusagen an der Wiege der Entstehung von Sozialer Arbeit als Beruf stand der Aufseher in Zucht- und Arbeitshäusern.

²⁶ Eine Neuordnung des Systems zur Minderung von Armut wurde immer dringlicher benötigt. Juan Luis VIVES erstellte die erste systematische Abhandlung über das Fürsorgewesen »De subventione pauperum« 1526. Diese entstand aus Ideen des Humanismus, der unter anderem forderte, die Unterstützung von Armen in weltliche Fürsorge zu geben. VIVES kritisierte kirchliche Auffassungen über das »gottgewollte« Bettelwesen.

Seine Forderungen waren beispielsweise, Arbeitsmöglichkeiten für alle Bürger zu schaffen, sowie individuelle Hilfezumessungen (liebevolle Erziehung bis zum sechsten Lebensjahr in der Familie – anschließend Internatsunterbringung) zu ermöglichen. Dennoch waren VIVES Bemühungen vorrangig auf Mitglieder des Handwerks ausgelegt, die damalige Zeit aber benötigte Lohnarbeiter. Die Ideen von VIVES wurden weitgehend mißbraucht, es entstanden Zucht-, Arbeits-, Werks- und Armenhäuser.

Die Aufseher prüften zum einen die Arbeitswilligkeit Erwachsener, und zum anderen förderten sie die Herstellung der Arbeitsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen (vgl. C. W. MÜLLER 1988b, S. 137)²⁷.

Frauen waren von der Übernahme dieser Tätigkeiten qua Geschlecht sowie daraus abgeleiteter gesellschaftlicher Position ausgeschlossen (vgl. NOTZ 1987, S. 23).

3.1.1 Reformansätze in der Armenfürsorge – Generalisierung der Ehrenamtlichkeit

Gegen Ende des 18. Jhdts. wurden zunächst in einer Reihe von Städten, vor allem in Hamburg, Reformen im Bereich der Armenfürsorge eingeleitet. Diese neuen Konzeptionen sahen eine Arbeitsverpflichtung der Armen und die Einführung des Prinzips der Ehrenamtlichkeit auf allen Stufen der Aufgabenwahrnehmung der Armenpflege vor. Zudem sollte den Armen Arbeit verschafft werden, die sie zu Hause ausüben konnten.

»Die Generalisierung der Ehrenamtlichkeit bedeutet die ehrenamtliche Wahrnehmung nicht mehr nur der Leitungs- und Aufsichtsfunktionen der Armenpflege, sondern auch des unmittelbaren Kontakts mit den Armen selbst, der sowohl in den spätmittelalterlichen wie auch den absolutistischen Armenordnungen besoldeten Hilfskräften überlassen wurde« (SACHSE/TENNSTEDT 1980 b, S. 334/335)²⁸.

Diese Neuerungen sind insofern für meine Untersuchung interessant, da hier erstmals eine unmittelbare Zuwendung zum Armen herausgestellt wird. Gleichzeitig verbreiteten sich im 18. Jhd. verschiedene Medien der bürgerlichen Emanzipation, wie Presse, Clubs, Salons, Logen, bildende und gemeinnützige Vereine. Gesellschaftliche Beziehungen weiteten sich aus, das 18.-19. Jhd. wird auch als Zeitalter des »Sozietätswesens« bezeichnet (vgl. WENDT 1990, S. 24 ff.).

²⁷ Ausführlichere Studien zur Geschichte der Fürsorge lassen sich bei SCHERPNER 1984 und SACHSE/TENNSTEDT 1980 (a) finden.

²⁸ In die Zeit der Reformansätze der Armenfürsorge des 17. und 18. Jhdts. fällt auch die Denkrichtung des sogenannten Pietismus. Eine Idee dieser Lebensanschauung war, verkürzt formuliert, Menschen durch Beten und Arbeiten vor Sünde zu bewahren.

Einer der bedeutendsten Vertreter der Pietisten war August Herrmann FRANCKE (1663–1727).

Er gründete die Hallischen Waisenhäuser und erstmals eine einklassige Armenschule (1694). FRANCKEs pädagogische Grundprinzipien orientierten sich an der Annahme, daß der Mensch von Grund auf schlecht sei und nach dem Willen Gottes erzogen werden müsse. In seiner Anstalt herrschte eine permanente Überwachung der Kinder, neben einer ausgeprägten Zeitkoordinierung, die der in Arbeitshäusern ähnelte. FRANCKE erzielte materielle Gewinne mit einer angeschlossenen Druckerei, Apotheke und Buchhandlung, er wird auch als erster »Fürsorge-Unternehmer« bezeichnet.

»Soziologisch gesehen taucht hier zum erstenmal die private Fürsorge im eigentlichen Sinn auf, eine Fürsorge, in der ein Einzelner Notstände erkennt, sich um ihre Beseitigung bemüht und mit der persönlichen und finanziellen Anteilnahme von Gesinnungsgenossen rechnen kann« (SCHERPNER 1979, S. 73).

Die sich während des 17. und 18. Jhdts. konstituierten Waisen-, Arbeits- und Zuchthäuser stellten den Versuch dar, für die Armenproblematik eine ökonomische Lösung zu finden. Eine Verbindung von Strafe und Erziehung, Unterdrückung und Besserung führte schließlich zur Lohnarbeit bzw. zur Herausbildung eines arbeitswilligen und -fähigen Proletariats.

3.1.2 Die Verbindung von Ehre und Amt

In den fünfziger Jahren des 19. Jhdts. setzten sich zunehmend veränderte industriekapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsformen durch.

Der Beginn der Industrialisierung führte zur materiellen, physischen und psychischen Not der großstädtischen Arbeiterbevölkerung. Das bestehende Armenwesen war mit diesen Problemen hoffnungslos überfordert²⁹.

»Auch wenn bescheidenste Schutzregelungen (z.B. 1839 in Preußen für die Arbeitszeit von Frauen und Kindern) getroffen wurden und wenn in großen Städten eine Neuregelung der Armenpflege (mit kommunalen Armenbezirken, ehrenamtlichen Pflegern und ›Vorstehern‹) versucht wurde, orientierte sich die Hilfe doch an einem Existenzminimum in der Erwartung, daß dem Arbeitsbereiten in der wachsenden Wirtschaft ein Platz zufallen würde; der Rest wurde weitgehend der christlichen ›Liebestätigkeit‹ überlassen« (EYFERTH 1987, S. 432).

Industrialisierung und Verstädterung führten oft zu Verlusten an traditionell helfenden Beziehungen und erhöhten somit individuelle Lebensrisiken. Die kommunale Armenfürsorge reagierte mit einer Form des Helfens, die eine Verbindung von Ehre und Amt schaffte, das öffentlich-rechtliche Ehrenamt entstand. Frauen verrichteten weiterhin vorrangig die ehrenamtlichen sozialen und caritativen Dienste, wie Nachbarschaftshilfe und das Verteilen der Armensuppe (vgl. NOTZ 1987)³⁰.

Ein Beispiel zur Durchsetzung von Grundsätzen im Armenwesen wurden im Elberfelder System ausgearbeitet.³¹

3.1.2.1 Die Quartiersarmenpflege: Das Elberfelder System

Das Armenfürsorgesystem der Stadt Elberfeld diente als Vorbild für zahlreiche deutsche Städte und wurde als kommunale Angelegenheit – finanziert aus öffentlichen Mitteln – durchgeführt. Die dazu festgeschriebene Ordnung trat am 1. Januar 1853 in Kraft.

Die Stadt Elberfeld wurde in mehr als hundert ›Quartiere‹ aufgeteilt, wobei für jeden Bezirk ein Bürger als ehrenamtlicher Armenpfleger eingesetzt wurde (jeder stimmbfähige Bürger, der durch Besitz und Herkunft zu den bürgerlichen Honorationen zu zählen war, konnte zur Übernahme eines solchen Amtes verpflichtet werden)³².

²⁹ »Durch die Einführung der Gewerbefreiheit, Bauernbefreiung und Landeskulturge-setzgebung (Auflösung der Gemeinheiten mit subsistenzsichernden Partizipations- ›rechten‹ für den kleinen Mann) werden die Rahmenbedingungen bürgerlich-kapitalistischer Produktion hergestellt (›passive Proletarisierung‹). Die Entwicklung der Armenfürsorge ist nunmehr vornehmlich dadurch bestimmt, traditionelle Hindernisse für die Freizügigkeit der Arbeitskräfte abzubauen (vom Heimatprinzip zum Unterstützungswohnsitz) und zu verhindern, daß öffentliche Unterstützung zur attraktiven Alternative gegenüber der im Zuge der Industrialisierung sich immer mehr verallgemeinernden Lohnarbeit wird« (SACHSE/TENNSTEDT 1980b, S. 336).

³⁰ Gegen Ende des 19. Jhdts. wurden wohlthätige bürgerliche Frauen verstärkt in die freiwillige, unbezahlte Soziale Arbeit eingebunden.

³¹ Auf eine ausführliche Darstellung der Entwicklung der Armenpflege der Stadt Elberfeld wird verzichtet (vgl. dazu SACHSE/TENNSTEDT 1980a sowie LANDWEHR/BARON 1983).

³² Eine Untersuchung über das System der ehrenamtlichen Tätigkeit in der Stadt Elberfeld führte BERGER (1979) durch.

Zwischen offener und geschlossener Armenpflege wurde unterschieden, wobei auf die offene Form im folgenden eingegangen werden soll, da diese auch für meine Arbeit interessante Hinweise auf eine Zusammenarbeit verschiedener Helfergruppen liefert.

Die Zuständigkeit eines Armenpflegers für das jeweilige ›Quartier‹ knüpfte ausschließlich an räumliche Kriterien des jeweiligen Bezirkes an, inhaltliche Kriterien – wie etwa spezifische Notstände – blieben außer acht.

Eine Befähigung des Pflegers zur Fürsorgetätigkeit wurde durch intime, nachbarliche Kenntnisse über die sozial-räumlichen Lebensverhältnisse der Familien unterstützt und nicht durch fachliche Kompetenz gewährleistet (vgl. SACHSE 1986, S. 38).

Die angestrebten Reformen wurden anhand folgender Grundsätze gesichert:

- »1. Ehrenamtliche Arbeit in der öffentlichen Wohlfahrtspflege:
Die verantwortliche Armenbehörde stellte eine große Anzahl freiwilliger Helfer und Helferinnen in ihren Dienst, die die Armen aufzusuchen, zu kontrollieren und nach Maßgabe ihres Befundes Unterstützung zu beantragen hatten;
2. Individualisierung der öffentlichen Wohlfahrtspflege: Keinem Armenpfleger sollten mehr als vier Familien oder alleinstehende Arme unterstellt werden, damit gründlich geprüft und kontrolliert werden konnte;
3. Dezentralisierung der öffentlichen Wohlfahrtspflege: Die Armenpfleger sollten nicht als ausführende Organe im Dienste der Stadtverwaltung tätig sein, sondern in den Bezirksversammlungen selbständig Unterstützung beschließen; die Armenverwaltung regelte die Tätigkeit der Pfleger durch genaue Instruktion;
4. Vermeidung von Dauerleistungen: Jede Unterstützung sollte möglichst nur auf 14 Tage gewährt und danach nur nach erneuter Prüfung bewilligt werden. Die immer von neuem notwendige Erörterung der einzelnen Fälle sollte den Pfleger zwingen, mit den seiner Obhut anvertrauten Armen in steter Fühlung zu bleiben.« (SACHSE/TENNSTEDT 1980a, S. 215/216).

Vier Prinzipien kennzeichneten demzufolge das Elberfelder System: ehrenamtliche Durchführung von Aufgaben öffentlicher Verwaltung, Individualisierung der Unterstützungsleistungen, Dezentralisierung der Entscheidungskompetenzen in Form von Bestimmungen der Zuständigkeiten nach rein räumlichen Kriterien, sowie eine Begrenzung der Dauer der Hilfeleistungen. Infolge einer konsequenten Durchführung der genannten Prinzipien sanken die Zahlen von Straßenbettelei und damals notwendig zu erbringender Unterstützungsleistungen zunächst.

Im weiteren Verlauf brachte die Entwicklung der Arbeiter- und Armenfürsorgepolitik jedoch zunehmend Schwierigkeiten mit sich, die von ehrenamtlichen Pflegern kaum noch zu lösen waren. Die gesellschaftlichen Verhältnisse wurden unübersichtlicher, Probleme ergaben sich für die damaligen Ehrenamtlichen etwa durch eine hohe Fluktuation der Armuts- und Arbeiterbevölkerung sowie durch eine angemessene Auslegung von Hilfemöglichkeiten anhand der zentralstaatlichen Sicherungssysteme.³³

³³ Von 1881 bis 1889 entstanden die ersten großen Institutionen der Sozialversicherungen von Arbeitern in Form von Kranken-, Unfall- und Altersversicherung. Später schlossen sich diesen die Angestelltenversicherung (1911) und die Arbeitslosenversicherung (1927) an. Bis heute werden ständig Zusatzleistungen erbracht (vgl. EYFERTH 1987, S.433; WENDT 1990, S. 180 f.).

Zudem wurde das Prinzip der Ehrenamtlichkeit in der kommunalen Armenfürsorge in Deutschland kritisiert. So ergab eine Recherche:

»Bereits 1894 führte der Beigeordnete Zimmermann aus Köln im Auftrag des ›Deutschen Vereins‹ eine Befragung der deutschen Städte über 30000 Einwohner über die Beschäftigung beruflicher Kräfte in der Armenfürsorge durch. 50 Städte antworteten, und aus ihren Antworten ergab sich, daß die Heranziehung beruflicher Kräfte im einzelnen zwar sehr unterschiedlich war, insgesamt aber bereits ein beachtliches Ausmaß angenommen hatte« (SACHBE 1986, S.43).

Da Zuständigkeiten und Entscheidungsbefugnisse ehrenamtlich Tätiger zugunsten beruflicher MitarbeiterInnen eingeschränkt wurden, war eine geringere Bereitschaft zur Übernahme eines öffentlichen Ehrenamtes die Folge (vgl. OLK 1987, S. 91).

Daraufhin übernahmen die ersten beruflichen Armenfürsorger Kontroll- und Aufsichtsbefugnisse, wobei ehrenamtliche HelferInnen von allen polizeilich-bürokratischen Schreib- und Verwaltungsaufgaben entlastet wurden. Ihre Aufmerksamkeit galt weiterhin überwiegend der eigentlichen Betreuung und Pflege der Armen, dem persönlichen Kontakt zu den Hilfebedürftigen.

Eine funktionale Aufgabenverteilung zwischen ehrenamtlichen und beruflichen Aufgaben könnte erstmals – so meine Annahme – zu Problemen in der Zusammenarbeit geführt haben.

»... in dieser Unterscheidung von (beruflich wahrzunehmender) bürokratisch/administrativer Funktion und (ehrenamtlich wahrzunehmender) pädagogisch beratender Funktion deutet sich historisch erstmals die Trennung von Verwaltung und Sozialarbeit, von Innen- und Außendienst an, die die spätere Struktur sozialer Dienste beherrschen sollte« (SACHBE 1986, S. 44/45).

Diese Neuordnung beruflicher und ehrenamtlicher Hilfe wurde im sogenannten Straßburger System ausformuliert (vgl. SACHBE 1986, S. 45 ff.).

Das künftige Berufsbild des Sozialarbeiters gewann mit diesem System zum ersten Mal an Konturen³⁴.

3.1.3 Ehrenamtliche Hilfe im 20. Jahrhundert

Seit den 20er Jahren dieses Jahrhunderts verschwindet ehrenamtliche Tätigkeit zunehmend aus dem Bereich der öffentlichen Fürsorge - eine Ausnahme bildet dabei die Zeit des Nationalsozialismus -, lediglich bei freien Trägern behalten diese MitarbeiterInnen Anteile ihrer Funktionen und Beschäftigungsmöglichkeiten³⁵.

³⁴ Dazu schreibt C. W. MÜLLER: »In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spätestens wurden die Arbeitshäuser durch die rasante Entwicklung industriekapitalistischer Produktivkräfte obsolet – die unqualifizierte Arbeitskraft der eingewiesenen Arbeitsbevölkerung warf keine Profite mehr ab -, die Kontrolle der Arbeitsbereitschaft Erwachsener wurde in die Wohnungen der Armen verlegt. Sie oblag ehrenamtlich tätigen Bürgern (Elberfelder System), semi-professionellen Hausbesuchern (Innere Mission; Charity Organization Societies) und schließlich mit Einführung der modernen Wohlfahrtspflege in der Republik von Weimar dem Außendienst des Sozial- und Jugend-Amtes« (1988 b, S. 138).

³⁵ »1907 gab es z. B. in Berlin 4984 Ehrenbeamte, davon 28 Frauen, in vielen Städten nahmen keine Frauen das Amt wahr« (NOTZ 1987, S. 23).

Während der Weimarer Republik appellierten Staat und Wohlfahrtsverbände an die gegenseitige Hilfsbereitschaft der damaligen Bevölkerung. Die Heranziehung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen als Sparmaßnahme wurde dabei von der öffentlichen Wohlfahrtspflege zugegeben.

Zu Beginn des Nationalsozialismus warben Wohlfahrtsverbände für ehrenamtliche soziale Hilfsdienste. Gleichzeitig wurde gegen Frauen als ›Doppelverdienerinnen‹ gerichtlich vorgegangen. Vor dieser Zeit bereits entlohnte sozialfürsorgerische Dienste wurden oftmals wieder von unbezahlten Kräften übernommen (vgl. NOTZ 1987, S. 35). Vor allem Frauen leisteten ehrenamtliche Arbeit als Dienst an der ›Volksgemeinschaft‹.

In den 50er Jahren setzte sich dann die rückläufige Tendenz an ehrenamtlichen HelferInnen weiter fort (vgl. dazu BALLUSECK 1984, S. 395 ff.). Ein Mangel an ehrenamtlichen HelferInnen wurde häufig mit der Schwierigkeit, diese Personengruppe zu gewinnen, beruflicher Überlastung und »eine allgemeine Abneigung gegen eine Mitarbeit bei der Erfüllung öffentlicher Aufgaben« (NEISES 1954, S. 238) begründet. Der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge führte in den 50er Jahren anlässlich des 100jährigen Jubiläums des Elberfelder Systems eine Untersuchung über Formen und Umfang ehrenamtlicher Arbeit in der öffentlichen Sozialarbeit durch. Von 700 in einer Fragebogenaktion befragten Fürsorgeverbänden und Kommunalverwaltungen antworteten 413, davon besaßen lediglich 101 einen ehrenamtlichen Dienst (vgl. WEINBRENNER 1953; NEISES 1954).

Eine Beteiligung ›öffentlich-rechtlicher Ehrenbeamter‹ an der öffentlichen Fürsorgepolitik gelangte in den 50er Jahren sozusagen zu ihrem Ende. Der Schwerpunkt ehrenamtlicher Arbeit verlagerte sich zunehmend auf den Bereich der verbandlichen Wohlfahrtspflege, bzw. den Ausbau der Angebote personenbezogener Dienste (vgl. OLK 1987, S. 91).

Die Bundestagung des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes widmete sich 1963 anlässlich der ersten Allensbacher Repräsentativumfrage zum Image der Verbändewohlfahrt in der Bevölkerung dem Thema ehrenamtlicher Arbeit. Die Diskussion über die Rolle ehrenamtlicher HelferInnen führte zu folgendem Ergebnis: »Während ein Teil der Diskutanten an der tradierten Auffassung festhält, daß die Mitwirkung ehrenamtlicher Kräfte für das Leistungsniveau der Wohlfahrtspflege konstitutiv sei, gibt es andere, die bereits die Auffassung vertreten, ehrenamtlich Mitwirkende seien eigentlich nur zu Legitimation verbandlicher Arbeit von Nutzen« (OLK 1987, S. 91).

Seit den 60er und 70er Jahren wird ehrenamtliche Tätigkeit an den Rand der fachpolitischen Aufmerksamkeit gedrängt. Gründe hierfür sind vor allem in einer Expansion und Modernisierung wohlfahrtsstaatlich garantierter Sozialer Arbeit zu suchen, die eine Hierarchisierung von bezahlter und unbezahlter Sozialer Arbeit zur Folge haben kann. Der ›Aufstieg der Experten‹, der fachlich geschulten Spezialisten, stempelt lebenspraktisches Wissen zu Laienwissen ab und wertet alltägliche Hilfeleistungen als eventuell gefährliche, wenigstens aber stümperhafte Formen der Unterstützung (vgl. OLK 1989 a, S. 203).

Die zunehmende Professionalisierung beruflicher Sozialer Arbeit führte zu Konflikten in der Zusammenarbeit zwischen bezahlten und unbezahlten MitarbeiterInnen. Dabei wurde die unbezahlte Mitarbeit durch Forderungen, nach Schulung, Kontinuität u. a. zunehmend entwertet. BALLUSECK schreibt dazu, daß die Auffassung vertreten

wurde, daß erst eine Schulung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen deren Hilfe sinnvoll mache. Die Aufgaben dieser MitarbeiterInnen sollten vielfältig aufgeteilt werden, damit sich ein möglicher Mangel an Kontinuität nicht negativ auswirke (vgl. BALLUSECK 1984, S. 398). Eine Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen durch Professionelle wurde dabei vernachlässigt.

In den letzten Jahren zeichnen sich Tendenzen ab, diese Auffassungen zu revidieren. Zum einen weisen Schwierigkeiten bei der Ausübung beruflicher Hilfeleistungen darauf hin, daß der Glaube an die durchgängige Überlegenheit professioneller Handlungskompetenz gegenüber lebenspraktischem Handeln ins Wanken gerät (vgl. OLK 1989 a, S. 205).

Zum anderen rücken seit den 80er Jahren Diskussionen um eine Förderung ehrenamtlicher Hilfeleistungen wieder zusehends in den Mittelpunkt sozialpolitischer Bestrebungen (vgl. DAS PARLAMENT 1988). »In der sozialpolitischen Diskussion wird der Ruf nach mehr Familiensinn, Nachbarschaftshilfe und Ehrenamtlichkeit laut, das Thema ›Ehrenamt‹ erhält wieder Brisanz« (NOTZ 1987, S. 37). Ursachen hierfür können vor allem in einem wachsenden Hilfebedarf - etwa dem ›Betreuungsnotstand‹ sowie ›öffentlicher Armut‹ - gesucht werden.

3.1.3.1 *Umfang des Engagements*

Befragungen zum ehrenamtlichen Engagement weisen folgende Ergebnisse auf: Dem Allensbacher Institut für Demoskopie zufolge bezeichnen sich in der freien Wohlfahrtspflege 4 % der erwachsenen Bevölkerung (ab 16 Jahren) als haupt- oder ehrenamtliche MitarbeiterInnen. Die Erhebung gibt weiterhin an, daß sich 1962 49 % und 1979 lediglich 37 % der befragten Personen eine ehrenamtliche Tätigkeit vorstellen konnten. Das klassische Potential ehrenamtlich Tätiger scheint stetig im Schwinden zu sein.

Die Anzahl der engagierten ehrenamtlichen MitarbeiterInnen ist bei den etablierten freien Trägern von ca. 2 Millionen in den 70er Jahren auf 1,5 Millionen in den 80er Jahren zurückgegangen (vgl. NIEDRIG 1977, 1986; BAG 1985; OLK 1989 a; ENGELS 1991). Gründe für einen zunehmenden Rückgang Ehrenamtlicher sind möglicherweise in zunehmender Verberuflichung, Bürokratisierung und Verrechtlichung in der verbandlichen Sozialen Arbeit zu sehen (vgl. dazu auch die Untersuchungen von BRAUN 1987; BRAUN/RÖHRIG 1987 zum sozialen Engagement in der Bevölkerung).

Im Hinblick auf künftige Entwicklungen kommen Verbände und Organisationen der verbandlichen Wohlfahrtspflege zu der Einschätzung, daß die Bereitschaft zu ehrenamtlicher Tätigkeit bei den Wohlfahrtsverbänden, wie bereits in den letzten Jahrzehnten, weiter abnehmen wird (vgl. BAG 1985; NIEDRIG 1986; OLK 1987)³⁶.

Weiterführende Studien zeigen folgende Resultate:

Die Untersuchungen von INFAS 1984 und BRAUN/RÖHRIG 1987 machen darauf aufmerksam, daß das Ausmaß der tatsächlich geleisteten ehrenamtlichen Tätigkeit sowie auch das Potential an interessierten Befragten stark von den Verwendung fin-

³⁶ Diese Aussagen beziehen sich auf ehrenamtliche Tätigkeit, nicht auf die Bereitschaft zum sozialen Engagement.

denden Definitionen und Fragestellungen über die Form ehrenamtlichen Engagements abhängen und von daher schwanken (vgl. kritisch zu Fragen, Ergebnissen und Untersuchungen in diesem Bereich NIEDRIG 1986). Ich möchte darauf hinweisen, daß gesicherte Daten zum Umfang ehrenamtlichen Engagements nicht vorliegen (vgl. auch BOCK 1993).

Nach einer neueren Untersuchung – einer Sekundäranalyse (vgl. ENGELS 1991) – zur Befragung ehrenamtlicher Mitarbeit und Selbsthilfe – sind 17,5 % aller BürgerInnen freiwillig etwa in Ehrenämtern und Selbsthilfegruppen tätig. Die Mehrheit davon – ca. 10,5 % – engagieren sich mehr als drei Stunden pro Woche.

Die Zusammensetzung des Kreises ehrenamtlicher MitarbeiterInnen veränderte sich seit der ersten Hälfte der 80er Jahre (vgl. BOCK 1993). Eine Überrepräsentation von 43- bis 60jährigen hat sich zum einen auf die über 60jährigen verlagert³⁷. Somit stellen sich verstärkt Menschen zur Verfügung, die nach ihrer Berufstätigkeit flexibel über ihre Zeit verfügen können. Zum anderen ist auch der Anteil aus der Altersgruppe der 30- bis 45jährigen größer geworden. Vermutlich ist dieses auf eine Zunahme von Nachbarschaftshilfen und andere Formen selbstorganisierter Hilfe zurückzuführen.

Statistisch betrachtet leisten 20% mehr Frauen als Männer ehrenamtliches soziales Engagement (vgl. BOCK 1993)³⁸. Derzeit zeigen sich aber ebenso Tendenzen dafür, daß in Bereichen wie beispielsweise der Altenhilfe, in denen Frauen bisher ein Monopol hatten, sich inzwischen auch Männer engagieren.

»53% der ehrenamtlichen Mitarbeiter sind in der unmittelbaren Hilfe, 38% in Organisationen und administrativen Funktionen tätig. Der monatliche Zeitaufwand für ehrenamtliche Tätigkeit wird mit durchschnittlich 15,8 Stunden angegeben« (BOCK 1993, S. 254). Eine Bereitschaft zur ehrenamtlichen Hilfe ist in Klein- bzw. Mittelstädten am stärksten ausgeprägt.

Ehrenamtliche, soziale Tätigkeit stellt im Bereich der organisierten verbandlichen Wohlfahrtspflege einen relativ kleinen Ausschnitt aus dem Gesamtvolumen getätigter freiwilliger und unbezahlter Sozialer Arbeit dar. Der Umfang der informellen, freiwilligen Arbeit jenseits verbandlicher Träger ist größer als der der organisierten Tätigkeit. Die seit den 70er Jahren rasch anwachsende Zahl von Selbsthilfebewegungen, Initiativen und Sozialprojekten deutet darauf hin, daß sich sozusagen eine »neue Ehrenamtlichkeit« etabliert (vgl. OLK 1985, 1988, 1989b). Daraus folgt, daß es durchaus

³⁷ Andere Angaben lassen sich beispielsweise bei ENGELS (1991) finden.

³⁸ Eine Pilotstudie zur Rekrutierung und Einbindung von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen in der freien Wohlfahrtspflege problematisiert den Einsatz von Frauen im Ehrenamt in bezug auf sozialpolitische Entscheidungen wie Einsparungen (vgl. HEINE et al. 1984).

BACKES (1984) thematisiert soziale ehrenamtliche Arbeit als Frauenarbeit zwischen Haus- und Erwerbsarbeit.

NOTZ (1987) skizziert das heutige soziale Ehrenamt überwiegend als »Frauensache« (vgl. auch OPPL 1990, S. 202). Über die unbezahlte Arbeit, die überwiegend von Frauen geleistet wird, berichten GIOVANELLI-BLOCHER (1986) sowie SÜSSMUTH (1986).

Weitere Ausführungen zum Thema Ehrenamt als Frauenamt geben die Untersuchungen von SCHMACHTENBERG (1980); BRAUN/MARX (1987); OSWALD/SCHINZLER (1987); OLK (1991).

Zudem fordern Frauen zunehmend ihr Recht auf Erwerbsarbeit, Männer müssen sich somit stärker an der »Sorgearbeit« beteiligen.

ein erhebliches Potential von an ehrenamtlicher bzw. unentgeltlich-freiwilliger Tätigkeit interessierten BürgerInnen gibt.

»Insbesondere in dieser Hinsicht zeigt sich aber, daß eher jüngere Bevölkerungsgruppen (bzw. die Gruppe der ›jungen Alten‹) interessiert sind. Sie wollen weniger bei den Verbänden der etablierten Wohlfahrtspflege, als vielmehr im Bereich der neuen alternativen Institutionen und Selbsthilfegruppen tätig werden« (OLK 1987, S. 90).

Zukünftig werden geänderte Rahmenbedingungen zur Mobilisierung dieses Potentials erforderlich. Dazu zählen etwa hohe zeitliche Dispositionsmöglichkeiten, materielle und symbolische Gratifikationen sowie organisatorische Hilfestellungen (vgl. dazu auch Kap. 2; 4.3). Das Netz dezentral agierender Ansprech- und Vermittlungsstellen sollte demzufolge weiter ausgebaut werden (vgl. Kap. 4.3). Eine gezielte Gewinnung, Begleitung und Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen ist also keine Aufgabe, die quasi nebenher erledigt werden kann.

3.1.3.2 *Gesellschaftlicher Stellenwert ehrenamtlicher Tätigkeit*

Der Stellenwert ehrenamtlicher Hilfeleistungen im institutionalisierten System Sozialer Arbeit wird stark von den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen beeinflusst.

Erfahrungsberichte aus der konkreten ehrenamtlichen Arbeit bestätigen die Annahme, daß je nach vorherrschenden gesellschaftlichen und sozialpolitischen Situationen ein mehr oder weniger hohes Interesse an dieser Tätigkeit bekundet wird. Beispielsweise wurde 1980 vom BUNDESMINISTER FÜR JUGEND, FAMILIE UND GESUNDHEIT das Modellprojekt »Modelle ehrenamtlicher Mitarbeit in der Altenhilfe« (vgl. SCHMACHTENBERG 1980) gefördert. Ergebnisse dieses Projektes weisen auf Voraussetzungen für den Erfolg ehrenamtlicher Arbeit hin: Eine Forderung bei der Gewinnung ehrenamtlicher HelferInnen ist ein ausgewogener Einsatz dieser MitarbeiterInnen. Dazu sind die Entwicklung und Stabilisierung geeigneter organisatorischer Rahmenbedingungen sowie qualifikatorischer Voraussetzungen beruflicher HelferInnen erforderlich. Notwendig ist eine Abklärung von Hierarchiestrukturen verschiedener Helfergruppen und Arbeitsteilungen innerhalb der Trägerorganisationen. Des Weiteren sollten Einarbeitungs- und Fortbildungsmaßnahmen auf die Bedürfnisse der Ehrenamtlichen abgestimmt werden. Diese Forderungen werden von den wenigsten Institutionen erfüllt (vgl. Teil II).

In Anlehnung an OLK läßt sich derzeit ein Strukturwandel des Ehrenamtes feststellen. Der Umfang der freiwilligen MitarbeiterInnen bei den etablierten Wohlfahrtsverbänden stagniert seit etwa zehn Jahren bei 1,5 Millionen, während in freiwilligen unkonventionellen Sozialprojekten ein Zuwachs zu verzeichnen ist.

OLK nennt in diesem Zusammenhang ein »Neues« und ein »Altes« Ehrenamt. »Während das ›alte‹ Ehrenamt in überkommene Sozialmilieus eingebunden, hoch organisiert und in festgefügte Formen der Kooperation und Arbeitsteilung eingebaut ist, stellt sich das ›neue‹ Ehrenamt als ein Engagement dar, das durch die Erfahrung konkreter Benachteiligungen und Leiden (Betroffenheit) motiviert ist und das sich in überschaubaren lokalen Lebenszusammenhängen entwickelt« (OLK 1989 a, S. 207).

Inwieweit diese ehrenamtlichen HelferInnen mit beruflichen HelferInnen konstruktiv zusammenarbeiten, wird dabei seit Jahren – so meine Ansicht – zu wenig thematisiert.

3.2 Berufliche Soziale Arbeit – Aspekte ehrenamtlicher Arbeit

Gesellschaftliche Strömungen, wie die Arbeiterbewegung, die Jugendbewegung und die Frauenbewegung, beeinflussen maßgeblich die Entwicklung beruflicher Sozialer Arbeit³⁹.

Frauen übernahmen verstärkt staatsbürgerliche Aufgaben und Verpflichtungen. Das Konzept der rein ehrenamtlichen Kräfte wurde dabei brüchiger, zudem wurden ehrenamtliche Hilfskräfte geschult. Viele ehrenamtlich arbeitenden Frauen erhofften sich durch ihre Tätigkeit einen größeren Einfluß auf Verwaltung und Gesetzgebung nehmen zu können und ein in die bis dahin immer noch den Männern vorbehaltenen Ämter in der öffentlichen Armenpflege vordringen zu können, wenn sie erst einmal eine gründliche Berufsausbildung nachweisen konnten (vgl. NOTZ 1987, S. 31). Im Jahre 1897 leitete Emil MÜNSTERBERG den ersten Kurs über »Armenpflege« (vgl. HAEDRICH 1967, S. 36–59).

In Folge des Ausbaues der Wohlfahrtspflege und neu konstituierter Sozialversicherungen verbesserten sich kommunale Fürsorgeleistungen in Jugend-, Wohnungs- und Gesundheitsfürsorge, die zur expliziten staatlichen Aufgabe wurden⁴⁰.

Eine besondere Rolle nahm dabei die persönliche Betreuung der Hilfebedürftigen ein. Inhaltliche Elemente über Formen und Methoden der Ausübung dieser Hilfeleistungen wurden ständig weiterentwickelt.

Das ursprüngliche Konzept der ehrenamtlichen Tätigkeit von bürgerlichen Frauen wurde zunehmend zugunsten einer bezahlten Sozialen Arbeit erneuert⁴¹.

»Der neue Anspruch läuft dagegen darauf hinaus, soziale Arbeit planvoll und vertieft, und d.h. vor allem: auf der Grundlage von wissenschaftlichem Wissen und rationaler Organisation durchzuführen. Dieser Anspruch wird formuliert, obwohl unbezahlte Hilfstätigkeit und bezahlte Berufstätigkeit ausdrücklich als gleichwertig verstanden werden« (OLK 1989 a, S. 201).

³⁹ Zur Arbeiterbewegung siehe WENDT 1990, S. 61–73; MÜCKENBERGER 1987, S. 122–132; EYFERTH 1987, S. 430–439; WEBER/SCHUSTER 1993, S. 58.

Vorbilder und Stationen der Jugendbewegung werden von MÜLLER anschaulich skizziert (1988 c, S. 148–161); FALTERMEIER 1993, S. 519–521.

SACHSE (1986) beschreibt Ziele der Frauenbewegung im Zusammenhang mit Sozialarbeit und Sozialreform; SIMMEL-JOACHIM 1993, S. 353–355.

⁴⁰ Zur Entwicklung der Wohlfahrtspflege im 19. Jhd. bis zur Weimarer Fürsorgegesetzgebung gibt BUCK (1983) einen zusammenfassenden Überblick (in LANDWEHR/BARON, S. 139–171) sowie SACHSE/TENNSTEDT (1988).

⁴¹ HERING/KRAMER (1984) trugen Berichte aus der Zeit von 1900–1933 zusammen. Diese geben interessante Aufschlüsse über die damaligen Pionierinnen der Sozialen Arbeit und ihre Beziehungen zur Jugend- und Frauenbewegung wieder. Probleme der damaligen Zeit schildert Marie BAUM so: »In der überwiegenden Zahl der Fälle wird sie (die Sozialarbeiterin) schlichtweg dem Bureauvorsteher des Fürsorgeamtes oder ähnlicher Behörden unterstellt, der, sei er vom bürokratischen Standpunkt aus ein vorzüglicher Beamter, für die lebendige Form der sozialen Arbeit weder Schulung noch Verständnis mitzubringen pflegt ... Je stärker ihr soziales Gefühl und je feiner ihr soziales Gewissen, um so schwerer wird die Verständigung sein« (1918, S. 49 ff., zitiert in HERING/KRAMER 1984, S. 166).

Marie BAUM (1950), eine Vertreterin dieser Zeit, schildert eindrucksvoll in ihrem »Rückblick auf mein Leben«, wie sie die damalige Zeit erlebt hat.

Obwohl ehrenamtliche und berufliche Tätigkeit als gleichwertig verstanden werden sollte, nahm die Bereitwilligkeit zur ehrenamtlichen Tätigkeit rapide ab.

Insbesondere aus den Aktivitäten der Mädchen- und Frauengruppen erwuchs in Deutschland die berufliche Soziale Arbeit.

3.2.1 *Zu den Anfängen beruflicher Sozialer Arbeit*

Zunächst übernahmen vor allem Frauen aus der liberal städtisch-akademischen Mittelschicht Aufgaben der kommunalen Fürsorge. Sie orientierten ihre Ziele überwiegend an denen der bürgerlichen Frauenbewegung⁴².

Eine zentrale Gestalt dieser bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland war Alice SALOMON (1872–1948), die Vorstellungen von Emanzipation und sozialen Reformen miteinander verknüpfte. Sie war zunächst ehrenamtlich in einem Mädchenhort tätig, richtete später selber einen Hort ein, besuchte Arbeiterfamilien, arbeitete in einer Auskunftsstelle für soziale Fragen und gründete das erste Arbeiterinnen-Heim in Berlin (1898). Schließlich entstand unter ihrer Mitwirkung 1908 die Soziale Frauenschule im Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin⁴³.

Die Nachfrage nach ausgebildeten Kräften in der Jugend- und Gesundheitsfürsorge sowie die Qualifizierung ehrenamtlicher HelferInnen leitete zunehmend die Professionalisierung Sozialer Arbeit ein. Mit ihrem Buch »Soziale Diagnose« (1926) wurden von Alice Salomon erstmalig Methoden der Fürsorge für Deutschland festgeschrieben.

In diesem Kontext wies sie auf die ermittelnde Tätigkeit des Fürsorgers sowie auf eine gezielte Bewertung von Einzelheiten hin, die im Vergleich von Deutungen der individuellen Notlagen bearbeitet werden sollten. Forderungen nach persönlicher Kompetenz und Objektivität bildeten weitere Kriterien.

»Die persönliche und berufliche Einstellung, die Gedanken und Gefühle und Neigungen, mit denen jeder an seine Aufgaben herantritt, sind sowohl ein Hilfsmittel, eine notwendige Ausrüstung, wie auch eine Belastung und Gefährdung. Sie sind eine notwendige Ausrüstung, indem sie zum Wesen der Individualität gehören. Sie sind eine Belastung, indem sie unsere Erkenntnis in einer oder der anderen Richtung einschränken« (SALOMON 1926, S. 16).

Grundlegende Elemente ihrer Lehre orientierten sich an folgenden Prinzipien:

- Förderung von Anpassungsleistungen unter Berücksichtigung von Individualisierungen der Lebenslagen der Adressaten in bezug auf historisch-lebensgeschichtliche Dimensionen;
- die Einbeziehung von Umweltfaktoren;
- das handlungsleitende Ziel, Hilfen zur Selbsthilfe zu geben;
- Erziehung sollte als Element der Fürsorge sowie eines politischen Handlungsauftrages verwirklicht werden.

⁴² Vgl. dazu SACHSE 1986; BARON 1983.

⁴³ Vgl. dazu SCHRIFTEN DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR ÖFFENTLICHE UND PRIVATE FÜRSORGE (1958): Alice Salomon Die Begründerin des sozialen Frauenberufs in Deutschland. Ihr Leben und Werk.

Meiner Ansicht nach besitzen diese Leitvorstellungen auch heute noch eine hohe Relevanz und sind für die von mir befragten beruflichen HelferInnen, insbesondere in bezug auf die zu vermittelnden Adressaten von Interesse.

Maßgeblich beeinflusst wurde ihre Theorieentwicklung von Mary RICHMOND, die forderte, daß Frauen für den sozialen Beruf über Mitgefühl, Vernunft und Lebenskunst verfügen müßten (vgl. C. W. MÜLLER 1988a, S. 114). Ihre Lehrbücher »Social Diagnosis« (1917) und »What is Social Casework?« (1922) erfüllten Vorbildfunktionen für die sich institutionalisierenden Berufsausbildungen im sozialen Bereich in Deutschland⁴⁴.

Konzepte der Ausbildung wurden an den damaligen Schulen ständig erneuert und von der »Konferenz Sozialer Frauenschulen Deutschlands« (gegründet 1917) mit beeinflusst.

Alice SALOMON arbeitete eng mit Siddy WRONSKY (1883–1947) zusammen, die 1932 ein grundlegendes Werk zu den Methoden der Fürsorge veröffentlichte und sich vor allem dem Arbeitsfeld der Familienfürsorge widmete. Sie erkannte die Bedeutung von Umwelteinflüssen und die je individuell belastende Lebenslage der Adressaten als wesentliche Elemente zur Auslösung von sozialen Notlagen an.

3.2.2 Die Weimarer Zeit

Vielen Frauen brachte der 1. Weltkrieg und die Erweiterung der alten Armenpflege zur Kriegsfürsorge und Kriegswohlfahrtspflege die Möglichkeit, über den Nationalen Frauendienst in die Männer-Domäne der ehemaligen Armenpflege einzudringen (SACHSE 1986). In diese Zeit fallen auch die Gründungen der ersten Berufsverbände der Sozialarbeiterinnen (vgl. C. W. MÜLLER 1988 b, S. 138)⁴⁵.

Die Weimarer Zeit gilt als eine für die Soziale Arbeit konstituierende und kreative Phase⁴⁶. Modernisierte Rechtsgrundlagen für die kommunale Fürsorge wurden in Form des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes sowie der Reichsfürsorgeverordnung verankert und somit selbständige Jugendämter geschaffen. Im Zuge dieser Entwicklung sollte die Fürsorgewissenschaft an den Universitäten etabliert werden. Zu den bekanntesten Vertretern dieser Forderung zählen Gertrud BÄUMER, Marie BAUM, Alice SALOMON und Hans SCHERPNER.

Über institutionelle Bedingungen der Fürsorgearbeit wurde vielfach diskutiert. Beispielsweise sollte eine Trennung von Bereichen des Innen- und Außendienstes aufgehoben werden. Marie BAUM entwickelte eines der bekanntesten Konzepte zur Familienfürsorge⁴⁷.

Für die Weiterentwicklung von Wissenschaft und Ausbildung der Fürsorge forderte SCHERPNER (1979), daß von der Erkenntnis auszugehen sei, daß jede fürsorgliche

⁴⁴ Vgl. dazu als Einführung und Überblick: ROBERTS/NEE (1982).

⁴⁵ »1905 schlossen sich die evangelischen Wohlfahrtspflegerinnen zusammen, 1916 entstand der Deutsche Verband der Sozialbeamtinnen und der Verein Katholischer Deutscher Sozialbeamtinnen und 1925 der Bund Deutscher Sozialbeamten« (C. W. MÜLLER 1988b, S. 138/139).

⁴⁶ Marie BAUM schildert in ihrer Biographie »Rückblick auf mein Leben« persönliche sowie generelle Arbeitsbedingungen und Entwicklungen während der Weimarer Zeit (1950, Heidelberg). Vgl. dazu auch SACHSE/TENNSTEDT 1988, S. 46–211 sowie BARON 1983.

⁴⁷ Vgl. dazu Marie BAUM (1951).

Tätigkeit auf einer individuellen Situation zwischen dem Hilfebedürftigen und dem Helfenden beruhe, und von daher eigene Forschungsmethoden zum Verständnis der empirischen Wirklichkeit entwickelt werden müßten – eine Diskrepanz zwischen Ausbildung und Praxis, die bis heute besteht.

Während dieser Zeit löste sich ehrenamtliche Arbeit zunehmend in berufliche Arbeit auf: »Ehrenamtliche Mitarbeiter ziehen sich zurück, entweder weil sie einer Erwerbsarbeit nachgehen müssen, oder, was bei Hausfrauen häufig zutrifft, kein Dienstmädchen mehr halten können und nun durch die Hausarbeit gebunden sind. Andere aber halten sich ohne solche Gründe, verbittert durch die Neuordnung, durch die Unsicherheit des Lebens, durch Roheit und Leidenschaft, durch unheilbringende Streiks und Straßenkämpfe angewidert, von den sozialen Bestrebungen zurück. (...) An verschiedenen Stellen versucht man, in den öffentlichen Ämtern die bürgerlichen Mitarbeiter durch sozialdemokratische zu ersetzen« (SALOMON 1919, 1958, S. 180). Ehrenamtliche Arbeit war fortan überwiegend eine Form der weiblichen Sozialen Arbeit, die weder mit einem öffentlichen Amt verbunden war, noch den Frauen zur Ehre gereichte, sie fand weitgehend im Verborgenen statt (vgl. OLK 1989 a, S. 203)⁴⁸.

3.2.3 Soziale Arbeit vor und nach 1945

Die theoretische und konzeptionelle Entwicklung Sozialer Arbeit erzielte von 1933–1945 keine Fortschritte. »Mit großem Aufwand und teilweise mit gesetzlichen Regelungen wurde zu Beginn des Nationalsozialismus gegen berufstätige Frauen als »Doppelverdienerinnen« vorgegangen, und gleichzeitig rührten Wohlfahrtsverbände und Kirchen mit bisher nicht gekanntem Aufwand Werbetrommeln für ehrenamtliche soziale Hilfsdienste« (NOTZ 1987, S. 35). Wohlfahrtsschulen waren gezwungen im nationalsozialistischen Sinne auszubilden⁴⁹.

Die Nationalsozialisten ließen das System der Fürsorge im Wesentlichen bestehen. Daneben entstand eine neue Wohlfahrtsorganisation, die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV), der insbesondere die Aufgabe zufiel, Vorstellungen von einer »Volksfürsorge« zu verwirklichen⁵⁰.

C. W. MÜLLER beschreibt Methoden der Sozialen Arbeit in dieser Zeit so: »Es gehört zu den unbestreitbaren »Errungenschaften« der Nationalsozialisten, daß sie in das Instrumentarium methodischen Arbeitens den neuen Dreischritt (1) *Ausgrenzen durch Definieren und Diagnostizieren*, (2) *Aussondern durch Zwangseinweisung in geschlossene Anstalten*, (3) *Ausmerzen durch Einschläfern* eingeführt und massenhaft praktiziert haben« (1988 a, S. 220; Hervorh. im Original).

⁴⁸ Die Zeit von 1918–1932 wird mit GEISEL/LESCHMANN in drei Phasen eingeteilt: 1918–1923/24 wird bestimmt von Existenzsicherungen sowie der Herausbildung von speziellen Fürsorgeleistungen, Institutionen und Bürokratien. Trotz der notwendigen Massenfürsorge gilt die Zeit von 1925–1929 als Phase der relativen Stabilisierung des Arbeitsmarktes; zwischen 1929 und 1932 fällt die Fürsorgeentwicklung auf Existenzsicherungen und Massenabfertigung statt individueller Betreuung zurück (vgl. GEISEL/LESCHMANN 1984, S. 28/29 in NEUFFER 1990, S. 41).

⁴⁹ Nähere Ausführungen über Auswirkungen des Nationalsozialismus, siehe OTTO/SÜNKER 1989.

⁵⁰ Vgl. zur Entstehungsgeschichte und Aktivitäten der NSV KRAMER (1991, S. 173-217).

Ziel der Fürsorge zur Zeit des Nationalsozialismus war, ›wertvollen Volksgenossen‹ Unterstützungen und Vergünstigungen zu geben, während für die ›Volksgemeinschaft‹ ›wertlose‹ oder ›rassisch minderwertige‹ Personen auf eine Mindestversorgung zurückverwiesen wurden.

»Mit aller Brutalität wird die Fürsorge der ökonomischen Rationalität unterworfen, wonach nur der für die ›Volksgemeinschaft‹ Nützliche unterstützungs- und förderungswürdig ist, während der körperlich oder geistig Kranke oder Behinderte als ›lebensunwert‹ gilt und in letzter Konsequenz ausgerottet wird« (KRAMER 1991, S. 217).

In welchem Umfang und Umfeld sich SozialarbeiterInnen, ErzieherInnen und SozialpädagogInnen an der Ausführung beteiligten, ist bislang wenig erforscht. Die Ausgangssituation für die Soziale Arbeit nach 1945 war problematisch: Während der Nachkriegszeit strömten 12 Millionen Flüchtlinge in westdeutsche Gebiete. Drei Millionen Menschen waren obdachlos, Wohnungen waren zerstört oder beschädigt, Kriegsverletzte, Witwen und Waisen bestimmten die gesellschaftliche Situation, wobei der Schwarzmarkt und die Beschaffungskriminalität aufblühten⁵¹.

Die Fürsorgerinnen waren zur Nachkriegszeit oft überlastet, nicht selten hatten sie bis zu 300 Familien zu betreuen. Unter dem Einfluß der Besatzungsmächte wurden zahlreiche Wohlfahrtsschulen wieder aufgebaut, wobei eine Befriedigung von Grundbedürfnissen wie Nahrung, Kleidung, Heizung, die Lebens- bzw. Lerninhalte der ersten Jahrgänge nach dem Krieg mitbestimmten⁵². Ausbildungsinhalte orientierten sich an christlichen sowie gesellschaftlichen Zielvorstellungen (vgl. dazu NEUFFER, 1990, S. 75 f.)⁵³.

Die erste Fürsorgetagung nach dem Krieg fand 1946 in Frankfurt am Main statt. An Ziele der Fürsorgearbeit bis 1933 wurde ansatzweise wieder angeknüpft, wobei die Betonung auf einer einheitlichen Familienfürsorge, persönlicher Hingabe bei der Arbeit, der Schaffung sozialer Netzwerke und einer Förderung von Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege lag.

NEUFFER schreibt in diesem Kontext, daß der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge in einem Gutachten darauf aufmerksam machte, daß zum einen Fürsorgerinnen mit einer gründlichen Fachausbildung tätig seien, die aber aufgrund der veränderten Verhältnisse einer Fortbildung bedürfen, und zum anderen Fürsorgerinnen tätig seien, die als Ersatzkräfte nach Kriegsende ohne hinreichende Ausbildung eingestellt wurden und von daher eine Nachschulung im Verwaltungsdienst und in der Fürsorgepraxis notwendig haben. In diesem Zusammenhang veränderten sich notwendigerweise Ausbildungskonzepte, wobei nach 1945 ein verstärkter Methodentransfer aus den USA verwirklicht wurde, der insbesondere Casework-Konzepte beeinflusste⁵⁴.

⁵¹ Vgl. dazu die Ausführungen über die Nachkriegszeit von NEUFFER (1990, S. 56- 96).

⁵² Inhaltliche Ziele richteten sich auf eine Förderung der Persönlichkeitsbildung der Schülerinnen, wobei der persönliche Kontakt zu den DozentInnen wichtig war.

⁵³ Mit beeinflusst wurde die Entwicklung der praktischen Fürsorgearbeit aus den USA. Die sogenannten ›Amerikafahrer‹ brachten innovative Ideen in die Soziale Arbeit ein, die allerdings aufgrund unterschiedlicher gesellschaftlicher Strukturen und Entwicklungen nicht immer verwirklicht werden konnten.

⁵⁴ Vgl. dazu ausführlich ROBERTS/NEE 1982; NEUFFER 1990, S. 91 f.; BANG 1968. Ein

Kritisch merkt C. W. MÜLLER an: »Nach dem militärischen Zusammenbruch der Hitler-Herrschaft wurde der in der Weimarer Republik so vielversprechend aufgenommene Professionalisierungs-Prozeß fortgesetzt, ohne allerdings ausdrücklich und inhaltlich an die Errungenschaften von Weimar anzuknüpfen. Als Grundlage für die weitere Professionalisierung diente vielmehr das anglo-amerikanische Methoden-Paradigma von ›case work‹, ›group work‹ und ›community organization‹, das in den 30er, 40er und 50er Jahren an nordamerikanischen Universitäten (als den Regelausbildungs-Stätten von Sozialarbeitern) durchgesetzt worden war. In der Bundesrepublik Deutschland wurden die Methodenfächer 1957 in die Ausbildung der Höheren Fachschulen eingeführt«, (1988 b, S. 140).

Statt eine einheitliche Familienfürsorge an Jugendämtern zu zentrieren, wurde eine Aufteilung in Gesundheits-, Jugend- und Sozialämter gefordert.

3.2.4 *Tendenzen ab 1951*

Die sozialen Lebensverhältnisse verbesserten sich während der 50er Jahre, die auch als Zeit des Wirtschaftswunders bezeichnet werden⁵⁵.

Zielsetzungen und Inhalte Sozialer Arbeit veränderten sich. Wurden bislang deren Aufgaben überwiegend von der Behebung materieller Schwierigkeiten bestimmt, so traten nun zunehmend Probleme des einzelnen Menschen – Probleme mit sich selbst und der Umwelt – in den Mittelpunkt von Hilfeleistungen.

Ehrenamtliches, freiwilliges Engagement entwickelte sich während der 50er Jahre weitgehend zurück. Ehrenamtliche Soziale Arbeit wurde vornehmlich von Rentnerinnen, Fürsorgeempfängerinnen und Kriegerwitwen übernommen (vgl. NOTZ 1987, S. 35).

Die Jugendhilfe wurde reformiert, wobei den Jugendämtern verstärkt Aufgaben übertragen wurden. Diese strebten ein partnerschaftliches Verhältnis zu den zu betreuenden Familien an und versuchten somit ihre Eingriffsfunktionen möglichst weitgehend abzulegen. Probleme bei der Arbeit ergaben sich für die Jugendämter durch eine unzureichende personelle Besetzung, beispielsweise betreute eine Sozialarbeiterin im Monat durchschnittlich 250 Familien.

Aufgaben der Fürsorge veränderten sich hin zu persönlicher Hilfe für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, wobei eine verstärkte Resozialisierung im Strafvollzug, Alten- und Werksfürsorge, Erziehungsberatung und Eingliederungshilfe für Vertriebene geleistet wurde.

Zitat von Elisabeth WALTERSCHEID, die sich an das Werk von Hertha KRAUS erinnert, soll als Kennzeichnung der damaligen Zeit herangezogen werden: »Das Buch von Hertha Kraus war wie eine Bibel für uns. Die ersten richtigen Handlungsanweisungen, wie man mit Klienten umgeht. Wenn Sie mich fragen, was war denn eigentlich das Faszinierende an Casework, dann denke ich, die Sicht auf den ganzen Menschen in der Verflochtenheit mit der Umwelt, das diagnostische Versuchen und das Begreifen, daß es ein Prozeß ist, in dem man prognostisches Denken und dann Handeln entwickeln muß. Nicht dieses Hingehen, Kontrollieren, ›hat der ein Bett‹, ›hat der zu essen‹, zurück, in die Akte geschrieben und fertig« (WALTERSCHEID 1988, zitiert in NEUFFER 1990, S. 87).

⁵⁵ Vgl. SIEPMANN 1983.

Diesem Trend folgend wurden Ausbildungsinhalte für soziale Berufe verändert, wobei ein uneinheitliches Ausbildungsgefüge in den einzelnen Ländern entstand⁵⁶.

Beispielsweise wurde 1951 für eine qualifizierte Tätigkeit im sozialen Bereich gefordert: »Sie (die Sozialarbeiterin) muß die fachlichen Voraussetzungen und Erfahrungen einer umfassenden Sozialarbeit haben, über ausreichende tiefenpsychologische und psychiatrische Grundkenntnisse verfügen, die Methode und Pädagogik der ›menschlichen Erfassung‹ beherrschen und um die verschiedenen Formen der ›Gespräche‹ wissen und sie handhaben können und in etwa die übrigen therapeutischen Methoden verstehen« (SCHRÖDER in MITTEILUNGSBLATT DEUTSCHER BERUFSVERBAND DER SOZIALARBEITERINNEN 5/1951, zit. in NEUFFER 1990, S. 118).

1952 wurde das Fach Methodenlehre in den Ausbildungsplan aufgenommen⁵⁷. 1958 einigten sich die verschiedenen Bundesländer auf die Berufsbezeichnung Sozialarbeiterinnen/Sozialarbeiter. Reformen zum Jugendwohlfahrts- und Bundessozialhilfegesetz wurden Anfang der 60er Jahre vereinbart. Hervorgehoben wurde der persönliche Kontakt bei der Betreuung und der Beratung in der helfenden Beziehung. Auseinandersetzungen gab es um die Beteiligung der freien Wohlfahrtspflege und der öffentlichen Fürsorge an den jeweils zu leistenden Hilfeleistungen⁵⁸.

Während der Zeit von 1960 bis 1970 verstärkten sich Diskussionen zu Spannungsverhältnissen zwischen einerseits einem staatlichen Auftrag und andererseits einem Anspruch auf eine eigene berufliche Identität der im sozialen Bereich Tätigen⁵⁹. Gleichzeitig standen sich erstmals wissenschaftlicher Auftrag und konzeptionelle Vorgaben der Trägerorganisationen gegenüber – emanzipatorische versus funktionalistische Konzepte.

Ein Teil der Ausbildungseinrichtungen gab die Methodenorientierung zugunsten einer eher soziologischen oder politisch-ökonomischen Orientierung bzw. eines Arbeitsfeld- und Zielgruppenbezuges auf. Weiterhin wurde die folgende Zeit unter anderem durch einen Kampf um Bürgerrechte bestimmt. Zahlreiche Bürgerinitiativen und Protestbewegungen entstanden. Es bildeten sich Vorstellungen über mögliche umfassende Emanzipationsbewegungen breiter Bevölkerungsschichten heraus, etwa in

⁵⁶ Vgl. dazu NEUFFER 1990, S. 103–109.

⁵⁷ Ausbildungsinhalte der Methodenlehre orientierten sich z.B. an Gesprächsführung, Kenntnissen und Grundlagen über menschliches Verhalten, gründliche, kritische, psychologisch-fürsorgereiche Durchleuchtung eines Falles aus der Praxis der Familien- oder Jugendfürsorge (vgl. dazu NEUFFER 1990 S. 130 f.).

⁵⁸ In diesem Zusammenhang wurden handlungsleitende Konzepte der Sozialen Arbeit kritisiert. Wolfgang BÄUERLE skizziert folgende Merkmale:

»... ihr (der Sozialen Arbeit) offenes Unvermögen, endgültige Lösungen zu erreichen; durch die Notwendigkeit, handeln zu müssen unter einem gefährlichen Wissensdefizit, durch permanente Ausweitung der Verantwortung des einzelnen; durch eine ansteigende Tendenz zur beruflichen Überforderung des einzelnen; durch die Gefahr des Zuspätkommens der Institutionen des sich ändernden beruflichen Denkens und der Methoden« (1966, S. 166, zit. in NEUFFER 1990, S. 151).

⁵⁹ Zum Ausbau der Sozialdienste: vgl. WENDT 1990, S. 299–320 sowie kritisch PETERS 1971.

Hinsicht auf die Sexualität. In dieser Zeit wurde Öffentlichkeit zunehmend anhand einer expansiven Ausbreitung von Massenmedien hergestellt.

Die entstandenen Protestbewegungen verzeichneten eine hohe Affinität zu Randgruppen der Gesellschaft. Beispielsweise entwickelte sich die sogenannte ›Heimkampagne‹.

»Ab Ende der 60er Jahre stellten politisch und sozial engagierte Anhänger und ›Nachkommen‹ der Studentenbewegung die Funktion und Struktur von Sozialarbeit radikal in Frage. Die Arbeit mit Klientinnen/Klienten wurde mit einem politischen Anspruch zur Veränderung der Klassengegensätze verknüpft« (BALLUSECK 1984, S. 394).

In den 60er Jahren wurde zunächst versucht, Vorteile ehrenamtlicher sozialer Tätigkeit herauszuarbeiten. Dennoch führte die fortschreitende Professionalisierung beruflicher Hilfeleistungen zu einer eher zunehmenden Hierarchisierung zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit im sozialen Bereich. Zu dieser Entwicklung haben auch der Ausbau des sozialen Rechtsstaates - die Durchsetzung von Rechtsansprüchen etwa im Bundessozialhilfegesetz - sowie die Bildungsreform, die eine Veränderung und Erweiterung der Sozialarbeiterausbildung förderte, beigetragen (vgl. NOTZ 1987).

In den 70er Jahren bewirkte die Studentenbewegung Innovationsschübe in der Ausbildung und im beruflichen Alltag der Sozialen Arbeit. Während dieser Zeit bereicherten viele Studenten anteilig das methodische Instrumentarium Sozialer Arbeit um den Bereich von Gemeinwesenarbeit und Stadtteilarbeit. Vergessene Erziehungstheorien, von Adler bis Zetkin, wurden vielfach diskutiert. Veränderte Konzepte der Familienerziehung, des Kindergartens, der Schule und der außerschulischen Jugendbildung entstanden.

Ehrenamtliche HelferInnen fühlten sich vor allem durch die Studentenbewegung um 1968 gegenüber politisierten, hauptamtlichen SozialarbeiterInnen häufig mißverstanden und gaben ihre Arbeit auf (vgl. NOTZ 1987, S. 37).

In den 70er Jahren wurden Bemühungen um eine Konsolidierung neu aufgebauter Fachhochschulen geleistet. Die Zahl der AbsolventInnen vermehrte sich dabei konstant. Die 80er Jahre lassen sich als ein Jahrzehnt der (wenig ergiebigen) Studienreform und einer eher defensiven Reaktion auf einen prekärer werdenden Arbeitsmarkt skizzieren. Für die 90er Jahre zeichnen sich zahlreiche neue Herausforderungen ab: Der Aufbau von Studiengängen für soziale Berufe in den neuen Bundesländern sowie »die Integration von Sozialarbeit/Sozialpädagogik in Europa; die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und Aufstiegsmöglichkeiten für Angehörige der sozialen Berufe; die Neuordnung des Ausbildungssystems für soziale Berufe sowie die Stärkung der berufsspezifischen disziplinären Autonomie und personellen Selbstrekrutierung von Sozialarbeit/Sozialpädagogik in der Ausbildung wie in der Forschung« (BOCK/RAUSCHENBACH 1993, S. 840).

3.2.5 *Personalentwicklung der sozialen Berufe*

Seit Beginn der 70er Jahre ist ein relativ konstanter Anstieg der Erwerbstätigen in der Berufssparte der Sozial- und Erziehungsberufe zu verzeichnen. Entsprechende Belege liefern Volks- und Berufszählungen.

RAUSCHENBACH (1992, S. 394) erstellte folgende Tabelle zur Entwicklung der beschäftigten Personen in sozialpflegerischen Berufen. Hierzu verwendete er unterschiedliche Datenquellen (Volkszählung, Mikrozensus, Personalstatistik der Jugendhilfe, Statistik der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten, Personalstatistik der Wohlfahrtsverbände; Zahlen gerundet):

Jahr	Volks- und Berufszählung	Mikrozensus	Jugendhilfe-statistik	soz.vers.pfl. Beschäftigte	Personalst. der Wohlfahrtsverb.
1925	30.000	-	-	-	-
1950	67.000	-	-	-	-
1961	96.000	-	-	-	-
1970	155.000	-	-	-	381.900
1973	-	168.000	-	-	464.100
1974	-	-	222.700	-	-
1976	-	227.000	-	-	-
1977	-	-	-	232.100	524.200
1978	-	266.000	-	246.400	-
1980	-	293.000	-	280.000	-
1982	-	314.000	264.200	303.700	-
1984	-	-	-	324.400	656.500
1986	-	-	300.300	358.800	-
1987	410.000	405.000	-	379.400	758.200
1989	-	473.000	-	417.000	-
1990	-	-	(-)	443.500	751.000
1991	-	(-)	-	479.000	-

(-: In diesen Jahren wurden keine Daten erhoben.)

Neuere Zahlen von 1992 geben an, daß die freien Wohlfahrtsverbände bereits 925.000 hauptamtliche MitarbeiterInnen beschäftigen. Anhand dieser Quellen kann bis auf die Jahre 1987 und 1990 ein Anstieg an Stellen konstatiert werden, der noch nicht zum Stillstand gekommen ist⁶⁰.

»Dieser nach wie vor expandierenden Zahl von Beschäftigten stehen nach einer zwischenzeitlich dramatischen Zunahme (1988: über 10.500) Ende 1991 rund 6.200 arbeitslos gemeldete SozialarbeiterInnen/SozialpädagogInnen gegenüber. Eine weitere Entspannung des Arbeitsmarktes ist für diese Berufsgruppen zu erwarten« (BOCK/RAUSCHENBACH 1993, S. 839).

⁶⁰ Zum Vergleich: in der Automobilindustrie sind gegenwärtig 770 000 Mitarbeiter beschäftigt (vgl. zu diesen Zahlen UNI-Magazin Perspektiven für Beruf und Arbeitsmarkt 1992, S. 11).

Offensichtlich erfordert die derzeitige gesellschaftliche Situation ein stärker werdendes öffentlich-organisiertes Versorgungsnetz, in dem personenbezogene soziale Dienste tätig sind. THIERSCH (1992 b) bezeichnet das 20. Jahrhundert bereits als das sozialpädagogische Jahrhundert.

Dieser Wandel im Sozial- und Erziehungswesen, die quantitative Ausweitung sozialer Dienstleistungen impliziert qualitative Veränderungen in folgenden Bereichen der beruflichen Sozialen Arbeit: Der Bedeutungszuwachs und -wandel der beruflichen institutionalisierten Hilfeleistungen beeinflusst theoretische, erziehungspraktische sowie gesellschaftspolitische Strukturen. Ausbildungen für den sozialen Bereich müssen unter diesen Voraussetzungen ausdifferenziert und Ausbildungsprofile vermehrt werden. Eine veränderte, verbesserte Kooperation mit verschiedenen MitarbeiterInnen – hier mit Ehrenamtlichen – muß als Ziel in Ausbildungsplänen aufgenommen werden. Eine Ausweitung von Aufgabenbereichen etwa in bezug auf eine gelungene Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen wird notwendig, damit Zuständigkeiten transparenter sowie vielfältige, kreative Formen der Zusammenarbeit entwickelt werden können.

Auf Handlungsmodelle, die in diesem Zusammenhang für meine Untersuchung von Interesse sind, wird im nächsten Kapitel eingegangen.

4 Handlungsleitende Konzepte in der beruflichen Sozialen Arbeit

Im folgenden werden Entwürfe zum sozialarbeiterischen/sozialpädagogischen Handeln aufgezeigt, die für eine Zusammenarbeit beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen – so meine Hypothese – relevant sind⁶¹. Zwei Maximen sind dabei von besonderem Interesse:

- Erstens eine Lebensweltorientierung, die die Möglichkeit eröffnet, berufliche und ehrenamtliche HelferInnen, KlientInnen und Institutionen in ein Konzept einzubinden, das für weite Bereiche in der Sozialen Arbeit einen Orientierungsrahmen bietet. Der hier gewählte Zugang zu diesem Themenschwerpunkt orientiert sich an Überlegungen von THIERSCH⁶², der den lebensweltorientierten Ansatz in der Sozialen Arbeit mitgeprägt hat.
- Zweitens eine ›Verdreieckung‹ von Hilfe nach MÜLLER-KOHLBERG, die detailliert die Kooperation von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen in ihrem Konzept berücksichtigt.

4.1 Lebensweltorientierte Soziale Arbeit

Für die vorliegende Untersuchung ist das Konzept einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit richtungsweisend. Lebensweltorientierung bezieht sich dabei auf die AdressatInnen von Hilfeleistungen sowie eine gelungene Kooperation zwischen beiden Helfergruppen.

Ich gehe davon aus, daß berufliche und ehrenamtliche HelferInnen ihr Handeln an individuellen Erfahrungen sowie beruflichen Ausbildungen und Kenntnissen orientieren (vgl. dazu Kap. 1; 2). Meine Hypothese ist, daß diese zum einen in gemeinsamen Arbeitsvollzügen in Institutionen ihre jeweils verschiedenen ›Lebenswelten‹ zu erfassen versuchen, sowie zum anderen die individuellen Lebenswelten der zu betreuenden bzw. zu vermittelnden Adressaten in ihrer Arbeit mit berücksichtigen.

Um das Konzept der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit zu skizzieren, ist es zunächst wichtig, auf die Begriffe ›Lebenswelt‹ und Alltagsorientierung einzugehen.

4.1.1 Anmerkungen zur ›Lebenswelt‹ und Alltagsorientierung

›Lebenswelt‹ wird als alltägliche ›Praxis‹ - als grundlegende soziale Welt - verstanden, auf der alle Sonderwelten basieren⁶³. ›Lebenswelt‹ ist der Wirklichkeitsbereich,

⁶¹ Zur Handlungskompetenz in der Sozialpädagogik/Sozialarbeit vgl. als Überblick MÜLLER/OTTO/PETER/SÜNKER (Hrsg.) 1982, 1984.

⁶² THIERSCH verwendet die Begriffe Alltagsorientierung und Lebensweltorientierung synonym (vgl. 1992a, S. 6).

⁶³ Vgl. zum Begriff ›Lebenswelt‹ BERGMANN (1981); LIPPITZ (1992) breitet den Lebensweltbegriff und seine Verwendung in verschiedenen geschichtlichen Epochen systematisch aus.

den Menschen mit der Einstellung des ›gesunden Menschenverstandes‹ erfassen und der bis auf weiteres für sie unproblematisch ist.

Dabei setzen sich ›Lebenswelten‹ aus verschiedenen Erfahrungen und Bedingungen zusammen, den aktuellen, Sedimenten früherer sowie mehr oder minder genauen Erwartungen zukünftig möglicher Erfahrungen. Lebenswelten einzelner Subjekte sind demzufolge notwendigerweise offen, sinnhaft und damit per se auch bewußt (vgl. HITZLER/HONER 1988, S. 500)⁶⁴.

Menschen – hier berufliche und ehrenamtliche HelferInnen – nehmen in modernen Gesellschaften alltäglich eine Vielzahl von nicht aufeinander abgestimmten Umorientierungen vor, um am sozialen Leben teilhaben zu können. Beide Helfergruppen füllen verschiedene Funktionen in unterschiedlichsten Lebenszusammenhängen aus, sie nehmen an ›Veranstaltungen‹, sogenannten Sinnprovinzen, teil, die zwar jeweils in sich sinnvoll erscheinen, aber selten ›Rezepte‹ für die Orientierung in anderen sozialen Zusammenhängen bereitstellen (vgl. HITZLER/HONER 1988, S. 496). Die Teilnahme an solch verschiedenen ›Sinnprovinzen‹ - etwa in verschiedenen Arbeitszusammenhängen und Betreuungs- bzw. Vermittlungsverhältnissen - ist dabei für diese Untersuchung von besonderem Interesse.

Die beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen liefern Aussagen über ›Normalität‹ aus ihren besonderen Perspektiven, die Geltung für den jeweiligen Kontext besitzen, in dem sie tätig sind. Um Lebenswelten von AdressatInnen von Hilfeleistungen in verschiedenen Situationen und Interaktionen erfassen zu können, sollte sich das Handeln beider Helfergruppen am Alltag dieser orientieren.

Alltagsorientierung in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik wird als notwendiges Leitkonzept – explizit in Entwicklung und Forschung – in den letzten 20 Jahren verstanden. Insbesondere THIERSCH prägt die Entwicklung des Alltags-Konzepts in Anlehnung an Theorien von A. SCHÜTZ mit.

Alltag wird dabei »nicht aus sich selbst heraus und für sich betrachtet werden; er muß verstanden werden als ein Schauplatz der Auseinandersetzung mit historisch-gesellschaftlichen und individuell-biographischen Vorgaben; diese wiederum müssen gesehen und gewertet werden in bezug auf die in ihnen gegebenen Lebensressourcen und normativen Ansprüche« (THIERSCH 1985, S. 527).

THIERSCH weist auf zwei Ebenen hin, die unter Hinzuziehung der Sozialisations- theorie von HURRELMANN (1986) als äußere und innere Realität verstanden werden können. Wobei erstere sich auf die gesellschaftlichen Bedingungen bezieht, und letztere auf individuelle, identitätsstiftende Konstitutionszusammenhänge hinweist. Beziehungen zwischen Person und Umwelt werden als komplexe Wechselbeziehungen betrachtet, wobei eine produktive Bearbeitung der inneren und äußeren Realität als Grundannahme gelingender Identität und Handlungsfähigkeit vorausgesetzt wird. Die Auseinandersetzung eines Menschen mit seiner eigenen Person und seinen Lebensbedingungen dauert ein Leben lang an. Die verschiedenen Ebenen - individuelle und gesellschaftliche Bedingungen -, in denen AdressatInnen von Hilfeleistungen eingebunden sind, sollten berufliche und ehrenamtliche HelferInnen in ihrer Tätigkeit mitberücksichtigen können.

⁶⁴ Lebenswelten werden sozusagen erlebt, erfahren und erlitten (vgl. dazu WALDENFELS 1985 sowie KRAIMER 1994).

Ein qualifiziertes sozialpädagogisches/sozialarbeiterisches Handeln erfaßt in jedem einzelnen Fall Alltagswelten, in denen Individuen eingebunden sind. Die gegebenen Strukturen des Alltagsgeschehens beinhalten dabei Chancen, Bekanntes, Alltägliches, Routiniertes zu erfassen und daran anknüpfend Hilfeleistungen zu ermöglichen und gegebenenfalls Räume für Verhaltensmodifikationen zu schaffen⁶⁵.

Zu bedenken ist dabei, daß dann, wenn sich der beruflich bzw. auch ehrenamtlich sozial Handelnde auf den Alltag einläßt, für ihn Probleme der Selbstlegitimation und des Aushandelns von Regeln im sozialen Arbeitsfeld entstehen (vgl. dazu THIERSCH 1986, 1988). Ein gelingender Alltag sollte dabei nicht vorrangig durch Verwaltungs- und Institutionszwänge fremdbestimmt werden, die Probleme möglicherweise in reduzierte, therapierbare Kommunikations- und Verhaltensschwierigkeiten zu nivellieren drohen (vgl. dazu THIERSCH 1981, 1985). Sozialpädagogisches Handeln sollte sich auf die Offenheit und Vielfältigkeit des Alltagsgeschehens einlassen, wobei die jeweilige Lebenssituation insgesamt ins Blickfeld rücken und vorhandene Möglichkeiten und Potentiale der Adressaten angeregt und ausgeschöpft werden müssen (vgl. RAUSCHENBACH 1984). Dabei ist eine situationsangemessene Reflexivität im Handeln zu fordern.

»Gerade weil sozialpädagogisches Handeln so sehr am Alltagshandeln verhaftet ist – Zusammenleben mit Kindern, kompensierendes Besorgen alltäglicher Dienste, Überprüfen und Vertreten rechtlicher Ansprüche etc. –, liegt die spezifisch professionelle Qualität dieses Handelns nicht nur in den Kompetenzen zum Besorgen all dieser Geschäfte. Sie liegt vor allem in den Kompetenzen der Sozialpädagogen zur reflexiven Abarbeitung der unausweichlichen Zweideutigkeit und Unzulänglichkeit ihrer Handlungsmöglichkeiten, die sie zwar verleugnen, aber nicht gänzlich überwinden können« (B. MÜLLER 1985, S. 154)⁶⁶.

Insbesondere Forderungen an berufliche HelferInnen zielen auf eine Herausbildung einer Kompetenz, die Lebenswelten und Alltagsgeschehen verschiedener Individuen in ihren Strukturen erfassen kann, dabei Alltäglichkeit sozusagen neu bzw. modifiziert inszeniert und dabei das eigene berufliche Handeln bewußt reflektiert.

4.1.2 *Konzeptionelle Überlegungen zur lebensweltorientierten Sozialen Arbeit*

Leitsätze einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit beziehen sich auf Strukturen heutiger Lebenswelten und bieten vor allem den Menschen Hilfe, die mit den gegebenen Ressourcen nicht zurechtkommen⁶⁷. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit ver-

⁶⁵ Alltag - in Anlehnung an THIERSCH (1992 a) - bezeichnet ein Konzept, das einerseits durch ein Interesse an der Pragmatik des Überschaubaren und Selbstverständlichen bestimmt wird, sowie andererseits auch durch Brüche im Alltag und Anstrengungen in diesem verlässlich und pragmatisch »zu Rande zu kommen«.

⁶⁶ Kritik am Alltagskonzept üben DEWE/FERCHHOFF/PETERS/STÜWE 1986, S. 229 im Sinne von »Alltagsfeuilleton« sowie professionellen Handeln als »authentischer Erfahrungsbericht«.

Ziel ist das eigene Handeln ständig selbstkritisch zu überprüfen, da dies für die Qualität und Effektivität sozialer Dienste unerlässlich ist (vgl. zur Evaluation und Effektivität Sozialer Arbeit OLK 1986; GOTTSCHALCH 1988).

⁶⁷ Anknüpfungspunkt für die vorliegende Untersuchung ist zudem die Überlegung, daß sich

sucht, unter hohem Aufwand lebensweltliche Verhältnisse zu klären und zu inszenieren, sowie tragfähige Handlungs- und Verständigungsmuster zu entwickeln. Diese Hilfeform setzt vorrangig an den ›Rändern‹ der Gesellschaft an (vgl. dazu WALDENFELS 1985).

Entwicklungs- und Strukturmaximen, die zur Verwirklichung dieses Konzepts notwendig sind, sollten sich an folgenden Ansprüchen orientieren (vgl. THIERSCH 1992 a):

- Gefordert wird ein Präventionskonzept, das begleitende, unterstützende und ambulante Maßnahmen weiter ausbaut. Um diesen Anspruch realisieren zu können, müssen verstärkt ehrenamtliche MitarbeiterInnen gewonnen werden.
- Weiterhin muß eine Dezentralisierung/Regionalisierung von Zuständigkeiten an die Basis bzw. den jeweiligen Stadtteilbereich ermöglicht werden, damit eine Erreichbarkeit von Angeboten sowie Planungen und Kooperationen von Zuständigkeiten auf regionaler Ebene geregelt werden können. Die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen und Hilfebedürftigen würde so gleichzeitig transparenter.
- Umgangsformen von beruflichen HelferInnen, die institutionell eingebunden sind, sollten sich, wie bereits skizziert, am Alltag der Klienten orientieren, diesen zu erfassen suchen und Hilfestellungen bieten (vgl. Kap. 4.2).
- Ermöglicht werden sollte eine Partizipation an Entscheidungen sowie eine Kooperation mit verschiedenen Personengruppen.

»Kooperation aber meint vor allem auch Kooperation mit Initiativen, mit ehrenamtlichen Helfern. Hier ist eine neue Kollegialität zwischen Professionellen und Nichtprofessionellen gefordert, eine Kollegialität, die bei aller Unterschiedlichkeit in Sachzuständigkeiten die Gleichwertigkeit von Positionen unterstellt« (THIERSCH 1992a, S. 34).

4.1.3 *Lebensweltbezogene berufliche Soziale Arbeit*

In meiner Untersuchung gehe ich davon aus, daß sich berufliche HelferInnen in ihrer Tätigkeit mit Fragen über ›Normalität‹ und ›Offenheit‹ in Lebenswelten auseinandersetzen sollten. Eine Orientierung an Lebenswelten von Individuen setzt dabei voraus, daß gemeinsame Einschätzungen über eine vorhandene ›Normalität‹ dabei von Lebensverhältnissen existieren, die sich in gesellschaftlichen Zusammenhängen gebildet haben.

Auslegungen über Normalität sollten sich in unterschiedlichen Interaktionszusammenhängen folgender Fragestellung unterwerfen:

Lebensverhältnisse von Individuen in weiten Bereichen menschlichen Zusammenlebens ständig verändern. Mögliche Auswirkungen der sogenannten Risikogesellschaft (BECK 1986) werden in der Sozialpädagogik ebenfalls diskutiert (vgl. BÖLLERT/OTTO 1989; RAUSCHENBACH/GÄNGLER 1992). Hilfsdimensionen verschieben sich auch durch gesellschaftliche Veränderungen. In unserem sozialen System werden zunehmend Hilfeleistungen notwendig, die von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen zu erbringen sind.

Vgl. die Beiträge von GILDEMEISTER zum Thema Helfen und Kontrollieren (1992, S. 127-134), sowie von OLK/MERTEN über Modernisierungsstrategien in der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik (1992, S. 135-144).

Berufliche HelferInnen müssen sich in der Zusammenarbeit mit ehrenamtlichen HelferInnen und den zu vermittelnden bzw. zu betreuenden Adressaten fragen, ob ihre vorgenommenen normativen Unterstellungen legitim sind – als gäbe es ein objektives Maß an Deprivation – oder ob diese Unterstellungen nicht viel mehr Erfahrungen, Meinungen, Werteinstellungen ihrer eigenen Lebenswelten sind? Um diese Fragen überprüfen zu können, ist es offenbar erforderlich, objektive Merkmale der verschiedenen ›Lebenswelten‹ zu entfalten, und zwar sowohl im Hinblick auf die Dimensionen, in denen Merkmale identifizierbar werden, mit Blick auf individuelle Situationen und Kompetenzen Ehrenamtlicher und Hilfebedürftiger, als auch in Richtung vorliegender empirischer Beschreibungen über Lebenswelten von Ehrenamtlichen und Hilfebedürftigen.

Zudem bedarf es einer Rekonstruktion von Kommunikationszusammenhängen, die in einem – vorläufigen – theoretischen Rahmen fixiert, und die als die gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen für Lebenswelten angenommen werden können.

Um Lebenswelten zu erfassen, sind methodische Regeln nötig, die in der qualitativen Sozialforschung entwickelt wurden (vgl. Teil II dieser Arbeit; KRAIMER 1994). Ein Prinzip dieser Methoden ist das der möglichst weitreichenden Offenheit. Offenheit meint, daß Veränderungen in Lebenswelten jeweils spezifisch sind, in zwischenmenschlichen Zusammenhängen hervorgerufen werden können und aus unterschiedlichen Erfahrungen resultieren. Der beruflich Handelnde läßt sich auf die vielfältigen, individuellen Lebenswelten ein, indem er sich sozusagen der ›Produktion‹ von Bedeutungen aus diesen aussetzt und erst auf der Grundlage der Strukturierungsleistungen der Adressaten – und auch ehrenamtlichen HelferInnen – die eigene Analyse vornimmt und Hilfeleistungen anbietet bzw. Konzepte zur Zusammenarbeit mit verschiedenen Helfergruppen entwickelt.

4.1.4 Bestrebungen beruflicher und ehrenamtlicher Sozialer Arbeit

Hilfestellungen in organisierter Form werden in der Regel von beruflichen HelferInnen – und anteilig von ehrenamtlichen HelferInnen – erbracht (vgl. zu Begriffsbestimmungen Kapitel 1 und 2).

In Anlehnung an B. MÜLLER (1987) können drei Bereiche genannt werden, die berufliches und auch ehrenamtliches Handeln kennzeichnen:

- erstens Alltagsbewältigung, etwa im Zusammenleben mit Klienten;
- zweitens Freiwilligkeit, etwa die Entwicklung von Angeboten, die freiwillig wahrgenommen werden können;
- drittens organisatorische und administrative Aufgaben, etwa die Kooperation mit Institutionen und verschiedenen Personengruppen.

Ziel helferischen Handelns ist es, möglichst eine Form von ›Normalisierungsarbeit‹ zu leisten, die mit alltagsnahen Elementen korrespondieren, wie ganzheitliche zwischenmenschliche Interaktionszusammenhänge, die die Pflege und Versorgung von Adressaten mit einschließen und sich von daher nicht auf zweckrationale Methoden reduzieren lassen⁶⁸.

⁶⁸ Gekennzeichnet werden können die erforderlichen Maßnahmen mit den Leitworten Intervention und Prävention. Soziale Arbeit hat es zunächst mit Abweichungen von Normalität zu

B. MÜLLER (1992) stellt sieben Systeme vor, die die Ausdifferenzierung Sozialer Arbeit berühren:

- Das System der Versicherung von Lebensrisiken.
- Das Gesundheitswesen (ärztliche und pflegerische Dienste).
- Das Erziehungswesen (Schulen, Hochschulen, Fort- und Weiterbildungen, außerschulische Bildung).
- Justiz und Rechtspflege (Justizvollzug, Kinder- und Jugendhilfe).
- Die Wirtschafts- und Arbeitsförderung.
- Die Systeme der Verwaltung privater Gelder (etwa Aufgaben der Schuldnerberatung sowie Förderleistungen).
- Die kulturelle Infrastruktur.

In bezug auf inhaltliche Merkmale sozialpädagogischen Handelns sollte folgendes bedacht werden⁶⁹: Grundsätzlich läßt sich verantwortungsbewußtes berufliches Handeln von ethischen Normen und Handlungsmaximen leiten. Eine Orientierung ist dabei auch, theorie- und methodengeleitet zu handeln, mit Methoden, die die Lebenswelt erfassen und die die Lebenswelt erreichen (vgl. hierzu KRAIMER 1994). Soziale Arbeit bedeutet somit zugespitzt formuliert, zunächst Sinn zu verstehen und anschließend Sinn zu geben.

»Für die Soziale Arbeit, die sich an Menschen richtet, ist es erforderlich, menschlichen Sinn, menschliche Zusammenhänge zu verstehen, um zu verständlichen Maßnahmen zu gelangen und bei der Problembewältigung sinnvoll assistieren zu können. Eine Grundvoraussetzung Sozialer Arbeit ist somit soziales Verstehen. Dies gilt für Einzelhilfe, für Gruppen- und Gemeinwesenarbeit wie für sogenanntes ›case management‹ oder auch für ›Netzwerkarbeit‹ gleichermaßen« (KRAIMER 1994, S. 69).

Eine lebensweltorientierte Soziale Arbeit bezieht sich in der Regel auf die gegebenen Lebensverhältnisse der Adressaten, in denen Hilfe zur Lebensbewältigung not-

tun, vorsichtig formuliert wird ein Mitglied der Gesellschaft hilfebedürftig und zwar dann, »wenn eine betreffende Person mit den ihr zur Verfügung stehenden Kapazitäten und Ressourcen angesichts vorgegebener äußerer Lebensumstände ihre Bedürfnisse nicht (mehr) befriedigen kann und daher Hilfe von anderen erwarten. Als ›helfen‹ wird in diesem Zusammenhang ein soziales Handeln verstanden, welches sich in spezifischer Weise ausgleichend auf die Diskrepanz von Bedürfnissen und Kapazitäten bezieht« (OLK/OTTO 1987, S. 1 in Anlehnung an LUHMANN 1973).

⁶⁹ Probleme sozialpädagogischen Handelns lassen sich als »Vollzugsrollenmerkmale« (vgl. dazu BLINKERT 1976), die ein widersprüchliches und einschränkendes Verhältnis zur eigenen beruflichen reflexiven Selbstkontrolle hervorrufen können (vgl. dazu BLAU/SCOTT 1971) oder als »doppeltes Mandat« skizzieren (BÖHNISCH/LÖSCH 1973).

Außerdem weist KRAIMER - bezugnehmend auf OEVERMANN - auf folgende Konflikte hin:

»Ein Strukturproblem sozialpädagogischen Handelns besteht nach OEVERMANN darin, stellvertretende Deutung sowie prophylaktisch-therapeutische Anteile unter nicht naturwüchsigen Bedingungen im Kontext der Einbindung in bürokratische Systeme und Systeme sozialer Kontrolle so zusammenzubringen, daß eine technologische Problembearbeitung verhindert wird« (1994, S. 47).

wendig wird. Berücksichtigt werden individuelle, soziale und politische Ressourcen sowie soziale Netze und lokale/regionale Strukturen (vgl. THIERSCH 1992 a, S. 5)⁷⁰.

Eine so verstandene Soziale Arbeit durchdringt weite Bereiche menschlichen Zusammenlebens, in denen Hilfeleistungen notwendig sind. Ihren Ausgangspunkt findet diese Hilfeform in den gegebenen Struktur-, Verständnis- und Handlungsmustern, wobei individuelle, soziale und politische Ressourcen stabilisiert und/oder hervorgerufen werden sollten, damit Menschen Möglichkeiten gegeben werden, sich zu arrangieren, Geborgenheit zu finden, Kreativität zu entwickeln sowie Sinn und Selbstbestimmung zu erfahren. Diese Forderungen bedeuten, daß Unterstützungen und Anregungen in bezug auf Bildungs-, Erziehungs- und Orientierungssysteme notwendig sind, Hilfestellungen bei der Gestaltung von Situationen gegeben werden müssen, sowie Gelegenheiten und Räume als Hilfe zur Selbsthilfe entsprechend strukturiert sein sollten (vgl. THIERSCH 1992 a, S. 23).

Den vorangegangenen Aussagen zufolge wird von sozialarbeiterisch/sozialpädagogisch Handelnden ein Hineinversetzen und Hinausversetzen in verschiedene Lebenswelten gefordert, wobei insbesondere an die vorhandenen Fähigkeiten der AdressatInnen angeknüpft werden sollte.

4.2 Die stellvertretende Deutung

Eine Interventionsform, die Möglichkeiten bietet, individuelle Hilfestellungen zu geben, ist die stellvertretende Deutung (vgl. OEVERMANN 1981). Das Konzept der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit wird mit dem Modell der stellvertretenden Deutung realisierbarer. Elemente von Interaktionsprozessen zwischen Adressaten und sozial Handelnden können so prägnanter aufgezeigt werden.

Wie bereits in Kap. 1.3 dargelegt, sollten berufliche HelferInnen über spezielle Wissensbestände, die außer auf Bestandteile institutionsbezogenen Wissens auch auf Elemente ihres Alltagswissens sowie theoretischen Wissens zurückzuführen sind, verfügen können. Alltagswissen ist dabei auf lebensgeschichtlich erworbene Handlungs- und Deutungsmuster bezogen. Als institutionsbezogenes Wissen fasse ich solche Wissensbestände, die auf organisatorischen und methodischen Handlungsregeln der jeweiligen Institution beruhen. Theoretische Wissensbestände werden als berufsbezogene, reflektierte Erfahrungen betrachtet, die etwa durch Aus- und Fortbildungen erworben werden und als eine Voraussetzung für das Verstehen sozialpädagogischer Interaktions- bzw. Situationsdefinitionen nutzbar werden können.

In sozialpädagogischen Interaktionen wird die Handlungskompetenz der beruflichen HelferInnen von zwei Komponenten beeinflusst. Erstens zu handeln aufgrund von ›*Theorieverstehen*‹, auf der Basis theoretischen Wissens, sowie zweitens als Befähigung zum ›*Fallverstehen*‹ als Kenntnis und Reflexion eines Einzelfalles.

Im Konzept der ›stellvertretenden Deutung‹ sollten sozialpädagogisch Handelnde ihr Vorgehen an der spezifischen Situation der einzelnen Adressaten orientieren, in-

⁷⁰ Vgl. dazu auch den ACHTEN JUGENDBERICHT 1990, der von der These ausgeht, daß sich in unterschiedlichen Entwicklungslinien der Sozialen Arbeit in den letzten Jahren Problemsichten und Arbeitsentwicklungen herausgebildet haben, die sich in ihren Interventionsmustern und Institutionen ähneln und parallele Trends von Sichtweisen über Probleme der Jugendhilfe aufweisen und eine Lebensweltorientierung in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen rücken.

dem sie sich auf den Einzelfall einlassen und versuchen, diesen mit Hilfe ihres theoretischen sowie lebenspraktisch erworbenen Wissens in seinen Zusammenhängen zu verstehen. Die HelferInnen können vor diesem Hintergrund Entscheidungsmöglichkeiten zur Lebensplanung, etwa alternative Handlungsmöglichkeiten entwickeln, die in Interaktionen angeboten werden⁷¹. »Das selektive Prinzip selbstreflexiver professioneller Intervention liegt in der Leistung, milieuspezifische und/oder subkulturelle Lebenszusammenhänge bewußt zu machen, die individuelle Situation und die davon sehr wohl unterscheidbare sozialökonomische Lage strukturell zu erhellen und im Hinblick auf entstehende Handlungsentscheidungen zu vergegenwärtigen. Das organisierende Prinzip ist, zugespitzt formuliert, das einer Lebenslagenhermeneutik der handlungspraktischen Gegenwart. Die Konsequenz ist, daß das ›Material‹ der professionellen Problembearbeitung der Adressat selbst liefert, an dessen Explikation dann diese ansetzt« (DEWE et al 1986, S. 299).

Mit der Figur der ›stellvertretenden Deutung‹ wird ein Handeln charakterisiert, das sich auf andere Personen bezieht und für sich in Anspruch nimmt, Defizite zumindest langfristig bewußt zu machen und zu kompensieren (vgl. GARZ/KRAIMER/AUFENANGER 1983, S. 129). OEVERMANN entwickelte das genannte Prinzip zunächst im Kontext der Klärung von familialen Interaktionsprozessen und verwendete dieses später in bezug auf professionelles Handeln (vgl. OEVERMANN u. a. 1976, OEVERMANN 1981).

DEWE u. a. haben diesen von OEVERMANN konzipierten Handlungsentwurf auf sozialpädagogische Interaktionsprozesse übertragen:

»Professionalisiertes sozialpädagogisches Handeln in der Form der ›stellvertretenden Deutung‹ ist immer dann gefordert, wenn Betroffenen ihre Lebenspraxis derart problematisch geworden ist, daß sie selbst keine Deutungsmuster zur Problembewältigung mehr zur Verfügung haben« (DEWE u. a. 1986, S. 295).

Demzufolge werden von beruflich Handelnden bestimmte Qualifikationen erwartet, die Klienten bei der Suche nach alternativen Handlungsmustern unterstützen. Beispielsweise sollten sie Hilfebedürftige bei der Suche nach einem für sie lebenswerten Lebensstil stabilisierend unterstützen. Dazu zählt meiner Ansicht nach in bestimmten Fällen auch eine gezielte Vermittlung einer Betreuung durch eine ehrenamtliche Helferin. Gefordert werden dabei hermeneutische Kompetenzen und Qualifikationselemente, die Ausdeutungen von einzelnen Sozialbiographien in tendenziell symmetrischen Aushandlungsprozessen gemeinsam mit den Adressaten ermöglichen sollten (vgl. DEWE/ FERCHHOFF 1986, S. 154).

Eine elementare Bedingung ist dabei die Berücksichtigung der Autonomie der Lebenspraxis der Adressaten (vgl. OEVERMANN 1981) sowie das Bewußtsein über ein vorhandenes Kompetenz- und Machtgefälle (vgl. MOLLENHAUER 1982).

Unter diesen Voraussetzungen bietet das Modell der stellvertretenden Deutung die Möglichkeit, eine Handlungskompetenz zu entwickeln, die die Anwendung berufsspezifischen Wissens als Bemühen um Theorieverstehen und Fallverstehen kennzeichnet und von mir favorisiert wird.

⁷¹ Vgl. hierzu die Ausführungen von DEWE/OTTO (1980); DEWE/FERCHHOFF/PETERS/STÜWE (1986, 1987); HAUPERT/KRAIMER (1991); OLK/OTTO (1989); SAHLE (1987); LUDEWIGT/OTTO-SCHINDLER (1992 a).

Eine gezielte Lebensweltorientierung wird dann möglich, so meine hypothetische Annahme, wenn es den beruflichen HelferInnen gelingt, die Lebenswelt der Adressaten zu erfassen und stellvertretende Deutungen anzubieten, die Hilfestellungen für die bisherige Lebenspraxis geben.

4.3 Zur Kooperation beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist die Annahme, daß in Zukunft eine Qualität sozialer Dienstleistungsstrategien entwickelt werden muß, die darauf abzielt, eine zeitgemäße Konzeption von Ehrenamt zu erbringen. Diese Forderung impliziert, daß zum einen entgeltliche Dienste erhalten und ausgebaut, sowie zum anderen unentgeltliche Dienste gestärkt und erweitert werden⁷².

Als gemeinsame Handlungsbasis gilt ein Miteinander, in dem ein Gleichgewicht zwischen der beruflich ausgeübten und der ehrenamtlichen Sozialen Arbeit hergestellt werden kann. Anzustreben ist ein Verhältnis, in dem sich beide Gruppen wechselseitig ergänzen, korrigieren sowie Fähigkeiten und Qualifikationen einsetzen können (vgl. dazu ALFF/MARTINI/BRAUN 1985, S. 16).

BOCK/LOWY/PANKOKE (1980, S. 117 ff.) weisen in einer Untersuchung zur Kooperation freitätiger und beruflicher Mitarbeiter in sozialen Diensten auf Probleme hin, die eine produktive Zusammenarbeit beider Helfergruppen beeinträchtigen. Diese sind in undurchsichtigen Organisationsstrukturen, fehlenden Arbeitsplatzbeschreibungen, mangelnden Arbeitsvereinbarungen sowie unzureichenden technischen und personellen Hilfen zu finden. Konflikte resultieren aus fehlenden Rollenkriterien und Feedback-Möglichkeiten für ehrenamtliche HelferInnen, die zu Abschottungsbewegungen gegenüber beruflichen MitarbeiterInnen führen können. Umgekehrt geraten berufliche HelferInnen möglicherweise in einen Legitimationsdruck gegenüber Ehrenamtlichen, der eine Segmentierung sozialer Dienstleistungen in »einfachere Aufgaben« für Ehrenamtliche und »gehobene Aufgaben« für berufliche HelferInnen zur Folge haben kann (vgl. OPPL 1986, S. 68).

OSWALD/SCHINZLER (1987, S. II) geben in einer Untersuchung über ehrenamtliche Arbeit im sozialen Bereich an, daß die Aufgabenbereiche beider Helfergruppen verschieden sind, sich gegenseitig ergänzen und sich nicht wechselseitig austauschen lassen. Die Autoren belegen in ihrer Untersuchung, daß Ehrenamtliche eine eigenständige soziale Dienstleistung erbringen. Der überwiegende Teil der von ihnen befragten Ehrenamtlichen (86,5% aller Nennungen) gibt an, allein oder mit anderen Ehrenamtlichen zusammen zu arbeiten. Mit Hauptamtlichen arbeiten lediglich 4,2% zusammen (vgl. OSWALD/SCHINZLER 1987, S. 57).

MÜLLER-KOHLBERG et al. (1993) geben in ihrer Studie über soziales Engagement in Ost und West an, daß die Beurteilung der Zusammenarbeit zwischen freiwilligen und beruflichen MitarbeiterInnen aus der Sicht freiwilliger HelferInnen unterschiedlich ist. »Von ›sehr, sehr gut‹ (...) und ›himmlisch‹ (...) bzw. ›wunderbar‹ bis hin

⁷² Vgl. dazu die empirischen Befunde von HEGENER 1985, S. 109–123; DETTLING, JAECKEL, MÜNDER 1988, S. 68; FINK 1988; MÜLLER-KOHLBERG/v. KARDORFF/KRAIMER 1993. Eine Ausweitung der sozialen Berufe hat sich in der Vergangenheit weitgehend zwingend aus den gesellschaftlichen Bedingungen ergeben (vgl. RAUSCHENBACH 1990, 1991).

zu Schilderungen völlig unhaltbarer Zumutungen reichen die Äußerungen« (MÜLLER-KOHLBERG et al. 1993, S. 74).

Aufgrund ihrer langjährigen Erfahrungen mit freiwilligen HelferInnen und SozialarbeiterInnen gibt GIOVANELLI-BLOCHER an, daß Kritiken beruflicher HelferInnen an Ehrenamtlichen auf folgenden Annahmen basieren: Schlagwortartig skizziert kursieren Zuschreibungen über das Ausleben vom Helfersyndrom sowie kritische Auffassungen über unbezahlte Arbeit als typische Frauenarbeit. Kritische Vorbehalte der Ehrenamtlichen gegenüber Beruflichen deuten auf Bürokratisierungsentwicklungen, Einseitigkeiten von Expertenstandpunkten und Verengungen von Problemdefinitionen sowie auf Entpersönlichungen des Klientenkontaktes durch die Institutionalisierung von Hilfe hin (vgl. GIOVANELLI-BLOCHER 1986, S. 36/37 sowie die Untersuchung von SCHMACHTENBERG 1980)⁷³.

Ich vertrete die Meinung, daß bei einer gelungenen Zusammenarbeit weder Konkurrenzverhalten der Helfergruppen untereinander verstärkt, noch Berufsstatusunsicherheiten weiter transportiert werden, die ›Klientifizierungen‹ der Ehrenamtlichen zur Folge haben könnten. Je bewußter berufliche HelferInnen sich ihrer eigenen Kompetenzen sind, ihre individuelle berufliche Identität ausbalancieren (vgl. Kap. 1.2), um so wahrscheinlicher wird ein souveräner Umgang mit ehrenamtlichen MitarbeiterInnen möglich sein. Die Kooperation zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen wird am ehesten da ergiebig, wo sich beide in ihren Eigenheiten, in ihren Stärken und Rechten realisieren können und dadurch ergänzen⁷⁴.

Chancen einer kooperativen Entwicklung in der zu leistenden Sozialen Arbeit beider Helfergruppen orientieren sich an Prinzipien, wie dem der Herstellung gegenseitiger Offenheit, der Ausbildung eines neuen Orientierungsprofils für berufliche HelferInnen, die den Sinn freien sozialen Engagements bejahen, bestärken und bestätigen, flexible Strukturen in Institutionen schaffen sowie eine Selbstaktivierung von Betroffenen fördern⁷⁵.

Favorisiert werden soll hier ein Komplementaritätsmodell, verstanden als Kooperationsmodell, in dem unterschiedliche Fähigkeiten, Neigungen, Erfahrungen und Kompetenzen von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen berücksichtigt werden⁷⁶.

⁷³ »Was die Laien an den Professionellen bemängeln, ist die Kehrseite dessen, was ihnen selbst fehlt, nämlich fachliche Kompetenz, Institutionsmacht, Distanz und Kontrolle. Umgekehrt kritisieren Professionelle an den Freiwilligen Schwächen, die auch dem eigenen Berufsstand nicht fremd sind « (GIOVANELLI-BLOCHER 1986, S. 37/38).

⁷⁴ Zur Kooperation beruflicher und freier Mitarbeiter in England siehe die Arbeiten von AVES und Mitarbeiter (1973), die praktische Beispiele zur Entwicklung von Handlungskonzepten entwerfen (S. 222 ff.); PAULWITZ (1988, S. 160 ff.); DECHAMPS (1989); OLK (1991).

⁷⁵ Vgl. PANKOKE/PANKOKE-SCHENK (1986, S. 58 ff.). Modelle der Zusammenarbeit können als Konkurrenzmodell und Substitutionsmodell skizziert werden. Bei ersterem sieht sich der Klient oftmals einer Vielzahl von Hilfeangeboten gegenüber, die sich auf die Hilfebeziehung negativ auswirken können. Das Substitutionsmodell ist in der sozialpolitischen Diskussion am ehesten verbreitet. Die Befürchtungen beruflicher HelferInnen, ihre Arbeitsmarktchancen verringern sich durch die Tätigkeit von Ehrenamtlichen, sind in diesem Modell verankert, da substitutive Modelle von einer vollständigen oder teilweisen Ersetzbarkeit beruflicher Sozialer Arbeit durch Freiwillige ausgehen (vgl. KRAMER et al. 1986).

⁷⁶ Ein gelungenes Modell der Zusammenarbeit für die Altenhilfe stellen BRAUN/MARX vor

Die ehrenamtlichen HelferInnen übernehmen vorrangig Tätigkeiten, die in einem vollständigen Versorgungsangebot zwar enthalten sein sollten, für die aber hauptberufliche MitarbeiterInnen wenig Zeit haben, dazu gehören beispielsweise Training von Alltagskompetenzen, Freizeitgestaltung, Spielen mit Kindern, Gewährung und Vermittlung von sozialem Kontakt, Spaziergehen sowie die Organisation von Lebensnotwendigkeiten (vgl. MÜLLER-KOHLBERG et al. 1993, S. 159/160). Dieses Modell kann zu Erfolgen in der Zusammenarbeit beider Helfergruppen beitragen.

4.3.1 *β*»Verdreieckung« von Hilfe

Inspirierend für die vorliegende Untersuchung ist die Idee einer Triangulation von Hilfe wie sie MÜLLER-KOHLBERG vorschlägt (1993)⁷⁷. Eine tragfähige Zusammenarbeit sieht sie in einer Art Verdreieckung von Hilfe. »Die Ecken des Dreiecks werden gebildet vom Hilfesuchenden, einem methodisch und administrativ kompetenten Sozialarbeiter und einem menschlich und persönlich engagierten (Laien)-Helfer« (MÜLLER-KOHLBERG 1993, S. 48)⁷⁸. Ich übernehme ihr Profil des engagierten (Laien)-Helfers für ehrenamtliche HelferInnen.

Voraussetzungen zum Gelingen dieser Hilfeform orientieren sich vorrangig am sozialen Feld der Einzelhilfe, in dem alltagsweltliche Probleme bzw. der Wunsch nach zwischenmenschlicher Begleitung bearbeitet werden. Die von mir interviewten ehrenamtlichen HelferInnen sind in der unmittelbaren Betreuung von Hilfebedürftigen tätig. Von daher favorisiere ich für diese Arbeit MÜLLER-KOHLBERGs Modell. Gefordert wird von beruflichen HelferInnen ein sogenanntes »social management«, das Aufgaben der Begleitung und Anleitung der ehrenamtlichen HelferInnen, die Aufstellung einer Bedarfsanalyse, die Evaluation, die Projektentwicklung und die Gewinnung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen zu erfüllen hat (vgl. MÜLLER-KOHLBERG et al. 1993, S. 160).

»Die Funktion ist zu verstehen als Zusammenführung von freiwilligen Helfern mit

(vgl. 1987, S. 102/103). MÜLLER-KOHLBERG (1990, S. 118) beschreibt das Tutorenprinzip, das nur realisiert werden kann, wenn Pädagogen bereit sind, Teile ihrer realen Macht abzutreten und Zöglingen gestatten, diese Rolle probeweise auszufüllen.

Die Skizze eines Begleitforschungsprojektes zur Mitarbeit in der Jugendgerichtshilfe entwerfen BRUNS/KRAIMER/MAYER/MÜLLER-KOHLBERG (1988, S. 95–124). Eine Empfehlung dieser Studie ist, daß in gemeinsamen Diskussionen etwa überhöhte Zielsetzungen der ehrenamtlichen HelferInnen auf ein realistisches Maß reduziert werden sollten, mögliche Alternativen überprüft, sowie Enttäuschungen gemeinsam verarbeitet werden sollten (vgl. KRAIMER/MÜLLER-KOHLBERG 1990, S. 178).

⁷⁷ Grundlagen ihrer Ausführungen beziehen sich auf Vergleichsstudien, die tendenziell in die Richtung weisen, daß das Handeln unausgebildeter HelferInnen gegenüber beruflichen HelferInnen – bezogen auf Betreuungssituationen – in etwa ebenbürtig ist (vgl. MÜLLER-KOHLBERG 1988, 1993).

⁷⁸ Sie skizziert in Anlehnung an A. SCHÜTZ (1972) den Typus des »kompetenten Laien«, der über spezifische Fähigkeiten verfügt, die unterschiedlicher Herkunft sind und je individuell effektiv in der Praxis umgesetzt werden können. Eine gelungene Handlungskompetenz der beruflichen HelferInnen besteht aus der Fähigkeit, Wissens- und Könnensfragmente unterschiedlicher Herkunft miteinander vernetzen und in die alltägliche Praxis mit einbringen zu können.

Hilfsbedürftigen – *matching* oder *pairing* -, die Begleitung der Helfer und Aktivierung von latenter Hilfsbereitschaft sowie die Sicherstellung der Kontinuität« (MÜLLER-KOHLBERG 1993, S. 48).

Meines Erachtens basieren inhaltliche Vorschläge zur Zusammenarbeit, hier vorrangig in bezug auf Organisationsstrukturen dargelegt, auf folgenden Elementen⁷⁹:

- Bei der Organisation eines freiwilligen Hilfsdienstes sollte der Kontrollaspekt ausgeklammert werden (vgl. auch SCHMACHTENBERG 1980, S. 264).
- Gelungene Einführungsgespräche sind anzustreben, da der persönliche Kontakt zwischen Koordinator und HelferInnen ausschlaggebend für den Verlauf einer Zusammenarbeit ist.
- Von einem Auswahlverfahren wird weitgehend abgeraten, da Kriterien für eine Auswahl streng genommen gar nicht existieren können (vgl. SCHMACHTENBERG 1980, S. 264).
- Die Auswahl und der Einsatz von ehrenamtlichen HelferInnen sollte entsprechend deren Motivationen erfolgen, wobei eine weitgehende Abstimmung der Aufgaben mit beruflichen HelferInnen erforderlich ist. Gefordert wird dabei ein gegenseitiger Informationsfluß, in dem Ehrenamtliche Auswahlmöglichkeiten in bezug auf die Übernahme einer Tätigkeit erhalten.
- Ehrenamtliche HelferInnen sollten die Möglichkeit bekommen, sich regelmäßig in Gruppen zu treffen, da Erfahrungsaustausch, Solidarität untereinander sowie neue Sozialkontakte die Erlangung einer gewissen Eigenständigkeit und Autonomie fördern und eine Relativierung von Schwierigkeiten ermöglichen können. Ein Vorschlag ist, daß sich Ehrenamtliche einer Region zusammenschließen und einen Ansprechpartner für verschiedene Probleme, Wünsche, Ziele wählen (vgl. BOCK/LOWY/PANKOKE 1980, S. 132/133; SCHMACHTENBERG 1980, S. 267 ff.).
- Berufliche HelferInnen fungieren sozusagen als Bindeglied zwischen verschiedenen Interessengruppen: Klienten, weiteren MitarbeiterInnen, Institutionen sowie sozial engagierten Ehrenamtlichen. Möglichst ein beruflicher Betreuer sollte eine HelferInnengruppe leiten und sich regelmäßig mit Einzelnen sowie der gesamten Gruppe treffen und vorrangig mit dieser Aufgabe beauftragt sein, damit eine gelungene Zusammenarbeit sichergestellt werden kann.
- Ein weiterer Arbeitsauftrag umfaßt die Gewinnung von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, wobei eine gezielte Werbung auf mehreren Ebenen, etwa in Form von persönlicher Ansprache, Medienarbeit und verteilen von Informationsbroschüren geleistet werden sollte.

⁷⁹ In diesem Zusammenhang kommt SCHMACHTENBERG (1980) in seiner Untersuchung über ehrenamtliche Mitarbeit in der Altenhilfe zu dem Ergebnis, daß das Problem der Zusammenarbeit in der Regel ungelöst bleibt. Strukturen und Verfahrensregeln können nur für Teilbereiche erarbeitet werden. Dabei sind die Bereitschaft zur Zusammenarbeit von beiden Seiten sowie eine konstante Betreuung der Ehrenamtlichen wesentliche Voraussetzungen (vgl. 1980, S. 270). »Als optimale Lösung der Zusammenarbeit mit professionellen Diensten wird es angesehen, daß die ehrenamtlich Arbeitenden Aufgaben übernehmen, auf die die professionell Arbeitenden nicht eingehen können oder dürfen, z. B. intensive Kontakte aufnehmen, Konfliktsituationen auffangen, persönliche Bindungen entwickeln, Probleme besprechen« (NOTZ 1987, S. 202).

- Des weiteren müssen Kontaktgespräche geführt werden, zu denen Informationen über gesetzliche Regelungen sowie eine Darstellung des Konzeptes der jeweiligen Institutionen gehören. Originäre Funktionen und Strukturen von Institutionen sind zu berücksichtigen, wobei verschiedene soziale Einrichtungen untereinander Kompetenzen und Aufgaben abstimmen sollten.
- Ehrenamtliche benötigen eine Klärung ihres Arbeitskontraktes im Hinblick auf den zeitlichen Einsatz, Umfang der Aufgaben, Zuordnung zur Organisation, zum Vorstand, zu Hauptberuflichen oder anderen MitarbeiterInnen.
- Weiterhin müssen Informationen zu den einzelnen Hilfesuchenden weitergegeben werden, wobei Kontakte zu Beruflichen, die ebenfalls mit den Hilfesuchenden zu tun haben, hergestellt werden sollten. Einzelnen HelferInnen sollte fachlicher und persönlicher Rat bei Problemen erteilt werden – Supervision und Fortbildung der beruflichen HelferInnen sollten dabei gewährleistet sein -.
- Konzepte zur Zusammenarbeit beider Helferguppen sollten gemeinsam mit ehrenamtlichen HelferInnen weiterentwickelt werden.

Zur Zeit sind »fehlende, theoretische Ansätze und berufliche Handlungskonzepte, die die professionell in der Sozialarbeit Tätigen zur Kooperation mit Freitätigen befähigen« (SCHÖPP-SCHILLING 1988, S. 110), zu verzeichnen.

Diese Sachlage impliziert, daß bereits im Verlauf der Ausbildung von beruflichen HelferInnen, ehrenamtliche Arbeit als Bestandteil sozialer Dienstleistungen integriert und adäquat reflektiert wird, um etwaigen Konflikten im Vorfeld zu begegnen⁸⁰.

4.4 Zusammenfassende Hypothesen und Fragen

Die Skizze der Geschichte Sozialer Arbeit hat gezeigt, daß die Entwicklungen beruflicher und ehrenamtlicher Hilfen ineinander verwoben sind (vgl. Kap. 3).

Eine Annahme von mir ist, daß sich beide Hilfeformen eher nebeneinander als miteinander entwickelt haben:

- Beispielsweise könnte die funktionale Aufgabenverteilung zwischen ehrenamtlicher und beruflicher Sozialer Arbeit, wie sie gegen Ende des Elberfelder Systems angestrebt wurde, zu Problemen in der Zusammenarbeit beigetragen haben (vgl. Kap. 3.1.2.1).
- In den folgenden Jahrzehnten führte eine zunehmende Hierarchisierung von bezahlter und unbezahlter Tätigkeit, Verberuflichung sowie Bürokratisierungstendenzen Sozialer Arbeit möglicherweise dazu, daß ehrenamtliche Tätigkeit eher an den Rand fachpolitischer Aufmerksamkeit gedrängt wurde (vgl. Kap. 3.1.3; 3.1.3.1).
- In den letzten Jahren ist diese Tendenz eher rückläufig, da die Gesellschaft in stärkerem Maße auch auf freiwillige soziale Hilfeleistungen angewiesen ist (vgl. Kap. 3.1.3).
- Dabei legt der stetige Rückgang an ehrenamtlichen MitarbeiterInnen die Forderung nahe, daß geänderte Rahmenbedingungen sowie angemessene Formen der wechsel-

⁸⁰ Entsprechende Inhalte sollten im Ausbildungs-Curriculum aufgenommen werden, in dem etwa Modelle über Möglichkeiten der Zusammenarbeit verschiedener Helferguppen aufgezeigt werden und Kenntnisse über verschiedene Wissenstypen sowie praktische Beispiele gegeben werden (vgl. dazu auch MÜLLER-KOHLBERG 1993, S. 51).

seitigen Bezugnahme gefunden werden sollten, um dieses Potential zu erhalten bzw. wieder zu mobilisieren.

- Die Zusammenarbeit beider Helfergruppen wird dabei - meines Erachtens - in der fachlichen Diskussion zu wenig thematisiert.
- Meine Hypothese ist die, daß möglicherweise ein wechselseitiger Legitimationsdruck ehrenamtlicher und beruflicher HelferInnen oft von Konkurrenz und Widersprüchlichkeiten bestimmt wird, da Rollenmerkmale diffus sein könnten (vgl. auch Kap. 4.3).

In bezug auf die Tätigkeit *beruflicher HelferInnen* möchte ich folgende Hypothesen und Fragen aufstellen:

- Erstens ist zu fragen, ob die verschiedenen Arbeitsaufträge und Ansprüche an berufliche HelferInnen in der Kooperation mit ehrenamtlichen HelferInnen erfüllt werden können.
- Eine hypothetische Annahme von mir hierzu ist, daß theoretische Wissensbestände, die durch die Ausbildung erworben wurden, als nicht ausreichend empfunden werden könnten und eine Berufsstatusunsicherheit fördern, die auch eine Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen in der Sozialen Arbeit beeinträchtigt.
- Möglicherweise fehlen handlungsleitende Orientierungen, die zu einer mangelnden Transparenz beruflichen Handelns führen (vgl. Kap. 1.2). Beispielsweise könnten Zuständigkeiten nicht geklärt oder durch Organisationsstrukturen zu stark vorgegeben sein.
- Zweitens ist zu fragen, ob es den beruflich Handelnden gelingt, ein Berufswissen herauszubilden, das Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen sinnvoll miteinander verknüpfen kann (vgl. Kap. 1.3).

In bezug auf die Arbeit *ehrenamtlicher HelferInnen* stellt sich die Frage, ob diese Gruppe in ihrer Tätigkeit auf vielfältige Erfahrungen aus verschiedensten Bereichen zurückgreifen kann und neben fachlichem Wissen und praktischem Können Zivilcourage, Improvisations- und Durchhaltefähigkeit sowie gesellschafts-politischen Einfluß in die Soziale Arbeit einbringen kann.

- Eine hypothetische Annahme von mir ist, daß Ehrenamtliche individuelle Erfahrungen in die Arbeit einbringen, die ich als Alltags- bzw. in Anlehnung an PAN-KOKE/PANKOKE-SCHENK als situative Kompetenz betrachte (vgl. Kap. 2.2).
- Zu fragen ist in diesem Zusammenhang, ob die Bereitschaft zur Hilfe zum einen tatsächlich eine individuelle Entscheidung ist und zum anderen, ob diese HelferInnen einen Nutzen aus ihrer Tätigkeit ziehen (vgl. Kap. 2.3; 2.3.1).

Zur *Zusammenarbeit beider Helfergruppen*: Eine zentrale Annahme von mir ist, daß zu einer gelungenen Kooperation beider Helfergruppen die Maximen der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit sowie eine ›Verdreieckung‹ von Hilfe beitragen können (vgl. Kap. 4).

Diese Konzepte bieten insbesondere für berufliche HelferInnen Möglichkeiten, die je spezifischen Situationen – Lebenslagen – von Ehrenamtlichen und Adressaten zu erfassen, sowie entsprechende Ziele und Möglichkeiten zur Zusammenarbeit zu entwickeln.

- Zu fragen ist in diesem Kontext, ob sich das Handeln der Helfergruppen am Alltag – der Lebenswelt – der zu vermittelnden bzw. zu betreuenden AdressatInnen von Hilfeleistungen orientiert (vgl. Kap. 4.1; 4.1.1). Berufliche HelferInnen versuchen

Lebenswelten zu verstehen, indem sie ihre theoretischen und praktischen Erkenntnisse in Form einer Kunstlehre (vgl. Kap. 1; KRAIMER 1994) für ihre unterschiedlichen praktischen Tätigkeiten nutzbar machen. Ehrenamtliche HelferInnen erfassen Lebenswelten – so meine Annahme – dabei eher intuitiv mit ihrem Alltagswissen und ihrer situativen Kompetenz (vgl. Kap. 4.1.3).

- Zu fragen ist weiterhin, inwiefern sich beruflich Handelnde auf ›Offenheiten‹ in Lebenswelten einlassen, ihre eigenen ›Normalitätsvorstellungen‹ reflektieren (vgl. Kap. 4.1.3) und ›stellvertretende Deutungen‹ anbieten, um Hilfestellungen für die bisherige Lebenspraxis der AdressatInnen zu geben (vgl. Kap. 4.2).

Im zweiten Teil meiner qualitativ-empirischen Studie erfolgt die Analyse beruflicher und ehrenamtlicher Hilfe bzw. Zusammenarbeit in sozialen Feldern.

Teil II:
Bedingungen und Erfahrungen der
Zusammenarbeit in der Sozialen Arbeit –

Interviews und Gruppendiskussionen
mit beruflichen und ehrenamtlichen
Helferinnen und Helfern

5 Die Auswahl der Interviewpartnerinnen und -partner

Die InterviewteilnehmerInnen sind zum einen berufserfahrene HelferInnen, die mindestens ein Jahr im Anschluß an ihre Berufsausbildung in der Sozialen Arbeit tätig waren. Zum anderen ehrenamtliche HelferInnen, die keine Ausbildung im sozialen Bereich absolvierten und über einen längeren Zeitraum – mindestens ein Jahr – eine Betreuung übernommen haben.

Die Tätigkeiten der InterviewpartnerInnen sind an unterschiedlichen sozialen Institutionen angesiedelt (vgl. Kap. 8; 9).

Der Kontakt zu den von mir befragten Personen kam über die jeweiligen Einrichtungen zustande. In telefonischen Voranfragen habe ich mein Forschungsinteresse kurz skizziert und um eine Teilnahme bzw. die Weiterleitung an Interessenten gebeten.

Insgesamt wurden neunzehn Personen interviewt. In die vorgelegte Studie gehen siebzehn Auswertungen ein, davon vier ExpertInneninterviews und dreizehn Gruppendiskussionsbeiträge.

Den qualitativ-empirisch erhobenen Daten liegt ein Interviewleitfaden zugrunde, der im folgenden ausgeführt wird.

6 Zur Operationalisierung der Untersuchung

Zunächst werden der Interviewleitfaden sowie forschungstheoretische Überlegungen dargelegt, an die sich eine Beschreibung der Forschungsinstrumente, einschließlich der Auswertungsstrategien sowie eine Präsentation der Ergebnisse anschließt.

6.1 Der Leitfaden

Der vorliegende Leitfaden wurde als Basis für die Erhebungssituationen der ExpertInneninterviews und Gruppendiskussionen benutzt.

Ziel war, möglichst vielfältige Informationen zu sammeln, ohne den Eindruck des Abfragens zu erwecken und häufig in den Gesprächsablauf strukturierend eingreifen zu müssen⁸¹.

Der hier gewählte Einstieg orientierte sich an den Punkten:

- a) Kurze Begrüßung, Vorstellung, Dank für gezeigtes Interesse;
- b) Hinweis auf die Rolle der InterviewpartnerInnen als ExpertInnen (berufliche bzw. ehrenamtliche HelferInnen in ihren Tätigkeitsbereichen);
- c) Kurze Darstellung meines Forschungsinteresses, an die sich folgende Themenkomplexe anschlossen:

Die Fragen des Leitfadens orientieren sich an den fünf Bereichen, die für meine Untersuchung relevant sind:

- Fragen an berufliche und ehrenamtliche HelferInnen gleichermaßen zu Wechselbeziehungen zwischen beiden Helfergruppen:
 - Wie gestaltet sich ihre Arbeit als berufliche/ehrenamtliche HelferIn?
 - Können berufliche/ehrenamtliche HelferInnen etwas voneinander lernen?
 - Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen untereinander? (Konkurrenz, Divergenzen in der Auffassung über Maßnahmen? Kollisionen?)
 - Wie geht bzw. sollte der berufliche Helfer auf den ehrenamtlichen Helfer zugehen? Ist er darauf vorbereitet? Welche Haltung, welches Wissen ist dazu erforderlich?
 - Welche Hilfen erwarten ehrenamtliche und berufliche Helfer voneinander?
- a) *Explizite Fragen an ehrenamtliche HelferInnen:*
 - Wie sind sie zu ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit gekommen?
 - Werden sie in ihrer Tätigkeit von beruflichen HelferInnen akzeptiert? (Rolle gegenüber beruflichen HelferInnen)
 - In welcher Form arbeiten berufliche HelferInnen mit ihnen zusammen und wie wäre diese für sie wünschenswert?
 - Erwarten sie besondere Hilfen?

⁸¹ Vgl. zur »Befragung« und zum Aufbau eines Leitfadens HUSCHKE-REIN (1993, S. 41–66).

b) Explizite Fragen an berufliche HelferInnen:

- Skizzierungen von Aufgabenbereichen und Einsatzmöglichkeiten von ehrenamtlichen HelferInnen: In welchen Feldern bietet sich der Einsatz bevorzugt an? Wo nicht? Wo besteht Bedarf? Bei welchen Problemlagen sind ehrenamtliche HelferInnen geeignet – wo nicht?
- Lassen sich Belastungsgrenzen aufzeigen? Was kann von ehrenamtlichen HelferInnen erwartet werden und was nicht?
- Wie betrachten sie ihre Rolle gegenüber ehrenamtlichen HelferInnen? (etwaige Stichworte sind Führung, Anleitung, Begleitung, Aus/Fortbildung, Supervision, Autonomie der ehrenamtlichen HelferInnen)
- Welcher Aufwand ist für die Arbeit mit ehrenamtlichen HelferInnen erforderlich?
- Wie können die Ressourcen und Kompetenzen der ehrenamtlichen HelferInnen genutzt werden?
- Können sie etwas zur Motivation und Auswahl von ehrenamtlichen HelferInnen sagen?
- Fragen zum Verhältnis von ehrenamtlichen HelferInnen zu Institutionen:
 - Welche Rolle nimmt die Institution ein?
 - Ehrenamtliche Hilfe als sozialpolitisches Problem? (Bezahlung, Arbeitsplätze, Unkostenerstattung, Versicherungsschutz als Problem der weiblichen Arbeitskraftnutzung)
- Fragen zur Beziehung der Ehrenamtlichen zu den Adressaten der Hilfe:
 - Welche Erfahrungen machen die Hilfebedürftigen? (gibt es Rückmeldungen, positive und negative Erlebnisse)
 - Was wünschen sich die Hilfebedürftigen?
 - Für wie aufwendig betrachten sie ihre Betreuer Tätigkeit? (etwa Zeitaufwand, finanzielle Belastungen)
 - Können sie handlungsleitende Bedingungen für ihre Betreuer Tätigkeit nennen? (etwa berufliche Erfahrungen)
- Fragen zum Verhältnis von beruflichen HelferInnen zu den Institutionen:
 - Welche Rolle nimmt die Institution ein?
 - Ehrenamtliche Hilfe als sozialpolitisches Problem? (Bezahlung, Arbeitsplätze, Unkostenerstattung, Versicherungsschutz als Problem der weiblichen Arbeitskraftnutzung)
- Fragen zu Verknüpfungen zwischen beruflichen HelferInnen und den zu vermittelnden Hilfebedürftigen:
 - Welche Erfahrungen machen die Hilfebedürftigen? (gibt es Rückmeldungen, positive und negative Erlebnisse)
 - Was wünschen sich die Hilfebedürftigen?

Der hier nachgezeichnete Interviewleitfaden diente zur Orientierung in den unterschiedlichen Datenerhebungsprozessen, eine vollständige Beantwortung aller Fragen war dabei nicht leitendes Ziel.

7 Forschungstheoretische Annahmen

Meine Datenerhebung und Datenauswertung orientiert sich an den Prämissen der interpretativen bzw. qualitativen Sozialforschung⁸².

Zusammengefaßt lassen sich folgende Merkmale dieser Forschungsrichtung nennen:

- »1. Die Auffassung, daß eine *soziale* Konstruktion der Wirklichkeit erfolgt;
2. Der Auffassung, daß ein verstehender Zugang zur Wirklichkeit unumgänglich ist (...);
3. Der Auffassung, daß eine fallbezogene Untersuchung mit einer sich daran anschließenden Möglichkeit der Typenbildung zentral ist und
4. Der Auffassung, daß der Forscher sich unmittelbar auf die Praxis einlassen muß (die Idee des ›going native‹).« (GARZ/KRAIMER 1991, S. 13)⁸³.

Weiterhin gehe ich in meiner Arbeit davon aus, daß die befragten InterviewpartnerInnen selbst ›ExpertInnen‹ ihrer ›Wirklichkeitskonstruktionen‹ sind, die erst durch den Versuch einer Perspektiven- bzw. Rollenübernahme verständlich werden. Das entsprechende forschungsmethodische Vorgehen (auf das in den folgenden Kapiteln eingegangen wird) beruht auf einem Interaktionsprozeß – zwischen den zu untersuchenden und der forschenden Person –, der den gleichen kommunikativen Bedingungen unterliegt wie andere Formen sozialen Handelns (vgl. SCHÜTZE et al. 1973, S. 434)⁸⁴.

⁸² Vgl. dazu im Überblick ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN 1973, 1976; HEINZE 1987; LAMNEK 1988, 1989; BOHNSACK 1991; FLICK et al. 1991; GARZ/KRAIMER 1983, 1991; MAYRING 1990. Dem interpretativen Paradigma kommt in dieser Forschungsrichtung eine besondere Bedeutung zu:

»Das Interpretative Paradigma hat insbesondere die Annahme ausgearbeitet, daß soziale Prozesse über wandelbare und kontextabhängige kulturelle Codes beeinflusst werden: Menschen eignen sich diese im Verlaufe von Sozialisationsprozessen an und erwerben auf diese Weise Interpretationsressourcen. Dem wissenssoziologischen Forschungsimpuls folgen heißt, diese Interpretationsressourcen als interpretative Eigenaktivität des Subjekts bei der Untersuchung kognitiver, psychischer oder sozialer Prozesse zur Geltung zu bringen. Soziales Handeln wird hier unhintergebar in wesentlichen Teilen als Interpretationsprozeß verstanden, innerhalb dessen Bedeutungszumessung, Relevanzabschätzung und Sinnverleihung verschiedene Aspekte darstellen« (MAROTZKI 1989, S. 4).

⁸³ In der vorliegenden Untersuchung kommt der Theorie des symbolischen Interaktionismus eine bedeutende Rolle zu. Anknüpfend an diesen Theoriestrang wird angenommen, daß »...bei der Beschreibung und Erklärung gesellschaftlicher Phänomene mitzubertücksichtigen ist, wie die Gesellschaftsmitglieder selbst die gesellschaftliche Wirklichkeit erleben« (ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN 1973, S. 9), um das Handeln Einzelner in spezifischen Situationen erfassen zu können. Aus interaktionstheoretischer Sichtweise konstituiert sich gesellschaftliche ›Wirklichkeit‹ aus Handlungen einzelner Individuen innerhalb sozialer Interaktionen, indem Situationen vor dem Hintergrund individuell erworbenen Wissens interpretierend ausgehandelt werden.

⁸⁴ Auf eine Besonderheit in Interaktionen im Forschungsprozeß soll hier aufmerksam gemacht

Die Datenerhebung und -auswertung wird von den Prämissen ›Offenheit‹ und ›Kommunikation‹ mitgeleitet (vgl. HOFFMANN-RIEM 1980; KÖCKEIS-STANGL 1980; Kap. 4). Eine Prämisse ist das ›Prinzip Kommunikation‹, wobei ich mich möglichst weitgehend auf die alltagsweltlichen Kommunikationsregeln der Befragten eingelassen habe, damit diese die Möglichkeit hatten, auf subjektive Handlungsorientierungen und Deutungen ihres je individuellen Regelsystems zurückzugreifen.

Das ›Prinzip Offenheit‹ besagt, daß sich die Forscherin der ›Produktion von Bedeutungen‹ aussetzt, die die ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen in Form von ExpertInneninterviews und Gruppendiskussionen liefern. Auf den Aussagen dieser Helfergruppen baut sich der Forschungsgegenstand – Perspektiven der Zusammenarbeit – auf. Die Analyse habe ich anhand der Strukturierungsleistungen der InterviewpartnerInnen vorgenommen, d. h. deren Wissen und Orientierungen, verstanden als gesellschaftliche Erfahrungen in der Sozialen Arbeit bilden den Ausgangspunkt der rekonstruierten Deutungsmuster.

Von Interesse ist dabei die Art und Weise, wie handlungsleitende Orientierungen in alltäglichen Situationen, interaktiven Prozessen in der Sozialen Arbeit umgesetzt, modifiziert oder gar erzeugt werden. Die Sinnkonstruktionen der beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen, ihre Welt- und Selbstsicht, ihr Alltagswissen, ihre spezifischen Fähigkeiten und ihre Interaktionskompetenz werden mit Blick auf Aussagen zur Zusammenarbeit erschlossen (vgl. Kap. 8; 9).

Zudem orientiert sich der Prozeß der Datenauswertung daran, möglichst das Datenmaterial selbst ›zum Sprechen‹ zu bringen. Dabei wird die Bereitschaft des Fallanalytikers vorausgesetzt, sich durch die Daten belehren zu lassen (vgl. HAUPERT/KRAIMER 1991, S. 200; auf die jeweils explizit gewählte Auswertungsmethode wird in Kap. 8; 9 eingegangen)⁸⁵.

werden. Diese stimmen insofern nicht mit alltäglichen Interaktionssituationen überein, als »in ihr nicht von vornherein ein Interesse der untersuchten Person anzunehmen ist, im Dienst der Wissenschaft sich bei der Klärung der in Frage stehenden Sachverhalte engagiert einzusetzen« (WITZEL 1982, S. 72). WITZEL weist in diesem Kontext darauf hin, daß die Interaktionsbereitschaft wiederholt sichergestellt werden muß (ders. 1982, S. 72).

⁸⁵ Mit KLEINING wird von folgenden Prämissen ausgegangen:

»Heuristik ist die Basisstrategie jeder Forschung. Ihr Ziel ist es, den Gegenstand der Forschung zu erkennen. Forschung ist Er-Forschung. Forschung ist ein Prozeß. Er *beginnt* immer bei der Erscheinungsweise, dem Vorverständnis vom Gegenstand. (...) In der qualitativen Forschung heißt Beschreibung zunächst: abbildende Wiedergabe durch Sprache. Da die psychische und die soziale Welt sinnhaft sind, interpretiert durch Individuen und Kollektive, kann die ›Interpretation‹ durch Forscher die bloße Reproduktion der vorinterpretierten Welt sein. ›Interpretative Sozialforschung‹ ist in diesem Sinne ›qualitativ‹. Jedoch ist die Wiedergabe des Vorgefundenen, die Interpretation, solange sie Beschreibung bleibt, nur der Anfang der Forschung. Hegel sagt in seiner ›Phänomenologie‹: Was *bekannt* ist, sei noch nicht *erkannt*. Der Schritt von der Erscheinungsweise zu deren Struktur, zu den Bedingungen, unter denen sie sich bildet, ist immer ein Schritt zum Substantiellen. Erst hieran kann sich eine Wissenschaft messen« (1991, S.16/17; Hervorh. im Original).

Anhand hermeneutischer Verfahren wird versucht, das zu erschließen, was ›hinter‹ oder ›zwischen‹ den Zeilen des Gesagtem liegt (vgl. TERHART 1983, S. 157)⁸⁶.

Methoden der qualitativen Forschungsrichtung, die zur Durchführung der Erhebung herangezogen wurden, sind ExpertInneninterviews und Gruppendiskussionen.

⁸⁶ Varianten des hermeneutischen Vorgehens werden von TERHART (1983) beschrieben:

- a) die ethnographisch-deskriptive Variante
- b) die kommunikativ-aufklärerische Variante
- c) die strukturalistisch-rekonstruktive Variante.

Ein zu erreichendes Ziel ist dabei eine Rekonstruktion von deutungs- und handlungsgenerierenden Strukturen, die weiterhin eine Typisierung ermöglicht (vgl. SCHÜTZE 1976 und HAUPERT 1991).

»In Abwandlung bzw. Ergänzung dieser Unterscheidungen arbeiten LÜDERS/REICHERTZ ebenfalls drei grobe Typisierungen qualitativer Vorgehnsweisen heraus:

1. solche, die auf den Nachvollzug subjektiv gemeinten Sinns zielen;
2. solche, die auf die Deskription sozialen Handelns und sozialer
3. solche, die auf die Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen zielen« (GARZ/KRAIMER 1991, S. 9).

8 Offene leitfadenorientierte ExpertInneninterviews

ExpertInneninterviews wurden mit zwei beruflichen HelferInnen – einer Person vom Sozialdienst katholischer Männer, einer Person von der Aids-Hilfe – und zwei ehrenamtlichen HelferInnen – einer Person von der Aids-Hilfe und einer Person vom Diakonischen Werk – durchgeführt. Alle Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet, anschließend transkribiert und ausgewertet.

Die hier gewählte Methode bietet die Möglichkeit, Sichtweisen beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen über ihre Arbeit in sozialen Feldern zu untersuchen. Den Forschungssubjekten wird dabei quasi ein ExpertInnenstatus verliehen.

Die ExpertInnen der vorliegenden Untersuchung wurden als FunktionsträgerInnen im Rahmen ihrer beruflichen bzw. ehrenamtlichen Tätigkeit in sozialen Arbeitsfeldern interviewt. Die in diesem Kontext gewonnenen Aussagen etwa über Zuständigkeiten und Aufgaben, spiegeln exklusive Erfahrungen und Wissensbestände der interviewten ExpertInnen wider (vgl. MEUSER/NAGEL 1991, S. 444).

Der ExpertInnenstatus wird von MEUSER/NAGEL folgendermaßen skizziert:

- »wer in irgendeiner Weise Verantwortung trägt für den Entwurf, die Implementierung oder die Kontrolle einer Problemlösung oder
- wer über einen privilegierten Zugang zu Informationen über Personengruppen oder Entscheidungsprozesse verfügt« (1991, S. 443).

In der vorliegenden Studie geben die beruflichen und ehrenamtlichen ExpertInnen einerseits Auskünfte über ihre eigenen Sichtweisen, sowie andererseits Auskunft über die Wahrnehmung der jeweils anderen Helfergruppe.

In der Auswertung des Materials werden Deutungsmuster rekonstruiert, die vermutlich handlungsleitend sind. Die jeweiligen Interviewverläufe folgten einem offenen Leitfaden, der für die Befragten die Möglichkeit bot, das Thema entsprechend der Fragestellungen einzugrenzen (vgl. Kap. 6.1).

8.1 Auswertung

Vorrangiges Ziel der Auswertung ist es, relevante Aussagen der ExpertInnen herauszufiltern und eine Vergleichbarkeit der Textmaterialien herzustellen.

Beabsichtigt wird, *Deutungsmuster* zu rekonstruieren, die Hinweise darauf enthalten, wie sich die Zusammenarbeit beider Helfergruppen gestaltet. Daraus lassen sich wiederum Überlegungen ableiten, worin zukünftige Verbesserungsmöglichkeiten liegen.

Soziale Deutungsmuster fasse ich dabei in Anlehnung an KRAIMER (1991) als lebensgeschichtlich determiniert und relativ zeitstabil auf. Sie erfüllen stets eine Doppelfunktion, zum einen dienen soziale Deutungsmuster dazu, gesellschaftliches Leben anzueignen und zu bewältigen und zum anderen zur Orientierung für die eigene Biographie und hier insbesondere zur Ausgestaltung der Berufsbiographie (vgl. auch MEUSER/SACKMANN 1991). Sie bestimmen demnach also Identität und Hand-

lungsfähigkeit von Personen, in dieser Arbeit von Ehrenamtlichen und Beruflichen als FunktionsträgerInnen in der Sozialen Arbeit, mit (vgl. MEUSER/SACKMANN 1991).

Deutungsmuster, die sich bei den Helfergruppen finden lassen, bestehen nicht aus zufälligen Verknüpfungen von Meinungen und Erfahrungen zu partikularen Handlungsproblemen in der Sozialen Arbeit, sondern stellen gewissermaßen einen ›Argumentekorpus‹ bereit. Deutungsmuster enthalten einen Kanon von generativen (im Sinne von erzeugenden) Regeln, die im Kontext der Zusammenarbeit beider Helfergruppen eine Fülle von bestimmten Problemlösungsmodellen erzeugen, wie die folgenden Analysen zeigen (vgl. Kap. 8; 9). In diesem Sinne sind Deutungsmuster auch als Verarbeitung sozialer Realität, von Bedürfnissen, Interessen, Erfahrungen und Bedingungen in der Sozialen Arbeit zu verstehen⁸⁷.

Die Vergleichbarkeit des Materials wird durch die leitfadenorientierte Interviewführung gewährleistet. Die folgenden Analyseschritte orientieren sich an den von SCHÜTZE (1976), BRUNKHORST u. a. (1978), BOHNSACK (1989), HAUPERT (1991), MEUSER/NAGEL (1991) entwickelten Verfahren⁸⁸.

Die Auswertung wurde für jedes einzelne ExpertInneninterview durchgeführt. In der vorliegenden Studie wird der vierte Schritt, versehen mit entsprechenden Zitaten vorgestellt.

Auf eine Dokumentation der Schritte eins bis drei habe ich verzichtet: Die genannten Schritte sind als intensive, stufenweise Vorarbeiten zum vierten Schritt zu verstehen, in welchem Verknüpfungen von Rekonstruktionen der Aussagen der ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen mit Blick auf meine Fragestellungen hergestellt werden. Die Auswertung der Interviews würde für den Leser ansonsten unübersichtlich und zu lang.

Verlauf des Interpretationsverfahren:

1. Schritt:	Paraphrasierung der Chronologie der Inhalte des gesamten Interviewverlaufs.
2. Schritt:	Die paraphrasierten Texte werden mit signifikanten Überschriften in der ›Sprache des Falles‹ versehen. Dabei können sich einzelne Themenbereiche verdoppeln.
3. Schritt:	Sequenzierung: Einzelne Passagen der jeweiligen Interviews werden mit korrespondierenden Themen zusammengestellt und eine Hauptüberschrift formuliert. Dabei können thematische Einheiten über den Text verstreut sein. Äußerungen werden im Kontext vergleichbarer Handlungen, Erfahrungen und Bedingungen in der Sozialen Arbeit verortet und zusammengestellt.

⁸⁷ »Für das Individuum sind Deutungsmuster zugleich Wahrnehmungs- und Interpretationsform der sozialen Welt, Schemata der Erfahrungsaufordnung und Horizont möglicher Erfahrungen sowie Mittel zur Bewältigung von Handlungsproblemen« (MEUSER/SACKMANN 1991, S. 16).

⁸⁸ Vgl. zur Diskussion um Auswertungsstrategien SÜDMERSEN (1983).

Dokumentation in meiner Studie:

4. Schritt: Auf der Grundlage von Verknüpfungen von Rekonstruktionen der Aussagen, ehrenamtlicher und beruflicher HelferInnen, habe ich mit Blick auf meine Fragestellungen zur Zusammenarbeit, relevante Deutungsmuster herausgearbeitet.
Die Auswertung ist folgendermaßen gegliedert:
- Angaben zur Interviewsituation
 - Daten zur Person
 - Ausführungen zu Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen
- zudem bei den *beruflichen HelferInnen*:
- Ausführungen zum Verhältnis der beruflichen HelferInnen zu den Institutionen
 - Ausführungen zu Verknüpfungen zwischen beruflichen HelferInnen und den zu vermittelnden Hilfebedürftigen
- bei den *ehrenamtlichen HelferInnen*:
- Ausführungen der ehrenamtlichen HelferInnen zu den Institutionen
 - Ausführungen zur Beziehung der Ehrenamtlichen zu den Adressaten der Hilfe

Die Präsentation der Ergebnisse erfolgt für jedes einzelne ExpertInneninterview gesondert.

Den Interviewten wurden fiktive Namen verliehen.

Berufliche Helfer:	Herr Wiethorn
	Herr Neuerer
Ehrenamtliche HelferInnen:	Frau Eule
	Herr Unstern

Zunächst werden Angaben zur Interviewsituation sowie Daten zur Person dargestellt. Den jeweiligen Auswertungen habe ich Zitate vorangestellt, denen eine Interpretation der Deutungsmuster folgt, die ich als ›Version‹ überschrieben habe.

8.2 Interview mit Frau Eule – Ehrenamtliche Mitarbeiterin bei der Aids-Hilfe

Im folgenden wird die Auswertung des Interviews mit der ehrenamtlichen Helferin Frau Eule vorgestellt.

8.2.1 Zur Interviewsituation

Das Interview mit Frau Eule kam über die Vermittlung eines ehemaligen beruflichen Helfers der Aids-Hilfe zustande. Dieser Mitarbeiter gab mir die Telefonnummer von Frau Eule, die sich sofort für ein Interview zur Verfügung stellte. Das Interview fand auf Wunsch von Frau Eule in ihrer Wohnung statt.

Die Interviewpartnerin zeigte eine hohe Gesprächsbereitschaft.

Im Nachgespräch erzählte sie mir persönliche Einzelheiten aus ihrem bisherigen Leben. Während der letzten halben Stunde unseres Zusammentreffens rief ein von ihr betreuter HIV-Infizierter an. Im Anschluß an das Telefonat berichtete sie detailliert

über diesen Fall, etwa über eigene Konflikte mit der Mutter des Klienten, sowie über Probleme der Nachbarn mit dem Kranken. Weiterhin problematisierte sie gesellschaftliche Tendenzen des Totschweigens dieser Krankheit.

In diesem Kontext betonte Frau Eule mehrmals, daß sie, seitdem sie »mit diesen kranken Menschen zu tun habe«, bewußter leben würde.

Im weiteren Gespräch grenzte sie ihre Tätigkeit dahingehend ein, daß sie Drogenabhängige nicht betreuen könne, da ihr dazu ein spezielles Wissen und Können sowie ein zwischenmenschlicher Zugang fehle.

Zu dem Bereich Aids und Homosexualität hat sie sich über Bücher einige Informationen selbst angeeignet.

8.2.2 Daten zur Person

Zum Zeitpunkt des Interviews ist die ehrenamtliche Helferin 51 Jahre alt.

Sie flüchtete vor ca. 30 Jahren aus der ehemaligen DDR in die Bundesrepublik. Mittlerweile ist sie verheiratet und ihr erwachsener Sohn studiert in einer nahegelegenen Stadt Medizin.

Frau Eule absolvierte keine berufliche Ausbildung, ihre ehrenamtliche Tätigkeit bei der Aids-Hilfe übt sie seit fünf Jahren aus. Als Mitbegründerin dieser Einrichtung besitzt sie facettenreiche Kenntnisse über die Betreuung von Aids-Kranken sowie die Entstehung und Entwicklung dieser Institution.

Von ihr werden fünf HIV-Infizierte betreut.

8.2.3 Zum Verhältnis der ehrenamtlichen Helferin zu Institutionen – »Das finde ich also richtig toll, daß Ehrenamtlichkeit, wenn sie also gut eingesetzt wird, da kann also gerade so'n Laden wie die Aidshilfe also wirklich optimal laufen«

Frau Eule:

»Ja, und als ich anfang, vor 5 Jahren, da war die Aidshilfe wirklich ein rein ehrenamtlicher Verein. Da waren wir ganz paar Leute nur, und das war toll. Das war irgendwie sehr – da war noch nichts. Wir hatten noch nicht mal ein paar Briefmarken in der Portokasse, weil wir alles so von Grund auf angefangen haben. (...) Ja, und dann wurde das immer größer, und dann sind wir umgezogen in die U.-Straße. Und dann kam auch so der erste feste Mitarbeiter, weil so dieser ganze kaufmännische Bereich, und der hatte sich so entwickelt, daß wir so was auch brauchten. Und da war's eigentlich auch noch so ganz gut«.

Frau Eule beschreibt, wie sie und andere ehrenamtliche HelferInnen hoch motiviert die Aids-Hilfe gründeten und aufbauten. Vermutlich bewies diese »Gründungsgruppe« einen starken Zusammenhalt. Nachdem sich die Institution von ihrem Aufgabenfeld her erweiterte, mußten zusätzlich hauptamtliche Mitarbeiter eingestellt werden. Frau Eule betont in ihren Aussagen ausdrücklich, daß »dieser ganze kaufmännische Bereich« sich vergrößerte und dafür Mitarbeiter eingestellt wurden – nicht für den Betreuungsbereich.

Vermutlich war Frau Eule mit dieser impliziten Regelung, die eine Aufgabenverteilung zwischen ehrenamtlicher Arbeit als Betreuung und beruflicher Arbeit als administrative Aufgaben vorsieht, einverstanden. Eine Änderung dieser Aufgabenverteilung deutet sich in dem nächsten Satz an »Und da war's eigentlich noch ganz gut«,

anscheinend veränderten sich bei der Aids-Hilfe Strukturen, die nicht mehr ›so ganz gut sind‹ und Frau Eule nicht besonders gefallen.

Frau Eule:

»Und ich hab, also die einzigste Vergünstigung, die ich von der Aidshilfe habe, das ist ein eigenes Aidstelefon. Das war, ich war damals, als die Aidshilfe anfang, auch im Vorstand und hatte also sehr viel private Telefonkosten. Da hat mein Mann gesagt, jetzt ist aber Schluß. Du arbeitest dafür umsonst und auch so Zusatzkosten machen – Na ja, und dann habe ich darüber gesprochen, und dann ging das geldlich ja auch immer ein bißchen aufwärts mit der Aidshilfe. Also, die haben dann auch (...) Zuschüsse bekommen, und seitdem habe ich ein eigenes Telefon. Na ja, das finde ich schon mal sehr gut«.

Frau Eule wird nach einer längeren Aufbauphase der Aids-Hilfe ein eigenes Telefon finanziert. In den Aussagen der Interviewpartnerin deuten sich einige Strukturprobleme der Aids-Hilfe an: Frau Eule finanzierte anfallende Telefonkosten ihrer Tätigkeit zunächst aus eigener Tasche. Erst nachdem ein Familienangehöriger diesen Einsatz kritisiert, verschaffte sie sich eine Vergünstigung, die Finanzierung eines Telefons vom Träger.

In diesem Zusammenhang deutet sich an, daß ehrenamtliche HelferInnen zwar unentbehrlich für die Arbeit sind, aber nicht genügend über entstehende Kosten und Arbeitsaufwand dieser HelferInnen vonseiten der Institutionen nachgedacht wird bzw. Hilfestellungen gegeben werden.

Frau Eule:

»Was ich dazu noch mal sagen möchte, gerade in solchen Bereichen verläßt man sich zu sehr auf ehrenamtliche Mitarbeit. Ich vermisse da auch so die Kirchen, die, ja die hauptamtlichen Pastöre, die dann vielleicht auch mal öfter an so Krankenbetten kommen. Aber das sind natürlich keine normalen Kranken, da liegt dann auch wieder der Hase im Pfeffer. Und das merke ich immer mehr. Das macht mich also sehr, sehr wütend. Daß also so Sterbehilfen, also den AIDS-Hilfen und den Ärzten überlassen wird. Das kann nicht angehen«.

Frau Eule fühlt sich vonseiten hauptamtlicher Pastöre bei ihrer Tätigkeit für Aids-Kranke anscheinend nicht genügend unterstützt. Ihre Aussagen lassen die Annahme zu, daß sie ihre Arbeit als sogenannte Lückenbüßertätigkeit betrachtet. Sie kümmert sich um die gesellschaftlich ausgegrenzte Gruppe der HIV-Infizierten. Insbesondere seelsorgerische Sterbehilfe scheint sie bei ihrer Tätigkeit zu vermissen.

Frau Eule:

»Ja. Das finde ich also richtig toll, daß Ehrenamtlichkeit, wenn sie also richtig gut eingesetzt wird, da kann also gerade so'n Laden wie die Aidshilfe also wirklich optimal laufen. (...) daß ich eigentlich was tue, was sehr wichtig ist auf der einen Seite, aber auf der andern Seite so politisch gesehen, finde ich manchmal gar nicht gut, was ich mache. Weil ich, ich helfe da gerade, da das soziale Netz bin, wird dadurch also sehr verdichtet durch ehrenamtliche Arbeit. Und ob das immer so gut ist, dadurch werden also sehr viele Stellen eingespart. Und da habe ich mich manchmal schon gefragt: Was machste da eigentlich? Aber auf der andern Seite denke ich mal, haben sich zu allen Zeiten schon Ehrenamtliche gefunden, und das wird auch immer so bleiben. Vielleicht wäre es ganz sinnvoll, daß man also auch Ehrenamtlichkeit mit

einer ganz geringen Summe, also so 'ne Aufwandsentschädigung oder so wenigstens. Denn wo ich mich also kürzlich mal ganz fürchterlich drüber aufgeregt habe und auch mit meinen ehrenamtlichen Kolleginnen, daß wir, wir müssen nämlich noch Mitgliedsbeitrag bezahlen, um überhaupt Mitglied der Aidshilfe zu sein. Und da haben wir uns einmal schlichtweg geweigert und haben gesagt: Also nein, wir müssen noch was bezahlen, um hier arbeiten zu dürfen? Ja, und das machen wir jetzt nicht mehr, wollten wir nicht mehr. Und das ist also ganz schwierig, tatsächlich von der Satzung her, das eben zu ändern. Das muß man dann so intern regeln. Und das find ich also schon ein bißchen happig«

Frau Eule geht anscheinend davon aus, daß bei der Aids-Hilfe berufliche und ehrenamtliche Mitarbeiter kooperativ zusammenarbeiten könnten, sofern die Voraussetzungen für ehrenamtliche HelferInnen optimal stimmen.

Nähere Angaben darüber, wie dieses konstruktiv inhaltlich gestaltet werden kann, macht sie nicht, sondern weist im Verlauf des Interviews wiederholt auf Konflikte hin.

Frau Eule präsentiert sich als ehrenamtliche Helferin, die ihre Tätigkeit einerseits unter sozialpolitischen Aspekten kritisch betrachtet, andererseits aber den gesellschaftlichen Nutzen und die Tradition ihrer Tätigkeit hervorhebt (vgl. Kap.2; 3).

In diesem Zusammenhang plädiert sie für eine Aufwandsentschädigung für ihre Tätigkeit (vgl. Kap. 2), die von der Aids-Hilfe nicht gezahlt wird.

Im Gegenteil, Frau Eule leistet ehrenamtliche unentgeltliche Hilfe und mußte zusätzlich einen Mitgliedsbeitrag an die Institution entrichten. Frau Eule empfindet diese Tatsache anscheinend als eine mißglückte Form der Einbindung von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen in diese Institution. Sie, und einige ehrenamtliche HelferInnen weigerten sich, diesen Mitgliedsbeitrag zu zahlen und haben diese Situation unter größeren Schwierigkeiten verändert. Widerum deutet sich hier an, daß sich Strukturen der Aids-Hilfe nicht mit der Lage der Ehrenamtlichen in konstruktiver Weise verbinden.

Frau Eule:

»Ja, und also jeder, der eigentlich ehrenamtlich mitarbeiten möchte, der wird da hingeschickt. Das ist eigentlich so Bedingung, daß man das macht. Und da lernt man auch schon so 'ne ganze Menge. Und dann habe ich eigentlich auch sehr viel (...) selber (...) So, man ist ja auch, wenn man jemanden betreut, ist man ja auch über die medizinische Seite interessiert. Ja interessiert, was heißt das jetzt eigentlich? (...) Ergebnis, und daß man sich da auch ein bestimmtes Wissen anliest. Und ich habe auch eigentlich so einen ganz guten Kontakt zum Gesundheitsamt gehabt. Da ist eine Ärztin gewesen, die leider jetzt weggeht, (...), das war die Aidsärztin der Aidsberatung im Gesundheitsamt. (...) Und so, na ja, so erwirbt man eben im Laufe der Zeit über diese Krankheit ein ganz spezielles Wissen«.

Frau Eule hat, bevor sie ehrenamtlich Betreuungen bei der Aids-Hilfe übernehmen konnte, an einer Fortbildung teilgenommen (vgl. dazu auch Kap. 2). Auf inhaltliche Ziele dieser Maßnahmen geht sie nicht näher ein. (Fortbildungen, die von der Aids-Hilfe in verschiedenen Einrichtungen angeboten werden haben eher einen therapeutischen, der Selbsterfahrung dienenden Charakter).

Frau Eule präsentiert sich als eine reflektiert und umsichtig handelnde Betreuerin, die bei Fragen in bezug auf die HIV-Infektion und deren Auswirkungen sich professionelles, medizinisches Wissen hinzuzieht. Die Interviewpartnerin hat sich scheinbar ein für sie notwendiges Wissen zusätzlich selber angeeignet. Berufliche HelferInnen

der Aids-Hilfe werden als mögliche BeraterInnen, die fachliche Informationen weiter geben könnten, von ihr ausgeblendet.

Zusammenfassung

Frau Eule baute zusammen mit anderen ehrenamtlichen HelferInnen die Aids-Hilfe auf.

In bezug auf die Übernahme von entstehenden Kosten bei der Betreuer Tätigkeit zeigen sich Strukturprobleme der Aids-Hilfe. Frau Eule holte sich fachliche Informationen für ihre Tätigkeit von verschiedenen Institutionen, – vermutlich aber nicht von MitarbeiterInnen der Aids-Hilfe.

8.2.4 Zur Beziehung des Ehrenamtlichen zum Adressaten der Hilfe – »Das ist eigentlich ne Gefühlssache«

Frau Eule:

»Also nicht, daß ich mein Geld verdiene, sondern einfach für diesen Menschen da bin. Und ich glaube, das ist der Unterschied. Und dadurch ist eben auch diese Effektivität, ja, die kommt dadurch zustande, weil man sich jetzt also wirklich für diesen einen Fall einsetzt, vom Anfang bis zum Ende. Und ich kann, ich hab' jetzt so fünf, die ich betreue, da muß ich Unterschiede machen. Die Betreuung ist unterschiedlich. Manche benötigen meine Betreuung nur mal so zum Ausquatschen. (...)

Ja also, zur Aidshilfe kommen eigentlich Leute, die positiv sind, zuerst mal so. Und mit denen halten wir dann so Kontakt, und das ist natürlich auch wie bei jedem menschlichen Kontakt, (...) gegenseitig nicht (...) Normalerweise ist es ja so, also so'n Positiver, wenn man das erfährt, der ist psychisch so in so'nem ganz tiefen Loch, (...) , also meistens, nicht alle, aber so die zu uns gekommen sind, brauchen schon so 'ne seelische, psychische Unterstützung. Damit fängt also die eigentliche Betreuung an, daß es erstmal so Beratungsgespräche sind, so mit dem Test und -. Ja, und eben mit der Zeit sind diese Leute so leider auch erkrankt. Und das ist halt dann eben Betreuung, ja psychische Betreuung sowieso, aber dann brauchen die mal auch noch 'ne zusätzliche Betreuung, meinetwegen man kümmert sich um Krankenschwestern bei den Sozialstationen, oder wenn die in's Krankenhaus kommen, Besuche im Krankenhaus. Ja, ich würd so sagen, es werden (...) Freunde. (...) Und ich denke so, ich bin in der glücklichen Lage, jetzt alle die ich so betreue, sind eigentlich noch sehr rücksichtsvoll. Es gibt da nämlich auch Unterschiede, das ist ganz klar. Wenn jemand betroffen ist, der ist dann auch so verzweifelt, daß er den andern einfach nicht mehr so schonen kann. (...) hat da jemanden (...) gehabt, der rief auch nachts um drei an. Das ist dann auch manchmal sehr hart, wo man auch nicht immer gerade freudig ans Telefon geht, den man auch (...) Also, das ist einfach so menschlich. Aber jetzt, so muß ich sagen, habe ich, wir nehmen also gegenseitig Rücksicht, die auch auf mich. Und das ist auch (...) Aber irgendwie, wie gesagt, sonntags da bin ich auch da, das muß ich wohl sagen«.

Frau Eule präsentiert sich als ehrenamtliche Betreuerin von fünf HIV-Infizierten, die ihr Handeln in verschiedene Richtungen reflektieren kann:

- Sie erkennt die außergewöhnlich belastende Arbeit, die mit dem Tode der einzelnen Klienten endet »von Anfang bis zum Ende«.

- Frau Eule bietet ihre Empathie und Hilfe unentgeltlich an. Dieser Aspekt ist für Frau Eule anscheinend wichtig, darin sieht sie einen »Unterschied«, vermutlich in bezug auf die Tätigkeit beruflicher MitarbeiterInnen.
- Sie bietet anscheinend flexible Hilfsmöglichkeiten, bezogen auf den je individuellen Fall, an.
- Frau Eule präsentiert sich als empathische Helferin, die sich in die Lage der einzelnen Klienten versetzen kann, beispielsweise dann, wenn diese von ihrer Ansteckung mit dem HIV-Virus erfahren haben. Frau Eule differenziert zwischen verschiedenen Betreuungsarten, psychische und medizinische Hilfen, die gegeben werden. Scheinbar fühlt sich Frau Eule in der Lage psychische Hilfestellungen zu geben, und bei zusätzlich erforderlichen Hilfen holt sie sich Hilfen von außerhalb der Institution Aids-Hilfe.

Ihre Aussagen deuten darauf hin, daß sie ihre Hilfebeziehung als gegenseitige zwischenmenschliche Interaktion betrachtet, die mit der von ›gesunden‹ vergleichbar ist. Für Frau Eule werden die Klienten im Laufe der Betreuung zu »Freunden«. Diese Aussage möchte ich ansatzweise kritisch betrachten, da die Betreuung von Klienten eine Form des außeralltäglichen Arrangements ist. Die zwischenmenschlichen Investitionen gehen zunächst einseitig von Frau Eule aus.

- Zudem präsentiert sich Frau Eule als Helferin, die jederzeit erreichbar ist. Diese Erreichbarkeit begründet sie »also, das ist einfach so menschlich«, ihr Handeln beweist eine hohe Einsatzbereitschaft und Empathie für den einzelnen Klienten.

Frau Eule:

»Im Augenblick ist es sehr aufwendig, weil da jemand im Krankenhaus liegt. Da geht also, ich bin jetzt jeden zweiten Tag da gewesen. Und ich betreue noch seine Eltern und den Partner noch (...) eine ganze Zeit hier, um sich auszusprechen. Das mache ich allerdings, die Eltern betreuen, also, wir treffen uns dann auch im Krankenhaus, oder die Mutter ruft mich auch sehr oft an«.

Frau Eule stellt anscheinend bei der Betreuung ihrer HIV-Infizierten auch Kontakte zu weiteren Bezugspersonen der Klienten her. Vermutlich erkennt sie intuitiv Strukturen einer umfassenden Betreuung, indem sie Bezugspersonen des sozialen Umfeldes der Klienten mit einbezieht. Obwohl ihre Betreuungen anscheinend einen hohen Zeitaufwand erfordert, beispielsweise wenn ein Infizierter im Krankenhaus liegt, gestaltet sie ihr Handeln stets zum Wohle der Klienten, indem sie versucht, dessen soziales Netz aufrechtzuerhalten bzw. zu unterstützen.

Frau Eule:

»Das ist eigentlich 'ne Gefühlssache. Ich denke, erstmal muß man sich schon, wenn man also so gerade speziell bei der Aidshilfe anfängt, habe ich auch Fortbildungen mitgemacht. Ich habe 'ne Beraterschulung mitgemacht und 'ne Betreuer-schulung. Die werden angeboten von der Deutschen Aidshilfe Berlin. Und die sind meistens so in der Gegend. Ich bin mal gewesen im Waldschlößchen, und dann in Barkhausen, das ist bei Hannover, da in der Nähe. (...) Einfach Gespräche sind das so. Ich kann niemandem sein Schuldgefühl nehmen, das ist unmöglich. Ich kann nur damit reden und versuchen, das so'n bißchen zu erleichtern oder auch zu ergründen, woher das Schuldgefühl denn jetzt herrührt. Und ich denke mal so ein Aussprechen und Zuhören, das gibt vielen (...) Denn das ist ja immer noch eine Krankheit, die man sehr gerne verschweigt. Also ändern Freunden gegenüber lie-

ber nicht. Aber bei uns kann man offen darüber reden über seine Ängste und Gefühle auch. Und ich denke, dagegen ist die Aidshilfe auch sehr wichtig. (...) Ne, ich denke mal so dieser menschliche Kontakt, mit den Betroffenen und mit dem sozialen Umfeld, das ist einfach, irgendwo lief das ganz gut. So mit Menschen umzugehen und irgendwie auch, ja hier noch gebraucht zu werden. Das will ich mal so ganz ehrlich sagen. Also so uneigennützig ist das ja nicht, das will ich auch mal so betonen. Wer ehrenamtlich arbeitet, der denkt sich sicher auch für die eigene Person was dabei. (...) Ich denke einfach so, ich hab 'ne Antenne für Menschen, das kann ich so sagen. Der Mensch ist für mich also ein sehr wichtiges Wesen. Und ich wehre mich dagegen, daß Menschen über bestimmte Menschen so urteilen, eben weil die anders sind. Und dazu gehören in unserer Gesellschaft immer noch Schwule und so die Randgruppen.

(...) Und das ist sicher auch, weil man also mit Leuten zu tun hat, die, daß also viele Dinge in meinem Leben mir überhaupt nicht mehr wichtig sind, z. B. das (...), daß ich also wirklich denke, Mensch da kannste (...), der braucht dich jetzt nötiger, da gehe man einfach noch mal so in's Krankenhaus. Und irgendwo sind also wirklich für mich auch so in meinem Leben einige Dinge, die überhaupt nicht mehr so wichtig sind. So 'ne andere Wertung habe ich gekriegt für Menschen und auch so für meinen täglich Ablauf so. Ist ja eigentlich 'ne Bereicherung auch, was ich so gelernt hab. Das Leben ist kurz oder kann kurz sein«.

Wie ich bereits zum Verhältnis der ehrenamtlichen Helferin zur Institution dargelegt habe, nahm Frau Eule an Fort- bzw. Weiterbildungen der Aids-Hilfe teil. In diesem Abschnitt beschreibt sie nun, daß sie eine Berater- sowie Betreuerschulung mitgemacht habe. Widerum geht sie auf Inhalte dieser Schulungen nicht näher ein, sondern präsentiert sich als empathische Helferin, die vermutlich vorrangig auf ihr Alltagswissen zurückgreift »*einfach Gespräche sind das so*« (vgl. auch Kap. 2). Frau Eule wirkt als eine einfühlsam handelnde Person, die ihren Klienten die Möglichkeit zur Ansprache verschiedenster Themen ermöglicht.

Dabei nimmt sie vermutlich den KlientInnen Aufgaben zur Lebensbewältigung nicht ab »*ich kann niemanden sein Schuldgefühl nehmen*«, regeln müssen diese ihr Leben allein.

Frau Eule bietet Hilfen zur Lebensbewältigung an.

Vermutlich handelt Frau Eule eher intuitiv und greift vorrangig auf ihr Alltagswissen zurück. In Situationen, wo sie spezifisches Wissen benötigt, wendet sie sich an professionelle Helfer (vgl. Kap. 8.2.3).

Zusammenfassung

Frau Eule präsentiert sich als Helferin, die empathisch und flexibel ihre Betreuer Tätigkeit bei fünf HIV-Infizierten ausfüllt. Sie übt anscheinend eine ganzheitliche Parteilnahme für die Klienten aus, wobei für sie eine zwischenmenschliche positive Bezugnahme wichtig zu sein scheint, beispielsweise ist sie jederzeit erreichbar. Frau Eule bietet den Klienten Hilfen zur Lebensbewältigung an und bezieht deren soziales Umfeld mit in ihre Tätigkeit ein. Ihr Vorgehen kann mit Zielen einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit gedanklich in Verbindung gebracht werden. Für Frau Eule ist vermutlich ihr Alltagswissen handlungsleitend.

8.2.5 *Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen –*
»Nur, das ist jetzt auch die Schwierigkeit, weil der Kontakt zwischen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen so schlecht ist«

Frau Eule:

»Na ja, und habe ich eigentlich so festgestellt, als dann so die ersten hauptamtlichen Mitarbeiter eingestellt wurden, da kam es also tatsächlich dann zu Spannungen. Und ich habe eigentlich immer so gedacht, diese Spannungen, das müßte gar nicht sein. Ich habe also vorher nie Angst davor gehabt und hab so gedacht, die wollen ja eigentlich auch das gleiche, was du eigentlich möchtest. Sonst würden sie ja nicht in der Aidshilfe anfangen. Das war also, das war ein Trugschluß. Das ist was anderes. (...) Und so wurde das immer größer, immer größer. Ja, und ich habe halt das Gefühl, daß manchmal die Ehrenamtlichen (...), obwohl wir am längsten dabei sind und eigentlich von der Pike auf so das wissen, was sich da abspielt. Und eigentlich einen sehr guten oder vielleicht noch 'nen besseren Überblick haben. Aber, ja ich kann's gar nicht so erklären, aber ich habe das Gefühl, es versteht keiner, warum man ohne Bezahlung so'n Druck, oder so'n Streß – ist ja manchmal Streß – auf sich nimmt. Ich habe manchmal schon das Gefühl, daß so einige denken: Na ja, ist ja ganz gut, aber irgendwie so'n kleinen Schaden hat se ja doch. Ich red' jetzt nicht von mir, sondern, also die anderen Ehrenamtlichen generell, also irgendwie -. Wir haben da so'n Helfersyndrom, also ganz lieb umschrieben. Und komischerweise die gleiche Arbeit, jetzt auch so Betreuung machen, die bezahlt werden, das ist ganz normal. Und das ist eigentlich so, ja, um auf die Effektivität noch mal zu sprechen zu kommen, ich denke mal, wenn sich jemand überlegt, ohne Geld und seine Freizeit auch dafür zu opfern, dann will er ja irgendwie was erreichen, bewirken. Und der setzt sich vielleicht auch ein ganzes bißchen (...) Und das ist der Unterschied (...) Und (...) Wenn man das so ehrenamtlich macht, das macht man freiwillig und irgendwo denk ich so, hab ich schon so oft erlebt, wie die fest Angestellten, die sagen: Ne, so Samstag, da habe ich Feierabend und (...) denk mal, wenn jemand wirklich so krank ist, und es ihm schlecht geht, da kann ich nicht sagen: Also weißt du was, samstags um acht da hörst'e auf zu heulen, da habe ich Feierabend. Ich denke, ich hab mich dazu entschlossen, und da muß ich auch manchmal samstags um achte da sein, oder auch mal spät abends«.

Frau Eule präsentiert sich wiederum als reflektiert handelnde Helferpersönlichkeit, die auch einen persönlichen Gewinn aus ihrer Hilfetätigkeit ziehen kann (vgl. Kap. 2).

Scheinbar hat sie ihre Kompetenzen im Umgang mit HIV-Infizierten erkannt und erhält positive Rückmeldungen von seiten der KlientInnen.

Vermutlich setzt sich ihr persönlicher Gewinn aus der Hilfeleistung aus verschiedenen Elementen zusammen:

- Sie kann möglicherweise das Gefühl entwickeln, gebraucht zu werden, HIV-Infizierte sind bis zu ihrem Tode auf sie angewiesen. Frau Eule leistet eine der extremsten Formen von Betreuung.
- Sie empfindet vermutlich eine gegenseitige zwischenmenschliche positive Bezugnahme in der Betreuer Tätigkeit »so dieser menschliche Kontakt«.
- Sie lernt von den KlientInnen eine andere Sichtweise des Lebens kennen, diese empfindet sie scheinbar als Gewinn – »ist ja eigentlich ne Bereicherung« – für ihr

eigenes, bisheriges Leben. Sie gewinnt eine höhere Lebensqualität durch bewußteres Handeln und Empfinden alltäglicher Situationen.

Zusammenfassend präsentiert sich die Interviewpartnerin als eine hoch motiviert und reflektiert handelnde Betreuerin. Sie kann anscheinend einen persönlichen Gewinn aus ihrer Hilfetätigkeit ziehen.

Frau Eule:

»Die können auch in wirtschaftliche Not geraten und so zu Ämtern gehen, sozialen, das mache ich auch. (...) Ja. Aber das ist jetzt besser geworden. Das haben wir jetzt anders aufgeteilt, das macht jetzt ein Hauptamtlicher. Nur, das ist jetzt auch die Schwierigkeit, weil der Kontakt zwischen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen so schlecht ist, ist dann also die Absprache, finde ich manchmal total verkorkst und beknackt, daß ich das lieber selber mache, weil ich weiß, was davon nötig ist, und was -. Ich kenne diesen persönlich. Und ich weiß also, was für den nötig ist, und daß ich also viel mehr einfühlsamer auch mit den Menschen vom Sozialamt sprechen kann, weil ich einfach auf 'ne ganz bestimmte Sache jetzt hinaus will. Das muß ja auch bißchen so anfangen, mit Fingergefühl. Daß das dann über den zweiten, dritten Hauptamtlichen so oft schon so verkehrt verstanden wurde, und da kam also nicht das Ergebnis raus, was ich gern gehabt hätte. (...) Na ja, ich meine die Hauptamtlichen müssen ja nun auch irgendwie was zu tun haben und ich denke, weil einfach die Zunahme der Erkrankten, die ist also in letzter Zeit sehr rapide gewesen, und das ist wirklich zeitaufwendig, so mit Ämtern. Wenn man so mehrere Leute betreut, dann muß ja auch hinlatschen, und dann wartet man da draußen erst wieder. Also so Amtersachen, finde ich also schon richtig, wenn das ein Hauptamtlicher macht. (...) Und da ist es, habe ich so die Erfahrung gemacht, ganz gut, wenn der Betreuer sich also jetzt wirklich mit einem Beamten da gut steht, auch persönlich. Ruhig mal hingehet und von Angesicht zu Angesicht redet, und daß man dann anrufen kann und sagt, jetzt, ach Frau Eule. Dann wissen die sofort Bescheid und das geht wirklich, tatsächlich einfach«.

Frau Eule präsentiert sich als Helferin, die auch Kontakte zu verschiedenen Ämtern aufnimmt, um für ihre Klienten weitere Hilfen zu ermöglichen. In diesem Zusammenhang wirken ihre Aussagen in bezug auf die Aufgabenverteilung beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen recht widersprüchlich.

Ihre Aussagen deuten auf eine Kritik an der Tätigkeit von hauptamtlichen MitarbeiterInnen hin, die administrative Aufgaben für den Klienten erledigen sollten »na ja, ich meine die Hauptamtlichen müssen ja nun auch irgendwie was zu tun haben«. Laut Meinung von Frau Eule erledigen diese MitarbeiterInnen ihre Aufgaben anscheinend nicht ausreichend. Möglicherweise vermißt sie eine Transparenz im Handeln der beruflichen MitarbeiterInnen in bezug auf administrative und organisatorische Hilfestellungen für die Klienten.

Frau Eule präsentiert sich als Mitarbeiterin, die sich verantwortlicher für die Klienten fühlt, als die beruflichen HelferInnen der Aids-Hilfe. Sie glaubt anscheinend zu wissen, was die Klienten benötigen und organisiert Hilfeleistungen von verschiedenen Institutionen durch persönliche Kontakte zu den SozialbeamtenInnen. Diese Form der Alltagskommunikation hat sich vermutlich für Frau Eule bewährt und ist handlungsleitend geworden. Beispielsweise meint sie, einfühlsamer – »Fingergefühl« – mit BeamtenInnen umgehen zu können.

Frau Eule wirkt in diesem Zusammenhang als Mitarbeiterin, die die Handlungskompetenzen der beruflichen HelferInnen der Aids-Hilfe nicht anerkennt und wird somit gleichzeitig unentbehrlich für die Klienten.

Frau Eule:

»Ja, wir haben jetzt 'nen neuen Hauptamtlichen und ich hoffe, daß das jetzt, (...) halbes Jahr jetzt gehabt, und da war das also nicht so gut. Der hat auch so andere Vorstellungen vielleicht gehabt, das kann ich auch verstehen. Denn ein eingetragener Verein, wo Ehrenamtliche arbeiten, das ist so'n bißchen chaotischer, als in der Arbeitsstelle, wo jetzt alles, da oben ist der Boß und denn geht das so unter, und dann läuft, ja, ich will nicht mal sagen, ob das nun objektiver läuft, aber es läuft reibungsloser. Und hier muß man als Hauptamtlicher auch so in jeder Situation so Flexibilität mitbringen und auch ein bißchen sensibel sein, auch für die Ehrenamtlichen, weil da ja auch aus unterschiedlichen Bereichen kommen. (...) und jeder muß eben so 'ne andere Fühlung haben, und da ist für einen Hauptamtlichen schon wichtig, denke ich, so'n bißchen auf die Leute so einzugehen. Und vor allen Dingen, wir sind auch unterschiedliche Altersklassen. Jetzt z. B. die Älteste wird 51, und dann haben wir auch noch welche, so Studenten, die jetzt z. B. ehrenamtliche Arbeit machen, so'n Stand mal (...), oder so in die Discos gehen. Da passe ich nun wirklich nicht hin, da wird mich keiner ernst nehmen. Aber ich wollte damit nur sagen, daß Ehrenamtlichkeit auch so bestimmte Bereiche abdeckt, und da muß jeder anders sein. Das (...) auch so irgendwas (...), eigentlich, daß sich wirklich Ehrenamtliche finden, die so bestimmte Bereiche abdecken können, so unterschiedliche Bereiche. Das witzige ist ja, so'n Hauptamtlicher, der soll jetzt eigentlich alle Bereiche abdecken. Und das ist doch das, wo ich auch so drüber nachdenke, daß Ehrenamtlichkeit also wirklich viel effektiver sein kann, weil verschiedene Typen, Leute, können also wirklich in verschiedenen Arbeitsbereichen so eingesetzt werden, die auch wirklich ganz voll abdecken.

(...) Nur wir müssen also auch ernst genommen werden von den Hauptamtlichen. Ich weiß gar nicht was die wollen, entweder nehmen die uns nicht ernst oder sie haben Angst, wir nehmen denen die Arbeit weg. Also das ist ein ganz komisches, gespanntes Verhältnis. Und das habe ich früher nie geglaubt, daß das so ist. (...) Ja, ist aber nicht nur bei uns so in der Aidshilfe, das ist wirklich ein allgemeines Problem. Aber warum das so ist, muß eigentlich nicht sein. (...) Ja, und ich denke mal, ich habe also immer gewußt, wenn wir mal größer werden, dann werden sicher Hauptamtliche hinkommen, und daß die auch bezahlt werden. Für mich war das nie 'n Problem, daß die bezahlt werden. Aber komischerweise bin ich für die 'n Problem, weil ich nicht bezahlt werde. Es muß ja wohl irgendwie da was dahinterstecken. (...) Ich denke mal gerade, so der Betreuungsbereich, der würde ohne uns nicht laufen. (...) Also könnte kein Hauptamtlicher (...) Ja nun, ich meine, es ist ja auch so. Im Arbeitsvertrag steht das ja auch so drin. Und das ist sein gutes Recht, das wahrzunehmen. (...) Aber das ist irgendwie unterschiedliche Motivation.«

Frau Eule ist anscheinend der Ansicht, daß berufliche HelferInnen die je spezifischen Situationen und Fähigkeiten ehrenamtlicher HelferInnen erfassen und entsprechend reagieren können sollten. Sie verlangt vermutlich von beruflichen MitarbeiterInnen, daß diese auf ehrenamtliche HelferInnen individuell eingehen können. Diese Forderung impliziert, daß hauptamtliche MitarbeiterInnen der Aids-Hilfe Fähigkeiten und Kompetenzen erfassen und eine gelungene Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen ge-

stalten können (vgl. Kap. 2; 4.3). Die Interviewpartnerin vertritt hier die Meinung, daß Ehrenamtliche in einigen Arbeitsbereichen effektiver arbeiten können als berufliche MitarbeiterInnen. Frau Eule faßt ehrenamtliche HelferInnen als verantwortliche MitarbeiterInnen auf, die ihre individuellen Kompetenzen einsetzen wollen und können, vorausgesetzt, sie werden von den beruflichen HelferInnen akzeptiert »*nur, wir müssen also auch ernst genommen werden von den Hauptamtlichen*«. Scheinbar treten in diesem Zusammenhang Konflikte beider Helfergruppen auf. Meine Vermutung ist, daß Arbeitsaufträge bzw. -konzepte der Aids-Hilfe Frau Eule nicht bekannt sind. Unterscheidungsmerkmal scheint für sie die Bezahlung hauptamtlicher MitarbeiterInnen zu sein.

In diesem Kontext kann folgende These aufgestellt werden:

Die ehrenamtlichen MitarbeiterInnen werden wahrscheinlich zu einer undurchsichtigen Konkurrenz für Berufliche. Motivationen, Erfahrungen und Bedingungen der ehrenamtlichen HelferInnen und deren Tätigkeiten werden vermutlich nicht akzeptiert, reflektiert und nutzbar für die Aids-Hilfe gemacht.

Diese Haltung ist ambivalent, da der Betreuungsbereich ohne ehrenamtliche Hilfe nicht aufrechterhalten werden könnte.

Zusammenfassung

Eine Zusammenarbeit beider Helfergruppen gestaltet sich vermutlich in der Aids-Hilfe problematisch. Frau Eule präsentiert sich als kompetente Mitarbeiterin der Einrichtung, die als Mitbegründerin dieses Vereins auf vielfältige Erfahrungen in der Betreuungstätigkeit zurückgreifen kann. Durch die Einstellung beruflicher MitarbeiterInnen veränderten sich anscheinend Strukturen der Institution, die zu einem Konkurrenzverhalten der Helfergruppen führten. Vermutlich ist es den beruflichen MitarbeiterInnen nicht gelungen, eine Transparenz ihres Handelns gegenüber Ehrenamtlichen zu erreichen. Frau Eule fühlt sich anscheinend bei der Ausübung ihrer Tätigkeit von seiten Beruflicher zu wenig unterstützt, als Konsequenz daraus, versucht sie möglichst viele Bereiche ihrer Klienten allein zu erfassen und verhält sich Hauptamtlichen gegenüber eher ablehnend.

8.3 Interview mit Herrn Unstern – Ehrenamtlicher Mitarbeiter des Diakonischen Werkes

Im folgenden wird die Auswertung des Interviews mit dem ehrenamtlichen Helfer Herrn Unstern vorgestellt.

8.3.1 Zur Interviewsituation

Das Interview mit Herrn Unstern kam über die Vermittlung eines beruflichen Mitarbeiters des Diakonischen Werkes zustande, mit dem ich ebenfalls ein Interview durchführte. Dieser Mitarbeiter gab mir die Telefonnummer von Herrn Unstern, der sofort in ein Gespräch mit mir einwilligte. Das Interview fand in seiner Wohnung statt.

Herr Unstern war gesprächsbereit und wirkte motiviert, über seine ehrenamtliche Tätigkeiten zu berichten. Während des Interviews versuchte er zu selektieren, welche Aussagen auf Tonband aufgezeichnet werden sollten und welche nicht.

Gegen Ende des Interviews wurden wir von seinem Mündel »Rainer«, wie er den von ihm zu betreuenden Hilfebedürftigen nennt, unterbrochen. Der junge Mann wollte sein Taschengeld abholen. Mit dem Adressaten habe ich mich ebenfalls unterhalten und füge einige Aussagen der Auswertung an.

Im Schlußsatz der Nachbesprechung wies Herr Unstern darauf hin, daß er sich gegenüber den beruflichen HelferInnen, die seinen Adressaten ebenfalls mitbetreuen, überlegen fühle.

8.3.2 *Daten zur Person*

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Herr Unstern 45 Jahre alt. Seine ehrenamtliche Tätigkeit nahm er vier Jahre vorher bei der Diakonie auf. Zunächst betreute er einen älteren Herrn, der verstarb. Seit zweieinhalb Jahren kümmert er sich intensiv um einen geistig und körperlich behinderten 32 Jahre alten Mann, beispielsweise erledigt Herr Unstern finanzielle Angelegenheiten.

Weiterhin wartet der Interviewpartner die Fahrzeuge des Diakonischen Werkes.

Herr Unstern ist von Beruf Kraftfahrzeug-Elektriker. Vor zehn Jahren kündigte er in Berlin einen gut bezahlten Arbeitsplatz und wechselte aufgrund seiner Heirat in eine andere Stadt. Seit diesem Zeitpunkt ist er arbeitslos, die Vermittlung einer adäquaten Stelle ist bislang nicht gelungen.

Die Familie – mittlerweile sind zwei Kinder hinzugekommen – lebt zusammen mit den Schwiegereltern in deren Haus.

Herr Unstern bezeichnet sich selbst als Hausmann. Die Kinder werden – laut seiner Aussage – religiös erzogen. Er nimmt regelmäßig an Gesprächsrunden der evangelischen Kirchengemeinde teil. In diesem Kontext betonte er wiederholt seine eigene Religiosität.

8.3.3 *Zum Verhältnis des ehrenamtlichen Helfers zu Institutionen – »Ich könnte mir das von der Versicherung des Diakonischen Werkes zurückholen«*

Herr Unstern:

»Ja, angefangen hat es, also es ging über die Kirche bei uns, d.h. also über unsere Gemeinde. Dort hat man mich mal angesprochen, ob ich Interesse dafür hätte. Da habe ich gesagt, ja, warum nicht. Und die haben's weiter vermittelt an die Diakonie, ich habe (...) dafür, und ja, von der Diakonie ist mir im Prinzip der erste, oder das erste Mündel in dem Falle vermittelt worden. (...) ja, und den andern Weg den kennen Sie ja, wenn Sie den haben, denn müssen Sie die Überprüfung über sich ergehen lassen, denn gibt's (...) und wenn Sie das so alles hinter sich haben, dann können Sie im Prinzip anfangen zu arbeiten«.

Herr Unstern präsentiert sich als engagiertes Mitglied in der Kirchengemeinde. In die Kirchengemeinde wurde er nicht von Kindheit an integriert, sondern trat dieser erst zu einem späteren Zeitpunkt bei, wie aus den Daten zur Person zu entnehmen ist. Der Interviewpartner engagiert sich vermutlich kontinuierlich in der Kirchengemeinde und gelangte über dieses Engagement zu seiner ehrenamtlichen sozialen Tätigkeit. Bevor er seine Hilfetätigkeit ausüben konnte, wurde er von seiten einiger Ämter auf seine wirtschaftlichen und privaten Verhältnisse überprüft. Auf diese Überprüfung hat er scheinbar wenig Einfluß gehabt, »über sich ergehen lassen«. Diese Aussagen deuten

darauf hin, daß er bis zum Beginn der Übernahme der Betreuertätigkeit wenig Möglichkeiten zur Einflußnahme auf das Verfahren hatte.

Herr Unstern:

»Weil, wir rechnen immer von dem Zeitpunkt (...) von dem man's offiziell macht. Bevor wir's aber offiziell machen, bevor wir also bestellt werden, da ist immer so 'ne Vorlaufzeit, wo man den kennenlernt und schon mal überall so reinblicken kann. Det Gericht braucht nämlich 'ne ganz schön lange Zeit, eh es in die Bestallung übergeht. Ein Vierteljahr in der Regel dauert die Bestallung, 'n viertel bis ein halbes Jahr. Dann die Überprüfung dazwischen vom Sozialamt, eventuell vom Jugendamt, die werden ja auch überprüft, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse usw., also jeden nehmen se also auch nicht. Bißchen eng (...) Aber ich hab da Glück, wir haben in XY fünf von den (...) die zuständig sind, die also vor dem Richter sitzen, und die beste davon hab ich gehabt. Mit der Frau gibt's überhaupt keine Probleme, man kann da (...) kriegen, wenn man da also 'nen Rechtspfleger hat, der die Paragraphen von unten nach oben durchgeht. 's gibt eben auch (...)*«*

Herr Unstern beschreibt rückblickend das Verfahren, das zur Übernahme seiner Betreuertätigkeit notwendig war. Den Ablauf teilt er in inoffizielle und offizielle Phasen ein. Während der Kennenlernphase – die inoffizielle –, ist für ihn die Möglichkeit des ›Probearbeitens‹ gegeben. Die ehrenamtliche soziale Tätigkeit wird für Herrn Unstern ›offiziell‹, wenn das Gericht über die Betreuungsübernahme entschieden hat. Der Interviewpartner schätzt die Phase, die bis zu einer Entscheidung führt, als relativ lang ein. Diese Einschätzung deutet möglicherweise darauf hin, daß er sich darüber bewußt ist, daß gerade in der Betreuung von Hilfebedürftigen schnelle Entscheidungen notwendig sein können bzw. oftmals auch sind.

Zusätzlich zur »Bestallung« von Seiten des Gerichts wurden Herrn Unsterns wirtschaftlichen und privaten Verhältnisse überprüft. Diese Überprüfung schildert er als Glücksfall. Für Herrn Unstern ist es scheinbar wichtig, darauf hinzuweisen, daß seine privaten und wirtschaftlichen Angelegenheiten in Ordnung sind. Seine Äußerung »*bißchen eng*« deutet darauf hin, daß er möglicherweise Befürchtungen hatte, diesen Überprüfungen nicht standhalten zu können. Bei einer Kontrolle der wirtschaftlichen Verhältnisse ist davon auszugehen, daß Herr Unstern finanziell durch seine Familienangehörigen abgesichert ist (und mit dadurch über ein höheres Zeitbudget verfügt und seine Betreuertätigkeit ausfüllen kann; vgl. Daten zur Person; Kap. 2).

Die Aussagen des Interviewpartners können dahingehend gedeutet werden, daß er sich selbst als kompetentes ›rechtschaffenes‹ gesellschaftliches Mitglied betrachten möchte. Er arbeitet dabei mit verschiedenen Institutionen, die zur Übernahme der Betreuertätigkeit ihre Zustimmung geben müssen, anscheinend reibungslos zusammen.

Herr Unstern:

»es war ziemlich schwierig, weil se 'n mir nicht rausgeben wollten. Es war so, er war vorher an 'ner Bandscheibe operiert worden, und denn nimmt man ja danach 'ne Rehakur. Und bei diesen Rehakuren, die von der LVA bezahlt werden, da kriegen die keinen Urlaub, das geht nicht, das ist rechtlich (...) Da hab ich einmal mit dem Professor gesprochen und hab ihm klar gemacht, erstens daß der Rainer behindert ist, (...) in Bad O. im Krankenhaus (...)klinik, und na ja, nu hat er mir'n auf eigene Verantwortung (...) Daß ich 'n also Heiligabend morgens abgeholt habe und

habe ihn dann am ersten Weihnachtsfeiertag nachmittags wieder zurückgebracht nach Bad O.«

Herr Unstern setzt sich mit dem leitenden Vorgesetzten der Institution des Kurbetriebes, in dem der Hilfebedürftige zur damaligen Zeit untergebracht war, auseinander. Institutionelle Vorgaben versucht er zugunsten seines zu Betreuenden zu lockern. Herr Unstern kümmert sich intensiv um das Wohlergehen des Klienten und zeigt ein überdurchschnittliches Maß an Empathie.

Die Äußerung des Interviewpartners, daß er »dem Professor (...) klar (...) macht, ersten daß Rainer behindert ist« wirkt der Professionalität des Arztes gegenüber etwas überheblich. Zum Wohle des Klienten erreicht Herr Unstern jedoch sein Ziel, Rainer zu sich in seine Familie zu holen.

Herr Unstern:

»Wir sind zwar versichert, aber – wir sind ja auch nur Menschen, bei uns sind ja keine ausgebildeten Rechtspfleger oder so. Also wenn wir irgendwo Fehler machen, wenn ich mal 'n Geldfehler mache, kann ich's grade biegen. Das geht. Ich hab also auch schon Fehler gemacht, ohne weiteres, wo man also, wenn ich mal nicht so hinterher war, kann man auch ruhig sagen wie so was passiert. Da habe ich mal den Befreiungsantrag für's Fernsehen nicht rechtzeitig verlängern lassen (...) in solchen Fällen bin ich versichert, ich könnte mir das von der Versicherung des Diakonischen Werkes zurückholen. (...) Wir sind dafür versichert, gegen solche, sind ja im Grunde genommen Fahrlässigkeiten, daß wir da nicht aufgepaßt haben. (...)«

Herr Unstern fühlt sich von seiten der Institution ausreichend versicherungsrechtlich abgesichert. Er gesteht sich bei der Ausübung seiner Tätigkeit finanzielle Fehler zu und beschreibt ein Beispiel, bei dem zwar materielle Schäden entstanden sind, die aber keine psychischen Auswirkungen für den Klienten haben.

Herr Unstern:

»Denn jede Abrechnung, die wir machen, muß auf'n Pfennig stimmen. (...) Das ist, das ist ein Graul aller Betreuer«.

Herr Unstern muß Ausgaben, die er für seinen zu betreuenden Hilfebedürftigen tätigt, belegen und abrechnen. Er äußert in diesem Zusammenhang, daß diese Abrechnungen eine unliebsame Tätigkeit »aller« ehrenamtlicher Betreuer sei. Diese Verallgemeinerung deutet darauf hin, daß er die zwischenmenschliche Seite seiner Tätigkeit mehr schätzt als formale Angelegenheiten, die auch zur ehrenamtlichen Arbeit gehören und etwa im Betreuungsgesetz geregelt sind.

Zusammenfassung

Herr Unstern präsentiert sich als ehrenamtlicher Mitarbeiter, der engagiert in der Betreuung tätig ist und mit verschiedenen Institutionen konstruktiv zusammenarbeiten kann. Er kümmert sich intensiv um seinen zu betreuenden Klienten, beispielsweise versucht er institutionelle Vorgaben zu dessen Gunsten zu nutzen sowie zu verändern.

8.3.4 *Zur Beziehung des Ehrenamtlichen zum Adressaten der Hilfe – »Wenn man mit Behinderten zusammen ist, muß man ... Vertrauensverhältnis haben«*

Herr Unstern:

»Ja, also so von der Zeit, das hängt jetzt wiederum ab, wie Sie sich die Aufgabe oder wie man sich selber die Aufgabe an's Herz legt. Man kann das – (...) Ja, also ich gehe über den Bereich, den mir das Gericht zugewiesen hat, drüber hinaus. (...) Ja, oder Pflegebefohlenen, oder Betreuten, also das ist die alte Angewohnheit, da kann ich im Moment gar nicht so schnell umschalten. – Da gehe ich also noch ein bißchen weiter. Er hat keine, er hat schon Eltern, aber es ist niemand der sich um ihn kümmert. Er wohnt in einer Wohnung, die ist, (...) und da steht (...) Betreut wird er offiziell von der XY-Hilfe, offiziell«.

Herr Unstern präsentiert sich als Helfer, der ein hohes Maß an Engagement und Empathie in seine soziale ehrenamtliche Tätigkeit einbringt (vgl. Kap. 2). Die ihm übertragene Aufgabe füllt er vermutlich pflichtbewußt aus. Der Zeitaufwand für seine Hilfeleistungen ist für ihn von seinem persönlichen Engagement abhängig. In bezug auf den Adressaten ist sein zeitlicher Einsatz anscheinend recht hoch. Herr Unstern meint vermutlich, daß sich bis auf die XY-Hilfe, die »*offiziell*« für den Hilfedürftigen zuständig sei, sich niemand um den Hilfedürftigen kümmere, bzw. für zwischenmenschliche Kontakte Sorge.

Der Interviewpartner fühlt sich anscheinend für den Hilfedürftigen in vielen Bereichen verantwortlich und füllt dabei seine Tätigkeit gewissenhaft aus.

Herr Unstern:

»Wenn man mit Behinderten zusammen ist, muß man (...) Vertrauensverhältnis haben. Ansonsten wird's überhaupt nichts. Wenn der Behinderte irgendwo 'n Funken Mißtrauen mir gegenüber aufbringt, dann ist meine Arbeit im Prinzip schon fast sinnlos. Er muß also wirklich Vertrauen haben, daß wir miteinander zusammenarbeiten können. Und genauso muß es umgekehrt genauso sein. Also ich muß ihm auch zeigen, daß ich ihm vertraue, wenn ich das nicht mache, die ziehen sich ganz schnell zurück. Und da ist natürlich diese Basis nicht vorhanden. Da wird's durch Offizielle abgewickelt, die kriegen dafür ihr Geld vom Sozialamt. Kassieren da im Monat (...) ja und gehen mit denen höchsten mal Einkaufen um schwere Sachen zu tragen (...) Das sind ja dann mehrere (...) kennen«

Herr Unstern kann Aufgabenbereiche und handlungsleitende Kriterien seiner Betreuer-tätigkeit detailliert benennen. Folgende Prinzipien sind zur Ausübung seiner Tätigkeit vermutlich notwendig:

- Eine wesentliche Voraussetzung für eine tragfähige Hilfebeziehung ist für Herrn Unstern gegenseitiges Vertrauen.

Der Interviewpartner versucht vermutlich als Arbeitsgrundlage eine Basis zu schaffen, die gegenseitige Ehrlichkeit und Authentizität erfordert. Wird diese wechselseitige Beziehung nicht hergestellt, so »*wird's durch Offizielle abgewickelt*«.

Diese indirekte Kritik an »*offiziellen*« Regelungen der Betreuung deutet sich in den Ausführungen von Herrn Unstern wiederholt an. Vorsichtig interpretiert hält er sich für einen kompetenten Betreuer, der eben nicht offiziell mit einem Arbeitsvertrag tätig ist, sondern ehrenamtlich mit hohem sozialen Engagement und auf freiwilliger Basis arbeitet.

Herr Unstern beschreibt detailliert regelmäßige und unregelmäßige Aufgaben seiner Betreuerstätigkeit, wie die folgenden Beispiele zeigen:

»Jeder von denen hat dann noch so private Problemchen, und wenn ich denn schon da bin, einmal die Woche bin ich da, bin jeden Mittwoch da, ungefähr für 'ne Stunde, anderthalb Stunde, sprech mit ihm über seine Sorgen die er hat und über's Finanzielle, was eigentlich meine Aufgabe ist, mein Aufgabenkreis umfaßt die Vermögenssorge, eigentlich weiter nichts. Und die Vermögenssorge greift in jeden Bereich ein, in jeden Bereich, und damit bin ich automatisch überall bei.«

- Der Interviewpartner präsentiert sich als eine Art Berater in der Einrichtung und dehnt seinen Arbeitsbereich vermutlich aus, indem er für weitere Behinderte der Einrichtung gesprächsbereit ist.

Er wiederholt, für weite Lebensbereiche seines zu Betreuenden zuständig zu sein. Herr Unstern fühlt sich vermutlich ganzheitlich für Rainer verantwortlich und beteiligt sich an vielen Entscheidungen.

»Egal um was es geht, es geht also um seine Krankheiten, wenn ich der Krankenkasse (...) mir Gelder hole, Auszahlscheine suche, wo er irgendwo beim Arzt gewesen ist, und wo er 'nen Auszahlschein kriegt (...) Geld von der Krankenkasse. (...)

Daß die Krankenkasse da mitspielt, wundere ich mich manchmal, aber es klappt. Und, ja, da gibt's denn manchmal eben Schwierigkeiten mit ihm. Aber die lösen wir (...) Jedenfalls diesen Mittwoch bin ich immer da. Er ist außerdem, daß er geistigbehindert ist, körperlich behindert, ein Riese von Kerl, Sie werden's ja dann sehen, ist über 1,90 groß, 32 Jahre alt der Junge, und aber ansonsten wie so'n Klops (...) kaputt, (...) kaputt, Füße, alles.«

- Herr Unstern bringt die bürokratischen Folgen der jeweiligen Arztbesuche und Krankenhausaufenthalte wieder in Ordnung – obwohl er das Verhalten seines Adressaten scheinbar nicht gerade begrüßt.

»Ich hole den jeden Freitag, hole ich den ab, so um halb Zwei, dann fahr ich mit ihm Schwimmen, daß er 'n bißchen Bewegung bekommt.«

- Aufgrund der körperlichen Befindlichkeit seines Adressaten versucht Herr Unstern Hilfestellungen zu geben und ihm Linderung zu verschaffen. Auch dieses Vorgehen deutet auf das Ziel einer ganzheitlichen, empathischen Betreuung hin.

»Ja, und dann am Wochenende ist die schlimmste Zeit für ihn, (...) machen soll, er findet schwer Anschluß. Seinesgleichen die halten also nicht so zusammen, wie die andern zusammenhalten. Die gehen sich teilweise auch ganz schön aus'em Wege. Weil jeder hat ja nu seine Eigenart mit der der andere erst recht nicht fertig wird. Wenn wir als gesunde Menschen mit Behinderten schon nicht zurande kommen, wie sollen dann manchmal die Behinderten miteinander auskommen, das ist also noch schwieriger (...) Und dann am Wochenende ruft er dann schon mal an, und fragt ob er nicht vorbeikommen kann, so zum Kaffeetrinken, zum Spielen, (...) er spielt gerne.«

- Herr Unstern ist der Ansicht, daß Rainer isoliert lebe. Behinderte, so seine Meinung, »halten also nicht so zusammen«, da jeder eine gesonderte Form der Abweichung in das gemeinsame Zusammenleben einbringe. Der Interviewpartner argumentiert hier aus der Sicht behinderter Menschen. Inwiefern seine Annahmen zutreffen, kann am Interview nicht belegt werden. Eine Vermutung von mir ist da-

bei, daß Herr Unstern wenig mit Rainer über etwaige Kontakt- bzw. zwischenmenschliche Anknüpfungsmöglichkeiten an MitpatientInnen spricht. Herr Unstern erfährt die soziale Isolation und bietet Hilfestellungen in der Form an, Rainer zu sich nach Hause kommen zu lassen. Mit dieser Lösung wird der zu Betreuende in die familiären Zusammenhänge des ehrenamtlichen Helfers integriert.

Herr Unstern beschreibt folgende unregelmäßige Tätigkeiten:

»Ja, das sind jetzt so, sagen wir mal, die regelmäßigen Sachen. Die unregelmäßigen Sachen kommen dazu, wenn er also sein Geld bekommt für 'n Einkauf, für Kleidung zweimal im Jahr, also 's gibt verschiedene Sachen, denn gehe ich mit ihm Einkaufen. Das ist sein Wunsch, daß ich mit ihm Einkaufen gehe, also ich, er könnt's von sich aus machen, er wird da also von mir nicht bevormundet, ganz und gar nicht, sondern ich kann auch (...) das Geld nehmen wenn er möchte, daß ich mit ihm gehe, weil er meint, ja, mein Geschmack wäre das richtige. Und hinterher sagen die zu mir, der sieht so schick aus wenn er neu eingekleidet ist. Also er setzt da auch ein bißchen was drauf, er ist sehr ordentlich, hat 'ne sehr schöne Wohnung, hat se sich sehr schön gemacht, da brauche ich überhaupt nicht hinterher sein, er hält alles picobello in Ordnung«.

- Der Interviewpartner kümmert sich auch um äußere Dinge, wie Kleidung und Ordnung im privaten Bereich. Diese Werte scheinen Herrn Unstern für ein geregeltes Leben wichtig zu sein.

»Ja, denn helfe ich ihm natürlich auch noch, wenn's darum geht (...) zu beschaffen. (...) bei ihm zu Hause fachgerecht (...) oder, ja (...) werden wir nachher nochmal drauf kommen (...) die ihm preiswert zu besorgen oder preisgünstig, weil ich da eben Quellen hab, (...) damit auskenne, daß er sich also in den letzten zwei Jahren a) von seinen Schulden vollkommen runtergekommen ist, gar keine hat, und in der Zwischenzeit, ja, von seinen Leuten, mit denen er zusammenlebt als der Reichste bezeichnet wird, weil er alles besitzt. Er hat 'n neues Fahrrad, er hat 'ne super Stereoanlage im Werte von über 2000 Mark, er hat 'n Sony-Farbfemseher im Wert von 2000 Mark, er hat 'nen neuen Videorekorder, also alles sein Eigentum, alles bezahlt und alles ohne Schulden. So einfach davon, daß ich ihm verhältnismäßig wenig zuteile die Woche, eigentlich 'ne (...) Summe spare und dann noch nebenbei auf'm Girokonto soviel auflaufen lasse, daß ich eventuell 'ne Reise und alles so was davon bezahlen kann«.

- Herr Unstern ist die Beschaffung – Anschaffung materieller Dinge wichtig, dazu nutzt er auch seine privaten Kontakte. Er zeigt ein hohes Maß an Verantwortlichkeit und versucht verschiedene Werte im Leben des Adressaten zu schaffen.

»Also ich lege großen Wert darauf, daß er seinen Freizeitbereich vernünftig gestaltet. (...) Aber ich hab keine Sorgen, erzählt er mir dann, ich weiß ja, du hast immer Geld für mich und denn bekommt er sein Geld, ich bezahl die Reise, er kriegt sein Taschengeld.«

- Zu diesen Werten zählt auch der Freizeitbereich, der »vernünftig« gestaltet werden soll, indem Rainer etwa an Reisen, die für Behinderte angeboten werden, teilnehmen kann.

»Ja, also diese unregelmäßigen Sachen jetzt, Einkäufe tätigen, mit ihm irgendwo hinfahren, Besorgungen, eventuell auch mal zu 'ner Behörde, wo er persönlich erscheinen muß, Besuche. Im letzten Jahr hat er also zehn Monate zirka Kranken-

haus, war krank gewesen, dann zur Kur, hat nur zwei Monate gearbeitet, durch seine Krankheit, der ist zweimal operiert worden an der Bandscheibe, dann fahr ich 'ne zu den Kuren direkt hin mit 'nem PKW, nach Bad O., und danach hol ich ihn dann ab, weil er nicht alleine sein will, (...) er kommt immer bei uns essen, (...) dat darf ich auch nicht (...) Daß ich'n also Heiligabend morgens abgeholt habe und habe ihn dann am ersten Weihnachtstagfeiertag nachmittags wieder zurückgebracht nach Bad O. (...) dies schon zweimal«

- Ein weiteres Beispiel für sein Engagement und seine Empathie ist diesen Aussagen zu entnehmen. Herr Unstern übernimmt viele Aufgaben und Verpflichtungen gegenüber seinem Klienten, etwa ihn zur Kur zu fahren, sowie ihn am Heiligabend zu sich in seine familiären Zusammenhänge zu integrieren.

Insgesamt betrachtet, orientiert Herr Unstern sein Handeln anscheinend an einer ganzheitlichen, lebensweltorientierten Betreuung (vgl. Kap. 4).

Herr Unstern:

»Dazu kommt denn eben noch, eigentlich ist er mit seiner Krankheit überfordert, möchte ich mal behaupten. (...)

Ja, es gibt 'n Gutachten von irgend so 'ner Gesundheitsbehörde über seinen Gesundheitszustand und das besagt, daß eigentlich die Betreuung ausgedehnt werden sollte auf sein körperliches Befinden (...) also daß ich das mitübernehmen sollte. Damals hat der Richter das erstmal abgelehnt und gesagt, wir wollen's erstmal so versuchen. In der Zwischenzeit sehe ich aber, daß es (...) Probleme gibt. Denn er läßt sich sehr gerne operieren, (...) Also er ist ein einmaliger Typ, man muß ihn kennenlernen. Man sagt immer, mich kriegt keiner ins Krankenhaus, und der Kerl der rennt ewig hin, und ich kann hinterhersausen und gucken, wo der geblieben ist, so ungefähr.«

Herr Unstern betrachtet den gesundheitlichen Zustand seines Klienten als bedenklich. Er gibt an, daß er aufgrund eines Gesundheitsgutachtens die Betreuung ausdehnen solle, wie diese Empfehlung zu verstehen bzw. durchzuführen ist, bleibt unklar. – Wie kann eine Betreuung »auf sein körperliches Befinden« ausgedehnt werden?

Obwohl Herr Unstern die Angewohnheit von Rainer nicht gerade begrüßt, sich häufig operieren zu lassen, bringt er Rainer uneingeschränkt Sympathien entgegen. Er akzeptiert ihn so, wie er ist. Er kümmert sich um ihn, regelt viele Angelegenheiten für ihn, auch wenn er dessen Verhalten eher mißbilligt, bzw. dieses ja auch nicht gerade förderlich für Rainers gesundheitlichen Zustand ist.

Zusammenfassung

Herr Unstern präsentiert sich als Helfer, der sich mit hohem Zeitaufwand für seinen Klienten engagiert und sich für die Ausgestaltung vieler Lebensbereiche vernetzt fühlt. Dabei orientiert er sein Handeln anscheinend an einer ganzheitlichen, lebensweltorientierten Betreuung (vgl. Kap 2; 4).

8.3.5 Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen –

»Da ist ab und zu mal erforderlich, daß man so'n kurzen Anstoß gibt«

Herr Unstern:

»Betreut wird er offiziell von der XY-Hilfe, offiziell. Aber (...) Ja, 'n Vertrauens-

verhältnis zu den Sozialarbeitern, so'n (...) Vertrauensverhältnis wird also nie, (...) Behinderter. Wenn man mit Behinderten zusammen ist, muß man (...) Vertrauensverhältnis haben«.

Wie ich bereits zum Verhältnis des Ehrenamtlichen zum Adressaten der Hilfe ausgeführt habe, ist für Herrn Unstern gegenseitiges Vertrauen die Basis für eine tragfähige Hilfebeziehung. Dabei vertritt der Interviewpartner anscheinend die Auffassung, daß berufliche HelferInnen diese Grundvoraussetzung zur Zusammenarbeit mit diesem Klienten nicht erfüllen. Obwohl dieser Satz nicht deutlich zu verstehen war, so läßt er doch die Vermutung zu, daß Herr Unstern das berufliche Handeln in bezug auf Rainer nicht gerade als positiv betrachtet.

Leider führt Herr Unstern seine Annahmen nicht näher aus, etwa wie er zu der Ansicht gelangte, daß berufliche HelferInnen kein Vertrauensverhältnis zu Behinderten aufbauen könnten. Dennoch möchte ich diese Auffassung, seine indirekte Kritik an beruflichen HelferInnen, daß »offizielle« Hilfe kein Vertrauensverhältnis zulasse, in bezug auf eine konstruktive Zusammenarbeit problematisch betrachten.

Herr Unstern:

»(...) da fährt man hierhin und dahin und besucht (...) also das können Berufliche gar nicht machen. Das ist nicht drin, die Zeit dafür aufzubringen und sich dahinter zu klemmen. Das sind so einige Angewohnheiten, die (...)«

Herr Unstern erkennt einen Vorteil seiner Tätigkeit darin, einen höheren Zeitaufwand für Rainer aufzubringen, als dies berufliche HelferInnen von ihrem Arbeitsauftrag her könnten (vgl. Kap. 2). Diese Einschätzung von Herrn Unstern ist durchaus realistisch.

Herr Unstern:

»Also wenn abends hier das Telefon klingelt, in der Regel ist das das Krankenhaus, weil der sagt, ja, ich hab 'n Betreuer. Obwohl ich gar nicht dafür zuständig bin, rufen die hier an. Und einmal hatte ich so ein Theater, da wollten se 'n operieren, und ohne meine Genehmigung wollten die das nicht machen. Da mußte ich also direkt hinfahren, mußte denen meinen Ausweis auf 'n Tisch legen und mußte denen zeigen, daß ich dafür nicht zuständig bin. Und denn hab ich den Sozialdienst von der XY-Hilfe informiert und hab gesagt, Kinder kümmert euch drum, das ist eure Aufgabe, ich kann (...) Ja, habe ich zu denen gesagt. Und da haben die sich dann dahintergeklemmt. Nachdem ich also abends im Krankenhaus um 22 Uhr erschienen bin und hab gesagt, ihr könnt ruhig dreimal bei mir anrufen zu Hause, ich habe damit nichts zu tun. (...) gezeigt, daß ich nur für's Finanzielle zuständig bin, und alles weitere, die Betreuung übernimmt ja die Pädagogische Hilfe in dem Fall, also der Sozialdienst. Die hatten aber (...) darauf achten, daß hab ich denen damals auch gesagt, der Rainer kann nicht lesen und nicht schreiben. Wenn der ins Krankenhaus kommt und der muß unterschreiben, denn muß ich (...) Da muß jemand von uns dabei sein, sonst geht das nicht, sonst könnten die hinterher behaupten, ja wir haben (...) Und Rainer sagt natürlich Nö. (...) Die haben mir 'n Zettel gegeben und gesagt, unterschreib mal. Dann unterschreibt der. Also die müssen (...) hab ich darauf bestanden, daß von denen einer dabei ist, wenn der Arzt mit ihm spricht, bei der Aufklärung, und daß man dann nachhakt um noch eventuell die ganzen, ja, Risiken also sich informiert, da muß jemand dabeisein. Mir steht's nicht zu (...) wer sind Sie, so nach dem Motto. Und damit sehe ich denn alt aus, auch wenn ich ihn jetzt schützen will. (...)

Das Verhältnis zwischen den Beruflichen und mir ist eigentlich gut. Also jetzt

z. B. bei der Sozialpädagogischen Hilfe mit den Sozialarbeitern, die also auch für den Rainer in einem andern Bereich zuständig sind. Wir arbeiten gut zusammen, sprechen uns auch miteinander ab, wenn also sich Interessen meinerseits/ihrerseits überschneiden. Aber oft genug ist auch mal Anstoß von mir erforderlich, damit sie 'n bisserl intensiver hinterherhaken, ist klar. Die wollen sich von mir auch nicht vorwerfen lassen, daß sie für das Geld, was sie jetzt machen, nichts tun. Und wenn jetzt von mir 'n Anstoß kommt, daß ich sage, Leute das ist jetzt eigentlich eure Aufgabe, kümmert euch mal da drum. Das (...) meine Aufgabe. Und denn sind se schon, wenn es von meiner Seite aus kommt, sehr stark da sich zu arrangieren. Denn, es ist wirklich wahr, sie wollen nicht nach außen zeigen, wir stehen noch hinter den Ehrenamtlichen zurück oder so ähnlich. Da ist es ab und zu mal erforderlich, daß man so'n kurzen Anstoß gibt«.

Die Aussagen von Herrn Unstern deuten darauf hin, daß er die Zusammenarbeit mit beruflichen MitarbeiterInnen problematisch findet. Er beschreibt das Verhältnis als »*eigentlich gut*«. In dem Wort »*eigentlich*« steckt eine Einschränkung, die auf Probleme zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen hinweist.

Der Interviewpartner betrachtet sich als Mitarbeiter, der eine größere Übersicht besitzt als berufliche HelferInnen. Er übt sozusagen eine Kontrollfunktion aus. Immer dann, wenn Herr Unstern der Ansicht ist, Hauptamtliche würden ihre Aufgaben nicht genügend erfüllen, weist er diese auf ihren Arbeitsbereich hin. Diese »Kontrolle« der Beruflichen durch den Interviewpartner führt möglicherweise zu Konflikten, die eine Konkurrenz der Helfergruppen fördert.

Die Haltung von Herrn Unstern betrachte ich in bezug auf eine mögliche konstruktive Zusammenarbeit beider Helfergruppen als problematisch. Da sich der Interviewpartner als überlegener Helfer darstellt, gesteht er Hauptamtlichen wenig berufliche Kompetenzen zu. Diese wäre aber eine Voraussetzung, um eine gegenseitige Kooperation, wie sie etwa in der Verdreieckung von Hilfe vorgestellt wird, zu ermöglichen (vgl. Kap. 4.3).

Herr Unstern präsentiert sich als Mitarbeiter, der berufliche HelferInnen auf Aufgaben und Probleme in bezug auf die Betreuung Rainers (der Sozialen Arbeit) hinweist.

Er wird quasi unentbehrlich für viele Angelegenheiten seines Klienten. Dabei ist ihm bewußt, daß seine Zuständigkeiten eingeschränkt sind, beispielsweise darf er keine Entscheidungen über operative Eingriffe treffen. In diesem Zusammenhang übt er indirekt Kritik an beruflichen HelferInnen, die für den Klienten zuständig sind und diese Aufgabe nur unzureichend erfüllen. Er fühlt sich dafür verantwortlich, diese MitarbeiterInnen auf ihren Aufgabenbereich hinzuweisen: »*Kinder kümmert euch drum, das ist eure Aufgabe*«. Herr Unstern stellt sich als jemand dar, der sozusagen eine Beschützerrolle für seinen Klienten übernimmt, eine Begründung für ihn ist auch, daß Rainer Analphabet ist. Dennoch ist ihm bewußt, daß seine Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt sind und er an administrativen Regelungen scheitern kann »*Und damit sehe ich dann alt aus, auch wenn ich ihn jetzt schützen will*«.

Herr Unstern wird unentbehrlich. Dabei entsteht der Eindruck, daß seine Arbeit in bezug auf die aufgebaute vertrauensvolle Hilfebeziehung von beruflichen MitarbeiterInnen nicht ausreichend honoriert bzw. akzeptiert wird.

Zusammenfassung

Die Aussagen von Herrn Unstern in bezug auf eine Zusammenarbeit mit beruflichen HelferInnen, die in direktem Kontakt zu seinem Klienten stehen, deuten darauf hin, daß er deren Kompetenz eher kritisch betrachtet. Herr Unstern präsentiert sich als Mitarbeiter, der eine größere Übersicht besitzt, als berufliche MitarbeiterInnen, er übt quasi eine Kontrollfunktion aus.

8.3.6 Angaben des Hilfebedürftigen Rainer

Im folgenden möchte ich einige Kommentare des Hilfebedürftigen Rainer darlegen, den ich ebenfalls, so weit dieses möglich war, interviewt habe. Seine Aussagen unterstützen zum Teil die Ausführungen des Interviewpartners zur Hilfebeziehung.

Rainer:

»Wir haben ja extra ein Haus, eine Wohngemeinschaft, da hat jeder seine Wohnung. Unten ist eine alte Familie mit zwei Kinder, ein Ehepaar mit zwei Kinder und oben wohne ich dann auf der rechten Seite und links eine Frau. Und auf der andern Seite wohnt auch ein Ehepaar und die ziehen am Freitag aus, und denn oben wohnt da noch einer. Also das ist 'n Haus vom Verein, wir an uns dann vermietet. Nämlich das Haus ist gekauft worden von dem Verein, ja und dann haben die extra so gemacht, also oben haben die dann so'n Büro, wo Leute z. B. Sozialarbeiter und dann kriegen die dann so zwei Jahre 'n Vertrag, die sind dann für uns zuständig. Beispiel Kleidungsgeld oder Beispiel umziehen, Wohnung suchen, und wenn du mal Möbel kaufst oder beantragt hast, dann kriegste, dann schreiben die das auf und dann schicken die das zum Sozialamt hin und dann fahren die dann auch mal einkaufen, und dann fahren die auch mal zum Möbellager hin und bringen was mit, was vernünftiges ist und so. Dafür sind se denn auch da, dafür kriegen die ja jedes Jahr so Zettel, da müssen die unterschreiben, daß die da weiterarbeiten können.

Interviewer:

Das müßt ihr unterschreiben?

Rainer:

Ja, müssen nicht, aber für uns ist das ganz gut, weil wir ja auch die Hilfe kriegen. Stellen Se mal vor, wenn die da nicht wären, was meinen Sie wie schlecht das bei uns aussehen würde. Was meinst du, also das gibt's, alles drunter und drüber und runterlaufen. Das gibt's gar nicht. So viel sind da gar nicht, die sich darum kümmern, 'ne Wohnung oder so. Da sind extra welche eingestellt worden, nur um Wohnung suchen, kucken mal so in 'ne Zeitung und so, was für'n Angebot ist. Heute ist das so schwierig, mit Zeitung und so, und Wohnung. Ja, und weiter weiß ich nichts. Das ist alles. Hilfe oder so, wenn de mal was hast oder so, jetzt hab ich noch den Peter, wenn ich mal 'n Brief kriege von 'ne Krankenkasse oder weiß ich wo, Sozialamt, dann bringe ich das dem Peter mit und der liest das dann, ja, und das andere da kümmert er sich dann ja auch drum. Das ist ganz gut. Mir gefällt das in 'ne Werkstatt, da bin ich jetzt 20 Jahre nächsten Monat, dann hab ich 20 Jahre Jubiläum. Mir geht's eigentlich ganz gut, ich hab' eigentlich nichts zu klagen. (...)

Seitdem daß ich den Peter habe. (...)

Als ich den nicht gehabt habe, da ging's mir also ziemlich schlecht. Also, muß ich

wirklich sagen. Als der Peter mich da so rausgeholfen hat, da ging's mir 'n bißchen besser, aber dann nach und nach, und nach und nach, und dann wurd's viel viel besser. Und dann keine Schulden mehr gehabt, ich hatte ja früher mal, als Peter noch nicht da war, da hab ich da mit 'nem Sozialarbeiter gesprochen, da hab ich gesagt, wie ist das eigentlich, könnten wir mal versuchen, ob wir auch 'n Pfleger kriegen. (...)

Ja, und dann bin ich bei Herrn St., der ist ja Sozialarbeiter, der ist ja dafür zuständig, so wat. Dann hab ich mit dem noch mal gesprochen, und dann hat er gesagt ob das nötig wär, oder ob das nicht nötig wär, und da hab ich ihm gesagt, ja, das wär vielleicht doch nötig, weil ich auch nicht lesen kann, und nicht schreiben kann, und mit dem Geld, also das ist 'n bißchen schwierig.

Interviewer:

Helfen denn die Sozialarbeiter da nicht so weiter?

Rainer:

Doch. Die haben mir ja befohlen, daß ich einen Pfleger, also nehmen könnte. Das hätte ich nicht machen brauchen. Ich hab das freiwillig gemacht, weil das einfach, ich hätte das nicht -. Sie müssen mal meine Wohnung angucken, wie die aussieht. Also, da kriegen se große Augen, was ich da alles gekauft habe, also das ist Wahnsinn ist das. Also das hätte ich mir nie leisten können, wenn ich den nicht gehabt hätte. Und ich hab mir soviel geleistet jetzt, also die drei Jahre -. Ich weiß gar nicht, wie lange wir zusammen sind, ich glaube drei Jahre. Peter, wie lange sind wir jetzt zusammen?

Antwort:

Zweieinhalb(...)

Interviewer:

Du bist ganz froh, daß du den Peter hast?

Rainer:

Der hat mir schon geholfen, das muß ich wirklich sagen. Er ist wichtig, also wenn ich den nich hätte, also ich weiß nich du. Wenn der nich mehr gehen würde, der würde mal woanders hinziehen, und der würd mich aufgeben, ich weiß nich, was ich mache, ich weiß nich was ich gemacht hätte.

Interviewer:

Obwohl die Sozialarbeiter das sind?

Rainer:

Ja, also ich weiß nicht. Ich bin da jetzt, das ist fast wie 'ne Familie hier. Ich fühl mich so wohl, also, Peter der macht alles, ab und zu ist er mal am schimpfen oder so nich. Das muß ja mal sein nich. Das ist normal. Aber ich fühl mich hier wie in 'ne Familie. Also das hätt ich mir nich träumen lassen, daß das so klappen würde mit uns. Also wirklich, das muß ich wirklich sagen. Er hat auch sofort ja gesagt, daß er mich übernimmt. Also ich hab 'n am Anfang sehr gut verstanden. (...)

In Urlaub fahr ich auch jedes Jahr, da brauch ich mir keine Sorgen für machen. Also was mit Geld ist, das macht der Peter alles, da brauch ich mir gar keine Sorgen zu machen. Das läuft schon, wenn der saht, daß das Geld da ist, dann isses auch da, da wird der schon für sorgen. Sonst ist alles gut.(...)

Interviewer:

Und die Sozialarbeiter so –?

Rainer:

Ja, die Sozialarbeiter die sind auch wohl ganz gut. Aber die kümmern sich auch nicht so viel drum, nicht so, wenn du mal was hast, dann kannst du hingehen, aber so viel ist das nicht. (...)

Ne, also wenn ich was habe, dann sag ich dem Peter das, oder ich geh oben zu Jutta hin, die ist etwas für mich zuständig wenn was ist, oder so Kleidungsgeld oder so, wenn Beispiel was mit der Wohnung ist oder so. Das ist alles, so Rest, mit der Miete das läuft ja über Sozialamt, und mit Strom das macht alles Peter, da brauch ich nichts machen. Da bin ich nicht zuständig für.

Interviewer:

Da kannst du ja auch froh sein.

Rainer:

Ja.«

8.4 Interview mit Herrn Neuerer – Beruflicher Mitarbeiter beim Sozialdienst Katholischer Männer

Im folgenden wird die Auswertung des Interviews mit dem beruflichen Helfer Herrn Neuerer vorgestellt.

8.4.1 Interviewsituation:

Das Interview fand in den Diensträumen des Sozialdienstes Katholischer Männer statt. Den Kontakt zu Herrn Neuerer habe ich hergestellt. Der Interviewpartner war gesprächsbereit und wirkte motiviert, über seine Tätigkeit zu berichten. Während der gesamten Interviewsituation schilderte er engagiert und reflektiert seine Aufgabenbereiche.

8.4.2 Daten zur Person

Herr Neuerer ist zum Zeitpunkt des Interviews 36 Jahre alt, ausgebildeter Diplom-Religionslehrer und Diplom-Pädagoge.

Fünf Jahre war er als Jugendbildungsreferent und gleichzeitig als Leiter eines Jugendzentrums tätig. Seit zwei Jahren arbeitet er beim Sozialdienst Katholischer Männer. Sein Aufgabengebiet umfaßt zu je einem Drittel eine Tätigkeit als Fachbereichsleiter, als Vereinsbetreuer sowie die Begleitung, Schulung und Gewinnung von Ehrenamtlichen.

Herr Neuerer ist verheiratet und hat zwei Kinder.

8.4.3 Zum Verhältnis des beruflichen Helfers zu Institutionen –

»Ehrenamtlichenarbeit ist ja auch nie vernünftig gemacht worden vom Betreuungsverein«

Herr Neuerer:

»auch aus der Tradition wohl ältesten Fachbereich beim SKM, daraus ist der SKM entstanden, den Bereich eben der gesetzlichen Betreuung, wo dann eben auch sich raus entwickelt hat eben der Bereich des betreuten Wohnens für psychisch Kranke.

SKM besteht seit etwa 50/60 Jahren hier in B., ist entstanden aus der Vinzenz-Konferenz und dem katholischen Fürsorge-Männerverein, und das machen Ehrenamtliche, die diesen Verein gegründet haben eigentlich auch, und sich eben um Alleinstehende, Familien und um Obdachlose gekümmert haben. Dann im Laufe der Jahre ist erstmal ein Hauptamtlicher eingestellt worden, und der Bereich der Betreuung oder ehemals Vormundschaft und Pflugschaft ist dann immer weiter ausgebaut worden. Wir haben mittlerweile vier Mitarbeiter, die in diesem Bereich hauptamtlich tätig sind. Und seit Mai bzw. Juni 1992 bin ich eben hier tätig für den Bereich der Gewinnungsschulung und Begleitung Ehrenamtlicher (...) daß ich ein Drittel eben selbst Betreuung (...), bin damit zuständig für die (...) Stadt B., in Zusammenarbeit mit der Betreuungsbehörde der Stadt B. Das läuft so, praktisch wenn eine Anfrage beim Gericht vorliegt, daß eine Betreuung eingerichtet werden soll, wird diese Anregung an die Betreuungsbehörde weitergeleitet, mit der Bitte einen geeigneten Betreuer vorzuschlagen. Der Mitarbeiter bei der Betreuungsbehörde der Stadt prüft dann, ob das ein Hauptamtlicher sein muß oder ein Ehrenamtlicher. Ist das ein Ehrenamtlicher, gibt er mir das, ich suche dann dafür einen aus. Das ist so der Aufbau, das seit Mitte letzten Jahres läuft«.

Aus der vormals ehrenamtlich geleisteten Tätigkeit wurde zunehmend berufliche, bezahlte Soziale Arbeit (vgl. Kap. 3).

Beim Sozialdienst Katholischer Männer arbeiten berufliche HelferInnen im Bereich Betreuung erst seit einigen Jahren mit.

Die vertraglich geregelte Beschäftigung beruflicher HelferInnen erfolgte wahrscheinlich einerseits aufgrund eines ansteigenden Betreuungs- bzw. Hilfebedarfes im sozialen Bereich und andererseits vermutlich aufgrund einer zurückgehenden Bereitschaft ehrenamtlichen Engagements (vgl. Kap. 3).

Herr Neuerer wurde als Mitarbeiter eingestellt und hat unter anderem die Aufgabe übernommen, ehrenamtliche MitarbeiterInnen für die Betreuungsarbeit zu gewinnen.

Herr Neuerer vermittelt Betreuungen. Dabei arbeitet er, so wie es das Betreuungsgesetz auch vorsieht, mit einer Betreuungsbehörde zusammen, die seiner Tätigkeit quasi vorgeschaltet ist. Herr Neuerer entscheidet nicht, ob die Betreuung ein Hauptamtlicher oder ein Ehrenamtlicher übernehmen könnte, sondern ist für die Vermittlung Ehrenamtlicher zuständig. Mit diesem Verfahren werden seine Handlungskompetenzen möglicherweise eingeschränkt.

Herr Neuerer:

»Wir haben Broschüren dafür, worin das Betreuungsgesetz auch drin steht und solche Dinge. (...) Ja. Wobei das allerdings alles noch in den Kinderschuhen ist, das hat jeder Verein mehr so recht und schlecht für sich gemacht. Wir versuchen das jetzt eben zu koordinieren, wir wollen das eben so regeln, daß nicht jeder Betreuungsverein ein Riesenprogramm aufstellt für seine Leute, sondern daß auch z. B. von anderen Betreuungsvereinen, also daß das öffentlich ausgeschrieben wird, daß alle Ehrenamtlichen daran teilnehmen können«.

Herr Neuerer präsentiert sich als Mitarbeiter, der versucht verschiedene Institutionen in bezug auf die Vermittlung von Betreuungen miteinander zu vernetzen. Er möchte eine zentrale Vermittlungsstelle einrichten, die für berufliche und ehrenamtliche HelferInnen in der Sozialen Arbeit von Vorteil wäre. Das Angebot würde für ehrenamtliche HelferInnen vermutlich übersichtlicher und vielfältiger. Berufliche HelferInnen könnten einen besseren Überblick über das Betreuungsangebot gewinnen.

Herr Neuerer kann scheinbar innovative Ideen in seiner Arbeit mit und für ehrenamtliche HelferInnen entwickeln und, wenn auch erst ansatzweise, verwirklichen.

Herr Neuerer:

»Wenn z. B. einen Ehrenamtlichen gewinne und ich feststelle, er hat andere Interessen, der möchte was Handwerkliches machen, kann ich ihm nicht anbieten, du, es gibt da in den Beschützenden Werkstätten ein Projekt, da kannst du mitarbeiten. (...) Oder irgendwas anderes. (...) Es beschränkt sich auf diesen Bereich, deshalb gehen meine Überlegungen eben auch dahin, daß wir auf Dauer das mit anderen (...) zusammen gerne so weit ausarbeiten möchten, daß hier in B., wie es eben auch in Berlin ein solches Büro gibt, daß Ehrenamtliche. (...) Ehrenamtlichenarbeit ist ja auch nie vernünftig gemacht worden vom Betreuungsverein. Das war immer so'n Anhängsel, nach Gesetz muß man ja, und da hat sich nie einer drum gekümmert. Das war früher ja genauso, das war ein Mitarbeiter, der das so nebenher machen sollte. Das ist klar, wenn ich da keine Zeit investiere und auch nicht 'n verschiedenes Ja dazu sage, ich will mit Ehrenamtlichen arbeiten, dann funktioniert das auch. (...) Ja, und auch viel darüber geklagt wird, daß es immer schwieriger ist, Ehrenamtliche überhaupt zu gewinnen. (...) Obwohl das Potential vorhanden ist und deshalb denke ich, der erste Schritt da ein Bein zwischen die Tür zu kriegen ist einfach, sich von diesem Klischee zu trennen, es wär schwierig Ehrenamtliche (...) (zu gewinnen, M. O.-S.), das stimmt nicht«.

Herr Neuerer liefert Begründungen für die Einrichtung eines zentralen Büros zur Vermittlung Ehrenamtlicher und Klienten. Dabei erkennt er anscheinend unterschiedliche Fähigkeiten und Interessen der ehrenamtlichen HelferInnen an (vgl. Kap. 2), die er angemessen in die Soziale Arbeit einbinden möchte.

Herr Neuerer vertritt dabei die Auffassung, daß das Potential an ehrenamtlichen HelferInnen in den letzten Jahren von seinem Verein zu wenig gefördert worden ist (vgl. Kap. 3). Er erkennt Mängel in der Arbeit des Verbandes. In diesem Zusammenhang liegt die Annahme nahe, daß eine vertragliche Anstellung von hauptamtlichen MitarbeiterInnen auch weiterhin konträr auf die Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement wirken kann, wenn keine gezielten Konzepte zur Gewinnung, Begleitung und Kooperation beider Helfergruppen weiter entwickelt bzw. gefunden werden. Er weist darauf hin, daß es durchaus ein Potential an ehrenamtlichen HelferInnen gäbe, welches aber bislang zu wenig erkannt und entsprechend motiviert worden sei. Vermutliche möchte Herr Neuerer die Arbeit beruflicher MitarbeiterInnen in bezug auf die Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher HelferInnen modifizieren.

Zusammenfassung

Herr Neuerer hat beim Sozialdienst Katholischer Männer als beruflicher Mitarbeiter die Aufgabe der Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher HelferInnen übernommen. Er präsentiert sich als Mitarbeiter, der Mängel in bezug auf die Einbindung ehrenamtlicher HelferInnen an den Verband erkennen kann und diese Arbeit verändern möchte (vgl. auch Kap. 4).

8.4.4 *Verknüpfungen zwischen beruflichen HelferInnen und den zu vermittelnden Adressaten – »ich bin ja Vermittler«*

Herr Neuerer:

»Die haben mich nicht an (...), ich bin ja Vermittler. (...) Ja. Also bis jetzt hat sich noch kein (...) Es hat bislang auch noch kein Betreuer, also der ehrenamtlich betreut wird, hier gemeldet. Die haben alle meine Anschrift und Telefonnummer, wo ich zu erreichen bin, können – ich hab denen das auch gesagt, wenn irgendwas schwierig wird oder Fragen sind, sich jederzeit an mich wenden. Wie gesagt, das ist alles noch ein bißchen im Aufbau. Mal sehen, wie sich das so mit der Zeit ergibt und wie weit da auch 'ne Notwendigkeit ist, da mal zu gucken, wie so 'ne Betreuung abläuft. Oder die Verpflichtung, so eine Betreuung auch zu überprüfen, liegt beim Gericht, nicht bei mir«.

Herr Neuerer präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter, der seine Aufgabe darin sieht, Betreuungen zu vermitteln. Eine weitere Begleitung des zu Betreuenden scheint sich weitgehend seines Aufgabenbereiches zu entziehen bzw. im Aufbau begriffen zu sein.

Der Interviewpartner übt dabei vermutlich nicht die berufliche Aufgabe einer Kontrolle über den Betreuungsverlauf aus, diese liegt nach dem Betreuungsgesetz beim Gericht.

Zusammenfassung

Herr Neuerer präsentiert sich als Mitarbeiter, der Betreuungen vermittelt und zur Zeit noch keine gezielten, inhaltlichen Vorstellungen über seine Aufgabe bei der weiteren Begleitung der Betreuung entwickelt hat.

8.4.5 *Wechselbeziehungen zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen – »Daß wir uns eigentlich viel mehr aus diesem Bereich der professionellen Betreuung zurückziehen sollten, Ehrenamtliche zu so`ner Aufgabe zu finden und die auch vernünftig begleiten«.*

Herr Neuerer:

»Wir sind auf entweder ärztliche Gutachten oder Einschätzungen des ASD's angewiesen, was eben die Akte hergibt zum einen. Und wenn die Akte das nicht hergibt, muß entweder die Betreuungsbehörde oder ich muß mir dann ein Bild darüber machen, ob das für einen Ehrenamtlichen geeignet ist, wobei da eben auch noch nicht die großen Erfahrungen bei mir da sind (...), und daß auch vom Betreuungszeitpunkt oder vom Anfang der Betreuung – gut, da kann man sagen, das ist ehrenamtliches Feld, ich kann mich aber auch im Laufe der Betreuung so entwickeln, daß es mit einem Ehrenamtlichen gar nicht mehr geht. Oder umgekehrt (...) daß am Anfang ein Hauptamtlicher erforderlich ist und dann im Laufe der Jahre oder der Zeit auch ein Ehrenamtlicher das machen könnte. (...)

Also ein Kriterium ist z. B. ob da 'ne Suchtgefährdung vorhanden ist. Wenn eine Suchtgefährdung vorliegt, die nicht abgeklärt ist, dann sagen wir einfach, das kann ein Ehrenamtlicher nicht machen, der ist damit überfordert, das gibt zuviele Komplikationen. Oder wenn große finanzielle Angelegenheiten noch nicht geregelt sind. Wenn er z. B. noch 'en Haus hat, das verkauft werden muß, oder ob da 'en

Vermögen ist oder ein Erbe angetreten wird. Wenn da so'n Aufwand ist, der von einem Ehrenamtlichen auch viel Zeit und Fachwissen erfordern würde, dann lassen wir das erstmal von einem Hauptamtlichen machen und mit der Zeit kann es dann ein Ehrenamtlicher machen. Oder wenn die psychische Erkrankung so stark ist und so gravierend lebensprägend ist, daß wir eben auch meinen, daß es für einen Ehrenamtlichen (...) Oder auch Entscheidungen getroffen werden müssen, eine Operationszustimmung oder Unterbringungszustimmung, worin ein Ehrenamtlicher große Schwierigkeiten haben würde, dann auch ein vernünftiges Verhältnis mit dem Betreuten aufrechterhalten zu können. Das sind so die Haupt (...)

Herr Neuerer fehlen vermutlich ansatzweise inhaltliche Konzepte zur Vergabe und Begleitung einer Betreuung. Seine Arbeit bei der Vermittlung von Betreuungen ist anscheinend noch im Aufbau »wobei da eben auch noch nicht die großen Erfahrungen bei mir da sind«.

Kriterien, die er zur Vergabe von Betreuungen nennt, sind, daß er eine ehrenamtliche Tätigkeit nicht befürwortet, wenn psychische Störungen, Suchtgefährdungen vorliegen oder finanzielle Angelegenheiten geregelt werden müssen, die eine hohe Zeitaufwendung und spezifische Kenntnisse von den HelferInnen erfordern.

In den überwiegenden Vermittlungen zieht Herr Neuerer schriftliche Berichte »was eben die Akte hergibt« über den Klienten heran. Er kontaktiert scheinbar nur in besonderen Fällen den zu vermittelnden Klienten persönlich und arrangiert vermutlich vorrangig anhand seines Aktenwissens eine Betreuung durch einen ehrenamtlichen Helfer.

Herr Neuerer stellt verschiedene Verfahren vor, die zur Übernahme einer Betreuung durch einen beruflichen oder ehrenamtlichen Betreuer führen können. Ein Vorschlag ist, bei problematischen Fällen zunächst eine Übernahme einer Betreuung durch einen beruflichen Helfer zu organisieren, der diese Tätigkeit zu einem späteren Zeitpunkt an eine ehrenamtliche Helferin abgibt.

Herr Neuerer:

»Schulung und Begleitung sieht so aus, daß es alle sechs Wochen ein Treffen gibt mit den Ehrenamtlichen. (...) Wir sind jetzt ca. 60 Ehrenamtliche, wobei zu dem Treffen allerdings, ja das letzte Mal waren es glaube ich 25, die da waren. Und da findet mit dem Wechsel einmal Erfahrungsaustausch statt, wo jeder so berichten kann, was persönlich so bei ihm anliegt in der Betreuung. Erzählen (...) in diesem Kreis sind natürlich schon Leute dabei, die da seit Jahren einen großen Erfahrungsschatz haben. Die Neuen (...) Das nächste Treffen ist dann einem Thema gewidmet, irgendwelche Referenten werden da eingeladen. Das nächste Mal kommt z. B. eine Stationsärztin aus dem Landeskrankenhaus und beantwortet da die Fragen. Es gibt 'ne Einführung für Ehrenamtliche, wenn die eine Betreuung übernehmen, wird erstmal mit Hauptamtlichen abgeklärt, was liegt an, was muß gemacht werden. Wir haben Broschüren dafür, worin das Betreuungsgesetz auch drin steht und solche Dinge«.

Herr Neuerer bietet den Ehrenamtlichen ein Forum zum Gedanken- und Erfahrungsaustausch. Informationen zur Übernahme einer Betreuung werden dabei weitergegeben, auch in Form von Broschüren. Alle zwölf Wochen werden Themen von Ehrenamtlichen angesprochen, die diese als Betreuer betreffen. Herr Neuerer versucht vermutlich ein Konzept zur Weiterbildung und Begleitung von Ehrenamtlichen zu praktizieren. Dabei werden die Interessen der Ehrenamtlichen berücksichtigt. Um eine

gelungenere Zusammenarbeit arrangieren zu können wären vermutlich Treffen in kürzeren Abständen erforderlich (vgl.Kap.2).

Herr Neuerer:

»Kann ich Ihnen also nicht bestätigen, weil ich eben auch noch nicht so große Erfahrungen in dem Bereich habe, nur, was sicherlich richtig ist, ist, daß Hauptamtliche unter bestimmtem Druck stehen, auch einfache Betreuung zu übernehmen, die eigentlich von Ehrenamtlichen geführt werden könnte. Und zwar liegt das einfach daran, daß durch die vertragliche Rahmenbedingung wir daran gehalten sind, daß pro Sozialarbeiter eine bestimmte Fallzahl Hauptamtliche (...) Ne, 45. Und bei dem Klientel, daß wir z. T. betreuen hauptamtlich, das ist so 'ne Sache. 45 Betreuungen, nur die dicken Klopper, das ist fast nicht zu machen. Deshalb ist das eben so, daß viele Betreuungen, die auch von Hauptamtlichen hier geführt werden, eigentlich auch von Ehrenamtlichen gemacht werden könnten. D. h. ob ich nun zu meinem Kollegen gehe und sage, hier, gib den mal ab, ich hab 'en Ehrenamtlichen der würde das gerne machen. Dann werden die sagen, halt, dann muß ich ja wieder einen Neuen aufnehmen, der ist unheimlich schwierig dann wahrscheinlich, dann hab ich mehr Arbeit, kann ich mir nicht mehr leisten, geht nicht. Also das ist so'n Konfliktpunkt, den ich (...) so, daß ich direkt Erfahrung damit hätte, daß Ehrenamtliche eine Konkurrenz zu Hauptamtlichen darstellen, kann ich so nicht sagen. Ich hab z. B. neue Ehrenamtliche, die ich gewonnen habe, sind Frührentner. Sind Leute, die, ja, (...) Kinder größer geworden sind (...) Oder eben auch Studenten, die berufliche Kompetenzen und Beförderungen in dem Bereich sammeln wollen«.

Die Gestaltung der Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen gestaltet sich vermutlich für Herr Neuerer in einigen Bereichen in bezug auf die Übernahme von Betreuungen recht schwierig, da Betreuungen von beiden Gruppen übernommen werden. Zum einen müssen Hauptamtliche bestimmte Fallzahlen übernehmen, um letztlich ihren Arbeitsplatz zu erhalten und zum anderen sind ehrenamtliche HelferInnen da, die ebenfalls Betreuungen übernehmen können und sollen. Der Arbeitsauftrag von seiten der Institution an berufliche HelferInnen hat zur Folge, daß einigen ehrenamtlichen HelferInnen – vorsichtig interpretiert – sozusagen die von ihnen zu erledigende Arbeit abgenommen wird.

Probleme ergeben sich für Herrn Neuerer anscheinend vorrangig bei den Hauptamtlichen, die ehrenamtliche Tätigkeit als Konkurrenz in der Betreuung von Hilfebedürftigen empfinden könnten, und dabei selber so viele Klienten betreuen müssen, so daß ihnen die Arbeit nicht gerade leicht fällt. Ehrenamtliche Mitarbeit wird unter diesen Bedingungen vermutlich eher erschwert. Herr Neuerer hat diese widersprüchlichen Anforderungen und Verfahren in der Betreuungsarbeit anscheinend erkannt – »Also das ist so'n Konfliktpunkt«.

Herr Neuerer:

»Ich denke, daß jeder Ehrenamtliche versucht gerade in dem Bereich, in dem er auch besondere Fähigkeiten hat, das auch einzubringen. (...) daß wir versuchen müssen, Ehrenamtliche mit ihren Kompetenzen und auch Erwartungen, die sie haben, daß wir die einbeziehen müssen in die Vermittlung. Daß das zusammenpaßt, daß Ehrenamtliche und Betreute zusammenpassen. (...) Das ist sehr wichtig und sehr schwierig, das Problem ist eben, dadurch daß ich nur Ehrenamtliche für gesetzliche Betreuung suche, kann ich den Ehrenamtlichen, die ich gewinne, keine

Alternative anbieten, wenn ich feststelle, daß ein Ehrenamtlicher für die Führung einer gesetzlichen Betreuung nicht geeignet ist. Also daß er sich was anderes vorstellt, daß er andere Kompetenzen hat, was anderes erwartet und eigentlich was anderes einbringen kann«.

Herr Neuerer präsentiert sich als Mitarbeiter, der spezifische Situationen, Stärken und Kompetenzen der ehrenamtlichen HelferInnen erkennen kann. Dabei versucht er vermutlich eine Betreuungsform zu vermitteln, in der diese ihre individuellen Fähigkeiten gezielt einsetzen können. Diese handlungsleitenden Kriterien deuten auf ein reflektiertes Vorgehen des Interviewpartners hin.

Seine Handlungsmaximen sind zuweilen nicht leicht zu verwirklichen, da er an seinen Arbeitsauftrag gebunden ist, gesetzliche Betreuungen zu vermitteln. Wenn beispielsweise ein Ehrenamtlicher nach Meinung des Interviewpartners für diese Betreuungsform nach dem Betreuungsgesetz nicht geeignet ist, so kann er diesem keine Alternativen bieten. Kriterien, wann ein Betreuer nicht geeignet ist, eine gesetzliche Betreuung zu übernehmen, benennt er nicht eingehender.

Sein beruflichen Ziele in der Zusammenarbeit beider Helferguppen deuten auf Elemente einer ›Verdreieckung‹ von Hilfe hin, wie sie MÜLLER-KOHLBERG vorschlägt (vgl. Kap 4.3).

Herr Neuerer:

»Und zwar war das ein Ehrenamtlicher, der durch einen Unfall auch berufs unfähig geworden ist, und der, nachdem er die erste Betreuung übernommen hat, gleich noch ein paar mehr haben wollte, der im Grunde das, was er sonst an Arbeitszeit verbracht hat, komplett mit Ehrenamt füllen wollte. Wo ich dann auch gesagt hab, mach' erstmal das eine und vielleicht mit der Zeit noch eine zweite oder dritte dabei, aber erstmal jetzt abwarten. Weil ich so denke, wenn jemand aus dem Berufsleben raus muß und dann direkt seine Freizeit wieder mit Ehrenamt vollpackt, da irgendwas nicht stimmen kann. Das wird ja dann im Grunde lebensbestimmend. (...) Ja. Ich bin ja dafür verantwortlich, daß diese Betreuung vernünftig vermittelt wird, so daß ein geeigneter Betreuer ist, geeigneter Ehrenamtlicher ist, der diese Betreuung auch vernünftig führen kann«.

Frage:

»Sie kontrollieren das, indem Sie diese Helfertreffen haben? Ich weiß gar nicht wie oft«.

Antwort:

»Es sind alle sechs Wochen Helfertreffen und die Leute, die dann eben nicht dahinkommen, entweder ruf ich die ab und zu an, um den Kontakt so mit denen zu halten, oder die rufen auch hier an, und wollen irgendwelche Fragen beantwortet haben. Oder wir treffen uns, oder ich treffe mich mit denen (...) um mal zu gucken, ob das alles in Ordnung ist«.

Herr Neuerer problematisiert einen Fall von ehrenamtlicher Hilfsleistung. Er vertritt vermutlich die Auffassung, daß ehrenamtliche Arbeit, zumindest in diesem Fall, von ihrer Zeitintensität her nicht eine Form von Berufsarbeit einnehmen darf.

Ehrenamtliche Hilfe soll nicht, wie in vielen Fällen die Berufsarbeit »lebensbestimmend« werden. Diese Argumentation wird inhaltlich von Herrn Neuerer nicht gefüllt. Die Interpretation der Aussage, daß »da irgendwas nicht stimmen kann« deutet auf eine Klientifizierung, zumindest auf diesen ehrenamtlichen Helfer bezogen, hin.

Eine Betreuung soll »vernünftig« vermittelt und »vernünftig« geführt werden. Kriterien, wie diese Forderungen erfüllt werden können, benennt er nicht. Der weitere Verlauf der Betreuung scheint sich weitgehend seinem Aufgabenbereich zu entziehen.

Helfertreffen finden alle sechs Wochen statt, an diesen Abenden werden, wie bereits skizziert, unterschiedliche Themen bearbeitet. Diese Arbeitsweise bietet vermutlich keine Alternative zu einer engen Zusammenarbeit.

Herr Neuerer benennt in bezug auf die weitere Begleitung der Betreuung nur wenige inhaltliche Kriterien, die auf eine gewisse Kontinuität schließen lassen könnten »entweder ruf ich die ab und zu an (...)«.

Herr Neuerer:

»Ich denke, daß wir Berufsbetreuer oder überhaupt Sozialarbeiter, hauptamtlich Sozialarbeiter, wieder mehr lernen sollten, daß es Unmengen an Kapazitäten im Ehrenamt gibt, die im Grunde brach liegen. (...) Daß wir uns eigentlich auch vielmehr aus diesem Bereich der professionellen Betreuung zurückziehen sollten, und uns mehr darauf versteifen sollten, Ehrenamtliche zu so 'ner Aufgabe zu finden und die auch vernünftig begleiten. Da ist sicher noch 'ne ganze Menge möglich. Und eben – ich denke es ist keine Konkurrenz, was Ehrenamtliche im Bereich der Betreuung leisten können, ist auch teilweise mehr als wir Hauptberufliche machen können, gerade was den persönlichen Kontakt zu den Betreuten anbelangt. Ich hab' keine Zeit, daß ich mit einem meiner Betreuten abends ins Kino zu gehen oder auch tagsüber einen großen Spaziergang zu machen oder 'nen Ausflug. Das kann ich gar nicht. Aber das können Ehrenamtliche, und das ist ein wichtiger Aspekt, auch für's neue Betreuungsgesetz, persönliche Betreuung. Das können Ehrenamtliche besser als wir«.

Herr Neuerer präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter, der der Ansicht ist, daß ehrenamtliche HelferInnen in der Betreuung von Hilfebedürftigen eine intensivere Arbeit leisten können, als berufliche HelferInnen. Er reflektiert die verschiedenen, etwa zeitlichen Möglichkeiten der beiden Gruppen und kommt zu der Überlegung, daß Ehrenamtliche in der persönlichen Betreuung evtl. besser geeignet sein können. Er erkennt Vorteile ehrenamtlicher Arbeit, die in dem Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung, die sich am Alltag des Klienten orientieren, liegen.

Handlungsleitende Ziele von Herrn Neuerer liegen anscheinend bei der Erarbeitung einer gelungenen Sozialen Arbeit, die sowohl die Gruppe der Ehrenamtlichen sowie die der beruflichen HelferInnen mit ihren spezifischen Fähigkeiten akzeptiert und integriert. Seine Herangehensweise kann mit der von MÜLLER-KOHLBERG entwickelten Form einer ›Verdreieckung‹ von Hilfe in Verbindung gebracht werden (vgl. Kap. 4).

Herr Neuerer:

»Ja. Was sicherlich auch noch wichtig ist, ist das eingebunden sein in Strukturen, in Verbandsstrukturen, Vereinsstrukturen. Ich kann Ehrenamtlichenarbeit nicht in meiner festgesetzten Arbeitszeit machen, (...) meine Kollegen auch. Ehrenamtliche erreiche ich erst, wenn andere Feierabend haben, und die selbst auch Feierabend haben. (...) Ich denke, wenn Hauptamtliche in sozialen Berufen das verstanden haben, was wichtig ist, daß Ehrenamtliche gefördert werden, Arbeit mit Ehrenamtlichen gefördert wird, dann kann da noch einiges passieren. (...) Was dabei berücksichtigt werden muß ist eben, daß dieses Bedingungsgefüge klar ist. Was erwarten Ehrenamtliche und was können sie einbringen und was kann ich ihnen

geben durch das, was sie (...) tun. Solche Zusammenhänge z. B. müssen in der Ausbildung auch vermittelt werden. Was macht das aus, ehrenamtlich tätig zu sein? Was bewegt die Leute ein Ehrenamt zu übernehmen?»

Wie bereits skizziert, ist eine Aufgabe von Herrn Neuerer die Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher HelferInnen.

Dabei erkennt er Mängel in der Arbeit seines Vereins, der vermutlich einerseits nicht erkannt zu haben scheint, daß zur Gewinnung von Ehrenamtlichen besondere Dienstzeiten nötig sind und andererseits das Potential an freiwilliger Hilfe bislang zu wenig gefördert wurde (vgl. Kap. 3).

Herr Neuerer präsentiert sich als reflektiert handelnder Mitarbeiter, der die Notwendigkeit erkannt hat, konzeptionelle Veränderungen in bezug auf eine Kooperation mit ehrenamtlichen HelferInnen zu entwickeln. Sein Ziel ist es dabei vermutlich, Perspektiven der ehrenamtlichen HelferInnen, der Institution und seine eigenen beruflichen Vorstellungen konstruktiv miteinander zu verbinden.

Aus seiner Kritik an der bisherigen Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen heraus ist er anscheinend in der Lage, Verbesserungsvorschläge zu entwickeln. Beispielsweise sollte während der Ausbildung beruflicher HelferInnen auf die Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher HelferInnen eingegangen werden.

Herr Neuerer:

»Also was z. B. die Aufrechterhaltung der sozialen Versorgungsstandards angeht, werden wir hier durch die immer leerer werdenden Kassen bald in die gleiche Situation kommen wie in den USA. Wenn z. B. Leute in Amerika sagen, ich mach lieber 'n paar Stunden in der Woche was Ehrenamtliches, als daß ich mehr Steuern bezahle. Solche Dinge z. B. Die werden hier auch mal das Thema sein. Obwohl ich natürlich immer dann auch so das Problem sehe, daß Ehrenamtliche dann statt Hauptamtlicher eingesetzt werden. Obwohl es sicherlich ja so Personalstellen (...)«

Herr Neuerer vertritt die Ansicht, daß die Gesellschaft zukünftig stärker auch auf ehrenamtliche Hilfe angewiesen sein wird. Er begründet diese Einstellung damit, daß finanzielle Ressourcen zur »Aufrechterhaltung der sozialen Versorgungsstandards« geringer werden. Herr Neuerer problematisiert diese Entwicklung zwar im Hinblick auf eine mögliche Reduzierung von Arbeitsplätzen für berufliche HelferInnen, dennoch ist für ihn die Gewinnung von ehrenamtlichen HelferInnen letztendlich auch sein Arbeitsauftrag.

Zusammenfassung

Herr Neuerer präsentiert sich als Mitarbeiter, der Fähigkeiten und Kompetenzen ehrenamtlicher HelferInnen erkannt hat und dieses Hilfpotential in einer gelungenen Konzeption der Zusammenarbeit fördern und ausbauen möchte, die mit dem Modell der Verdreieckung von Hilfe in Verbindung gebracht werden können (vgl. Kap. 4.3). Seine Arbeit wird durch die Übernahme von Betreuungen durch berufliche und ehrenamtliche HelferInnen möglicherweise erschwert. Herr Neuerer bietet ein jeweils sechswöchig stattfindendes Treffen zusammen mit den ehrenamtlichen HelferInnen an. Inwiefern dieses eine gelungene Begleitung einer Betreuung unterstützen kann, ist dabei fraglich (vgl. Kap. 2; 4).

8.5 Interview mit Herrn Wiethorn – beruflicher Mitarbeiter der Aids-Hilfe

Im folgenden wird die Auswertung des Interviews mit dem beruflichen Helfer Herrn Wiethorn vorgestellt.

8.5.1 Interviewsituation

Das Interview mit Herrn Wiethorn fand in den Diensträumen der Aids-Hilfe statt. Den Kontakt zu Herrn Wiethorn habe ich vorab telefonisch hergestellt.

Der Interviewpartner zeigte sich sofort gesprächsbereit. Im Verlauf des Interviews kam eine weitere Mitarbeiterin der Aids-Hilfe in den Raum und beteiligte sich an unserem Gespräch. Ihre Aussagen habe ich bei der Analyse des Interviews nicht berücksichtigt. Leider war gegen Ende des Interviews das Tonband defekt, woraufhin ich über die letzten zehn Minuten unseres Gesprächs ein Gedächtnisprotokoll anfertigte.

Obwohl dieses Interview einige unvorhersehbare Störungen erfuhr, halte ich es dennoch für interessant und aussagefähig, insbesondere mit Blick auf die Aussagen der ehrenamtlichen Helferin der Aids-Hilfe, Frau Eule.

Herr Wiethorn betonte im Verlauf des Interviews wiederholt eine hohe Relevanz der eigenen Homosexualität für die Tätigkeit bei der Aids-Hilfe.

8.5.2 Daten zur Person

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Herr Wiethorn 27 Jahre alt. Er absolvierte ein Studium der Sozialarbeit/Sozialpädagogik an einer Katholischen Fachhochschule. Der Interviewpartner arbeitet seit ca. neun Jahren im Bereich von Homosexuellen (»Schwulenszene«). Drei Jahre davon war er ehrenamtlich bei der Aids-Hilfe tätig. Hauptamtlich ist er dort seit zwei Jahren beschäftigt.

8.5.3 Zum Verhältnis des beruflichen Helfers zu Institutionen – »Das ist bis jetzt so auch noch nicht von der Aidshilfe, so ne Rund-um-die-Uhr-Betreuung wirklich dagewesen«

Herr Wiethorn:

»Heute ist es so, daß der, ich bin für den Arbeitsbereich »schwule Männer und Aids«, d.h. ich versuche da zu koordinieren, so gucken wo ist Bedarf, wo ist Betreuung auch erforderlich bei positiven Männern. Das Problem ist, daß die Verdrängung innerhalb der eigenen Gruppe sehr groß ist und auch die Angst vor der Öffentlichkeit, also das positiv sein, die Erkrankung öffentlich zu machen. Und innerhalb der Schwulenszene durchaus auch Berührungängste bis zu Ausgrenzungstendenzen herrschen. Und da versuche ich zu vermitteln, d. h. konkret gibt es das Cafe-Projekt an der K.-Straße, wo halt versucht wird, eine Atmosphäre hinzukriegen wo Positive sich wohlfühlen können und integriert werden«.

Herr Wiethorn präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter der Aids-Hilfe, der die Koordination verschiedener Arbeitsbereiche und MitarbeiterInnen übernommen hat. Bei seiner Tätigkeit hat er anscheinend die besondere Problematik, die mit einer HIV-Infektion einhergeht, erkannt. Zu möglichen Konflikten führten, die Erkrankung öffentlich zuzugeben.

Herr Wiethorn fühlt sich dabei anscheinend in der Rolle des Vermittlers zwischen verschiedenen Gruppen.

Herr Wiethorn:

»Das ist bis jetzt so auch noch nicht von der Aidshilfe, so ne Rund-um-die-Uhr-Betreuung wirklich dagewesen. Da müssen wirklich Professionelle von Sozialstationen und so weiter mit ran, wenn das erforderlich ist. Und das ist auch bei der Erkrankung wirklich nur im Endstadium erforderlich, weil die, bis dahin sind die einzelnen Infektionen oftmals medizinisch noch zu behandeln, so daß auch'n ständiger Pflegebedarf nur zum Ende hin da ist.«

Herr Wiethorn betrachtet die intensive Betreuung von Aids-Kranken nicht als alleinige Aufgabe der Aids-Hilfe. Bei langfristigen, pflegerischen Betreuungen, die über den ganzen Tag verteilt sind, soll diese Arbeit vermutlich vorrangig von beruflichen HelferInnen von Sozialstationen übernommen werden – nicht von beruflichen MitarbeiterInnen der Aids-Hilfe.

Die Aussagen des Interviewpartners wirken in bezug auf die Darstellung der Aufgaben beruflicher Mitarbeiter der Aids-Hilfe im Betreuungsbereich eher unklar. Vermutlich ist der Arbeitsauftrag des Interviewpartners vonseiten der Institution noch nicht klar formuliert worden (vgl. auch die Aussagen von Frau Eule).

Zusammenfassung

Herr Wiethorn präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter der Aids-Hilfe, der die Vermittlung verschiedener Arbeitsbereiche im Kontext der HIV-Infektion übernommen hat. Eine längerfristige, intensivere, pflegerische Betreuung von Aids-Infizierten betrachtet er dabei nicht als alleinige Aufgabe der Aids-Hilfe. Ansatzweise deuten sich bei ihm unklare Auffassungen über Betreuungsformen, die von der Aids-Hilfe organisiert und begleitet werden, an.

8.5.4 *Verknüpfungen zwischen beruflichen HelferInnen und den zu vermittelnden Adressaten – »Ja – und was ich versuche ist halt, da den Kontakt zu den Betroffenen auch zu halten«*

Herr Wiethorn:

»Auch dann für die Betroffenen und es zusammenzuführen (die ehrenamtlichen zu koordinieren). Meinetwegen, wenn ich en Betroffenen kenne, die beiden zusammen zum Kaffee einzuladen oder sonst wie, oder wenn es sich nicht direkt da im Cafe ergibt. Das sind sicher auch wenige Fälle muß man ganz klar sagen, in denen das so läuft. (...) Ja – und was ich versuche ist halt, da den Kontakt zu den Betroffenen auch zu halten, damit ich weiß, wann da Bedarf ist und wann da nicht Bedarf ist, oder wann (...) zuviel wird, und das zu koordinieren, Leute zusammenzuführen, und das ist ein ziemlich schwieriges Unterfangen. (...) Das Bedürfnis bei Leuten, die also jetzt nicht pflegerisch, sondern die also wirklich positiven Kontakt suchen, ist ganz schlichtweg erstmal das Bedürfnis nach Kontakt, nach Freundschaft, nach Anerkennung, nach Zuneigung, das was oftmals sonst schlichtweg fehlt in dem Bereich, und was miteinander machen. Das kann man unter Umständen oftmals besser mit den ehrenamtlichen Mitarbeitern, denke ich mir, oder das kommt auch von den Leuten, so, weil ein Hauptamtlicher, der macht

was, weil er wird dafür bezahlt. Und so eine Überlegung kann dann sehr schnell dasein auch. Und wenn sie, sofern das Bedürfnis nach Freundschaft ist, kann das sicher eher von Ehrenamtlichen abgedeckt werden, wobei die zu Betreuenden, die ich im Kopf hab ganz große Schwierigkeiten damit haben, das für sich als Betreuung zu definieren. Sie definieren das für sich dann als Freundschaft, oder wollen es gerne so definieren. Und für denjenigen, der sie betreut, geht es vielleicht in Richtung Freundschaft über oder so, da sind so Tendenzen. Aber es ist schwerpunktmäßig erstmal bewußt die Entscheidung, ich will auch das helfen und betreuen – es ist 'n Betreuungsverhältnis, das ist natürlich, macht vielleicht dann irgendwie (...) Erwartungshaltungen auftauchen«.

Herr Wiethorn präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter, der die Vermittlung einer Betreuung bei der Aids-Hilfe übernommen hat und die Begleitung bzw. Kontrolle über den weiteren Verlauf ausfüllt (vgl. Kap. 4.3).

Mit welchen Kriterien er Situationen einzelner Klienten und der gesamten Betreuung erfassen will, beschreibt er nicht näher.

Nähere Ausführungen über inhaltliche Merkmale zur Übernahme und zur weiteren Begleitung der Betreuung nennt Herr Wiethorn ansatzweise. Seine Aussagen deuten dabei eher auf Probleme bei der Vermittlung von Betreuungen hin »*Leute zusammenführen, und das ist ein ziemlich schwieriges Unterfangen*«. Vermutlich konnte Herr Wiethorn konstruktive handlungsleitende Konzepte für die Tätigkeit bei der Aids-Hilfe noch nicht ausreichend entwickeln, beispielsweise darüber, wie er Kontakte zu Hilfebedürftigen aufrechterhalten kann. Eine Lösung aus seiner beruflichen Verunsicherung sieht er anscheinend darin, einschätzen zu können, wann ein zuviel an Kontakt zu Klienten in der Betreuung durch Ehrenamtliche vorhanden ist. Diese Eingriffsfunktion kann problematisch sein, da eine »Messung« des Zuviels an Hilfeleistungen schwer möglich ist.

Herr Wiethorn schätzt die Hilfebeziehung so ein, daß sich die zu Betreuenden Kontakt und Freundschaft wünschen, die ehrenamtliche HelferInnen eher bieten könnten, als berufliche HelferInnen. Dieses angebliche Bedürfnis der Klienten – nach Freundschaft – erfüllen eben Ehrenamtliche. Nach Einschätzung von Herrn Wiethorn befriedigen Ehrenamtliche eher Erwartungen der Klienten, indem sie ihr Handeln am Alltag dieser orientieren (vgl. Kap. 2).

Herr Wiethorn distanziert sich anscheinend von den Anforderungen des Klientels an eine Betreuung.

Zusammenfassung

Herr Wiethorn präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter, der die Vermittlung und Kontrolle über eine Betreuung behalten möchte.

8.5.5 *Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen – »Ich versuche die Ehrenamtlichen zu koordinieren (...) Leute zusammenführen und das ist ein ziemlich schwieriges Unterfangen«*

Herr Wiethorn:

»Dafür muß man bei der Gruppe, die das Café macht, die Ehrenamtlichen, erstmal überhaupt die Sensibilität dem Thema gegenüber zu erreichen. Das geht nur über,

glaube ich, heute über persönliche Betroffenheit, d. h. das was bei mir selber ist, daß ich mich selber infizieren kann, ist so oft weit weg. Persönliche Betroffenheit ist da, wo jemand nen Freund hat, wo jemand nen kennenlernt, wo jemand im Café ist, der es auch macht, daß er positiv ist und nicht mehr krank ist. Bei andern ansonsten herrscht die Verdrängung vor. Das gelingt soweit ganz gut, man muß sagen, das Café lebt von den ehrenamtlichen Mitarbeitern ganz gewaltig, wäre so schwer tragbar. Das ist aber, also ehrenamtliche Tätigkeit beschränkt sich dort erstmal schwerpunktmäßig auf Organisation, auf Cafébetrieb, auf Dienste, auf Unterstützung durch Projekte. Also politische Arbeit, Öffentlichkeitsarbeit im weitesten Sinne. Wobei bei einzelnen Personen die auch aus dem Kreis hervorgegangen sind, die in den Betreuungsbereich reingegangen sind, über das Café, also über das Café Erstkontakte stattgefunden haben, andererseits ist das Zusammenspiel ehrenamtlich/hauptamtlich so, daß um so mehr im Café, was den organisatorischen und sonstigen Bereich angeht, an hauptamtlicher oder sagen wir mal bezahlter Arbeit gemacht wird, um so geringer wird natürlich die Bereitschaft das unentgeltlich zu machen. Das ist sehr schwierig eine Transparenz hinzukriegen, zu sehen für die Leute, was machen eigentlich der Hauptamtliche, die Hauptamtliche sonst noch«.

Herr Wiethorn schildert seine Sichtweise über verschiedene Tätigkeiten bei der Aids-Hilfe. Eine hohe Bedeutung für seine Arbeit mißt er anscheinend der eigenen persönlichen ›Betroffenheit‹ und ebenso der der ehrenamtlichen HelferInnen bei. Diese Einstellung – über die persönliche Betroffenheit – könnte, vorsichtig interpretiert, zu Irritationen, insbesondere bei an einer ehrenamtlichen Hilfetätigkeit interessierten Menschen führen. Meines Erachtens ist eine persönliche Betroffenheit nicht unbedingt als Voraussetzung dafür zu betrachten, um sich mit dem Thema Aids auseinanderzusetzen.

Der Interviewpartner erkennt vermutlich Probleme der ›Öffentlichkeit‹ (gemeint als Heterosexuelle, nicht HIV-Positive – im weiteren Sinne nicht stigmatisierte Mitglieder der Gesellschaft) mit der ›Schwulenszene‹.

Zum Café – vier Gruppen sind in dem Cafe der Aids-Hilfe zu finden:

- die Hauptamtlichen
- die Homosexuellen
- die HIV-Positiven Homosexuellen
- die Ehrenamtlichen, »denen etwas beigebracht werden muß«, nämlich »persönliche Betroffenheit« und »Sensibilität«. Persönliche Betroffenheit meint hier wahrscheinlich eine offene, positive Einstellung zum Thema Aids und homosexuelle Männer zu gewinnen, um diesen Hilfestellungen geben zu können.

Seine Forderungen sind vermutlich nicht angemessen, da ehrenamtliche HelferInnen in der Regel ein Bewußtsein über ihre Tätigkeit entwickelt haben, indem sie Ziele und Inhalte ihrer Arbeit reflektieren (vgl. Kap. 2). Die Aids-Hilfe wurde sogar von ihnen gegründet bzw. diese HelferInnen schufen das Tätigkeitsfeld für berufliche HelferInnen. Herr Wiethorn möchte hier vermutlich etwas vermitteln, das eigentlich als vorhanden gelten kann.

Das Café existiert unter Mithilfe von Ehrenamtlichen. Obwohl dieses Angebot nur unter ehrenamtlicher Mitwirkung geleistet werden kann, »beschränkt« sich ehrenamtliche Tätigkeit auf organisatorische Aufgaben. Berufliche HelferInnen sind in diesen institutionellen Zusammenhängen von ehrenamtlichen HelferInnen abhängig. Er skiz-

ziert ehrenamtliche Tätigkeiten aber eher als ›Begrenztheit‹ auf diese Aufgaben. Seine Aussagen deuten ansatzweise auf eine Abqualifizierung der Arbeit von ehrenamtlichen HelferInnen hin. Zum einen dürfen sie anscheinend nicht alle Aufgaben übernehmen, zum anderen werden von ihnen Funktionen ausgefüllt, ohne die das Café nicht tragbar wäre.

Herr Wiethorn präsentiert sich als Mitarbeiter, der ein recht ambivalentes Verhältnis gegenüber ehrenamtlichen HelferInnen aufgebaut hat, – Kompetenzen und Fähigkeiten dieser HelferInnen werden von ihm vermutlich nicht genügend anerkannt.

Hinzu kommt, dass ehrenamtliche HelferInnen die Aids-Hilfe in der Öffentlichkeit vertreten, den Cafébetrieb leisten und Betreuungen übernehmen. Diese Tatsachen werden von ihm anscheinend übersehen.

Berufliche HelferInnen haben scheinbar Schwierigkeiten, ihre Aufgabenbereiche darzulegen. Herr Wiethorn nennt die Bereiche homosexuelle Männer und Außenkontakte sowie die Koordination von Ehrenamtlichen (vgl. Kap 3.5.3). Eine mangelnde Transparenz und Abgrenzungen der Tätigkeiten von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen führen vermutlich zu Konflikten in der Arbeit. Zudem kollidiert eine Bereitschaft der Ehrenamtlichen unentgeltlich zu arbeiten anscheinend mit der beruflichen Identität von Herrn Wiethorn.

Konfliktpotentiale sind scheinbar in sich ähnelnden Aufgabenbereichen und Arbeitsfeldern der Helfergruppen enthalten sowie in der Tatsache, dass ehrenamtliche HelferInnen die Aids-Hilfe gründeten und berufliche HelferInnen nun ihre Konzepte völlig neu definieren wollen. Zudem fordern ehrenamtliche HelferInnen anscheinend Unterstützungen von beruflichen HelferInnen, die diese wohl nicht konkret geben können.

Herr Wiethorn:

»Ja, so ungefähr. Also was man eindeutig sagen kann ist, dass ehrenamtliche Engagement halt im organisatorischen Bereich, Cafédienste, Renovieren, sowas, dafür kriegt man ziemlich viele Leute.

Interviewer:

Wie denn?

Antwort:

Durch eine Gruppe. Es gibt ne Schwulengruppe die sich auch im Cafe trifft, und diese Gruppe macht an sich diese Potentiale aus. Das sind ca. 20 Leute z. Zt.

Interviewer:

So viele?

Antwort:

Wobei das sehr unterschiedlich ist, also es gibt Leute die ganz klar sagen, alles was in Richtung Beratung oder Information geht, damit will ich nichts zu tun haben, ich will nur das machen, und das dann auch wirklich definieren. Es gibt auch Leute, das ist schwerpunktmäßig ein studentischer Kreis, die da nen Anspruch haben, einem anderen Schwulen aus dem Selbsthilfegedanken heraus zu helfen, zu beraten, also aufgrund der Bewältigung der eigenen Probleme, dadurch besser in der Lage zu sein. Sobald es aber an den Punkt Betreuung geht, sind es weniger Leute, viel weniger. Das liegt sicher daran, dass man sich dann selbst mit dem Thema Aids beschäftigen muß, dass die Frage auftaucht: Kann ich selbst betroffen

sein oder, usw. (...) Anonymität dann immer so in der Schwulenszene natürlich auch ne Frage ist, oder Ausgrenzungsbefürchtung. Das sind also nur einzelne, ein, zwei, drei Leute z. Zt. aus dem Bereich, die mit im Betreuungsbereich drin sind. Man muß da allerdings ganz klar sagen, daß es schwerpunktmäßig Kontakt zu Positiven halten, besuchen, vielleicht mal mit einkaufen, was zu essen machen. Also darüberhinaus wirklich pflegerische Geschichten oder so nicht. Bis jetzt noch nicht«.

Der Interviewpartner differenziert zwischen verschiedenen Aufgaben, die von ehrenamtlichen HelferInnen mit unterschiedlichem Engagement übernommen werden.

Vorwiegend übernehmen ehrenamtliche HelferInnen organisatorische Dienste, etwa im Cafébereich. Diese HelferInnen rekrutieren überwiegend aus dem Bereich homosexueller Männer. Herr Wiethorn macht Angaben darüber, daß ehrenamtliche HelferInnen anscheinend für sich klar definiert haben, in welchem Bereich sie tätig werden wollen. Motive für die Übernahme verschiedener Hilfeleistungen sieht er vorrangig anteilmäßig in der eigenen Homosexualität.

Der Betreuungsbereich der HIV-Infizierten wird dabei geringer von ehrenamtlichen HelferInnen frequentiert, als der Cafébereich. Herr Wiethorn begründet diese Tendenz wiederum mit der Auseinandersetzung mit der eigenen Betroffenheit »*kann ich selbst betroffen sein*«. Vermutlich meint er dabei auch die Gefahr einer möglichen Ansteckung. Aufgabenbereiche in der Einzelbetreuung durch Ehrenamtliche betrachtet er dabei als regelmäßiges Kontakthalten zum Klienten sowie die Erledigung von Alltagsgeschäften.

Herr Wiethorn:

»Was Hauptamtliche da in dem Bereich machen und was ich da mache, ist versuchen zu koordinieren, (...) zu gucken, wer kann gut layouts, wer kann'n Plakat machen, wer macht gerne (...), wer kauft gerne ein, wer macht dies und das, und wer ist vielleicht für Betreuung geeignet oder hat da keine Berührungsängste oder wenig, oder will da rein, um dann –

(...) Ich versuche die Ehrenamtlichen zu koordinieren, wo sie tätig werden können. Ja – in diesem Betreuungsbereich, was so psychosoziale Betreuung, was miteinander machen angeht, denke ich ist diese Konkurrenzgeschichte bezahlen/nicht bezahlen gar nicht so gravierend. Es ist gravierender bei so organisatorischen Geschichten. Ja – und was ich versuche ist halt, da den Kontakt zu den Betroffenen auch zu halten, damit ich weiß, wann da Bedarf ist und wann da nicht Bedarf ist, oder wann (...) zuviel wird, und das zu koordinieren, Leute zusammenzuführen, und das ist ein ziemlich schwieriges Unterfangen«.

Herr Wiethorn präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter der Aids-Hilfe, der die Aufgabe übernommen hat, die Tätigkeiten ehrenamtlicher HelferInnen zu organisieren und zu koordinieren. Er versucht vermutlich in seiner Funktion als beruflicher Vertreter der Institution Aids-Hilfe einen Überblick zu behalten, sowohl im Bereich der Vermittlung, als auch in bezug auf den weiteren Verlauf einer Betreuung sowie weiteren organisatorischen Aufgaben.

Er versucht anscheinend dabei Kontakte zu Ehrenamtlichen und Betroffenen kontinuierlich aufrechtzuerhalten.

Seine Aussagen deuten dabei darauf hin, daß bei der Koordinierung von ehrenamtlicher Tätigkeit im Betreuungsbereich Probleme auftreten können »*ein ziemlich*

schwieriges Unterfangen«.

Im organisatorischen Bereich treten anscheinend ebenfalls Konflikte zwischen beiden Helfergruppen auf. Diese von ihm als »*Konkurrenzgeschichte*« bezeichnete Situation resultiert vermutlich auch aus der Tatsache, daß Ehrenamtliche die Aids-Hilfe gründeten und über vielfältige Erfahrungen verfügen, die anscheinend von Herrn Wiethorn nicht genügend genutzt bzw. in die Arbeit integriert werden.

Herr Wiethorn präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter, der erkennen kann, wann ein ›Zuviel‹ an Kontakt zu Adressaten eintritt. Diese Einstellung kann problematisch für ehrenamtliche HelferInnen und Hilfebedürftige werden, da eine ›Messung‹ des Zuviels an Hilfeleistungen wahrscheinlich schwer möglich ist.

Herr Wiethorn:

»Das sind wirklich zwei getrennte Gruppen. Das ist die Cafegruppe, ist schwerpunktmäßig für Organisation und all das, was in dem Cafe passiert und drumrum, und zu auch andern Sachen bereit. Die Betreuergruppe setzt sich noch viel gemischer zusammen (...) schwule Männer, die über den Cafebereich zu uns gekommen sind, oder für diesen Bereich gewonnen werden konnten. Es sind drin, z. B. eine Frau, die schon über Jahre im Betreuungsbereich was macht, innerhalb der Aidshilfe ehrenamtlich, es sind neue Leute dazugekommen, es sind Geistliche dabei, und auch heterosexuelle Männer, so ein, zwei, ein Selbstbetroffener, das ist schon sehr gemischt. Und es darum zu gucken, wo gibt es konkret Schwierigkeiten in der Begegnung, daß das thematisiert werden kann an diesen Gruppenabenden, und daß über andere didaktische Arbeitsinhalte (...) wenn es möglich wird, sich über die Thematik und seinen Tod, Sterben, über das, was schwierig ist, was auftritt, unterhalten zu können (...) Damit nicht alleine sind, das leiten wir ab. Und versuchen halt natürlich auch zu den Leuten so Kontakt zu halten, daß dann halt auch in Einzelgesprächen, wenn es so schwierige Geschichten sind, nachhaken können. Oder wenn ein zu Betreuender uns meinetwegen sagen würde, ja, die Betreuerin kann ich überhaupt nicht, die erdrückt mich, daß wir dann halt versuchen, demjenigen dann auf möglichst schonende Art und Weise beizubringen oder so, sie dafür auch zu sensibilisieren, (...) so da so'n bißchen den Vermittler zu spielen. Das ist natürlich – da sind wir aber auch noch sehr stark im Aufbau (...) bekannt zu machen. (...) ne spannendere Frage ist eher die der Motivation. – Also, weiß ich nicht, (...) also es wirklich vielfach ganz oft das (...) Also man muß dann unsere Motivation genau so hinterfragen. Aber es ist wirklich, das Ding was oftmals was gesucht wird, was auch von dem eigenen Problem ablenkt oder so der eigenen Thematik, dieses Helfen-wollen, also das ist ganz unterschiedlich. Da ist 'ne Chance vielleicht teilweise drin, irgendwie so freier zu sein in der Entscheidung, wann ich was mache oder so, oder mehr Spontaneität vielleicht da zu den Leuten. (...)

Also ich erlebe wenig Ehrenamtliche, die wirklich relativ klar haben, was sie mit sich machen lassen und was nicht, wie weit sie gehen, wie weit nicht. Das ist eher so dieses grenzenlose Dasein, und das macht es irgendwann schwierig«.

Die Rekonstruktion seiner Aussagen deutet darauf hin, daß berufliche HelferInnen der Aids-Hilfe sich ein Arbeits- bzw. Aufgabenfeld schaffen, indem sie Ehrenamtliche betreuen. Hier verkehren sich die Intentionen in der Aids-Hilfe. Die Aids-Hilfe wurde von ehrenamtlichen HelferInnen gegründet – berufliche HelferInnen wurden eingestellt, um die ehrenamtlichen HelferInnen zu entlasten. Nun werden die ehrenamtlichen HelferInnen – überspitzt formuliert – zum Klientel der beruflichen HelferInnen

»das ist eher so dieses grenzenlose Dasein (der Ehrenamtlichen), und das macht es irgendwann schwierig«. Diese »Klientifizierung« lenkt möglicherweise von eigenen beruflichen Problemen, etwa Konzepte für die Arbeit bei der Aids-Hilfe zu entwickeln, ab.

Er gesteht Ehrenamtlichen zwar ein höheres Maß an Emotionalität und Freiräume im Handeln zu, aber anscheinend wenig Kompetenz. Herr Wiethorn möchte die Ehrenamtlichen scheinbar kontrollieren und nutzt dazu auch die regelmäßigen Treffen bei Gruppenabenden.

Herr Wiethorn:

»Nein, ich meine (...) anderes anfänglich. Also ich denke im Betreuungsbereich habe ich das bis jetzt noch nicht gesehen, die Konkurrenz zwischen uns und den Leuten, die wirklich in dieser Betreuergruppe sind. Da habe ich eher andere Statements, so, wie gut, daß das jetzt da ist, daß eine (...) da ist, daß wir uns jetzt treffen können. Es ist aber jetzt im Schwulenbereich, wo es also um die Organisation eines Projektes geht, eines Kommunikationszentrums oder Schwulencafes, wo andere Sachen mit dran hängen, und da ist nur ein Hauptamtlicher oder so zwei oder anderthalb oder wie auch immer, dann ist es natürlich sehr schnell da, daß derjenige dann ganz schnell für alles verantwortlich sein soll. (...) Organisation, Betreuung und Kontakte (...) schaffen. Das kann dann natürlich schon zu Konflikten führen, wenn man, so nach dem Motto, das ist deine Aufgabe oder so, da haben wir nichts mit zu tun. Da das dann zu definieren, vor allem so'n Projekt, was so stark aus ehrenamtlicher Seite entstanden ist und vielleicht auch getragen wird, dann muß da der Hauptamtliche sicher seine Sache definieren, hat dadurch sicher auch mehr Verantwortung als die andern. Damit umzugehen, also das gibt, vielleicht auch mal sagen wo's lang geht wenn's hart auf hart kommt, und das kann natürlich dann, wo es um Selbstverwaltung geht, Schwierigkeiten ausmachen«.

Die Aussagen von Herrn Wiethorn deuten darauf hin, daß bei der Aufgabenverteilung in der Aids-Hilfe Konflikte zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen auftreten.

Herr Wiethorn präsentiert sich dabei als beruflicher Helfer, der in bezug auf seinen Arbeitsauftrag verunsichert zu sein scheint, zum einen, da die Aids-Hilfe von Ehrenamtlichen gegründet wurde und zum anderen fühlt er sich anscheinend mit verschiedenen, vielfältigen Anforderungen überfordert.

Zusammenfassung

Herr Wiethorn orientiert sich bei seiner Tätigkeit in der Aids-Hilfe an »persönlicher Betroffenheit«. Andere Formen und Motive ehrenamtlichen Engagements erkennt er nicht bedingungslos an.

Der Interviewpartner kann seine Aufgabenbereiche gegenüber ehrenamtlichen HelferInnen vermutlich nicht genügend transparent gestalten. Eine gelungene Form der Zusammenarbeit zwischen Ehrenamtlichen und Beruflichen existiert anscheinend bislang nicht. Herr Wiethorn hat vermutlich noch kein vollständiges Konzept zur Koordination und Kooperation beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen in der Aids-Hilfe entwickelt.

8.6 Ergebnisse der Interviews

Im folgenden werde ich eine kurze Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse der Interviews präsentieren.

- Zum Verhältnis der Ehrenamtlichen HelferInnen zu Institutionen
Unterschiedliche Angaben der InterviewteilerInnen zur Zusammenarbeit mit Institutionen deuten darauf hin, daß Strukturen und Konzepte in bezug auf eine Kooperation mit Ehrenamtlichen nicht vollständig ausgearbeitet sind.
Diese Tendenzen weisen möglicherweise mit darauf hin, daß ehrenamtliche Tätigkeit an den Rand fachpolitischer Aufmerksamkeit gedrängt wurde (vgl. Kap. 3).
- Zur Beziehung der Ehrenamtlichen zu Adressaten der Hilfe
Beide Ehrenamtlichen präsentieren sich als empathische HelferInnen, die eine ganzheitliche Parteinahme für die Klienten ausüben. Sie bieten situationsangemessene Hilfen zur Lebensbewältigung an, die einen hohen Zeitaufwand erfordern.
Meine Hypothese, daß ehrenamtliche HelferInnen auf vielfältige Erfahrungen und Fähigkeiten zurückgreifen, die auch als Alltagshandeln und »situative Kompetenz« betrachtet werden können, werden bestätigt (vgl. Kap. 2; 4).
- Zum Verhältnis der beruflichen HelferInnen zu Institutionen
Beide InterviewteilerInnen geben als einen Arbeitsauftrag die Vermittlung von Betreuungen an. Herr Neuerer benennt explizit Mängel seines Arbeitgebers, Ehrenamtliche in die Arbeit einzubinden.
Meine Frage danach, ob geeignete Konzepte zur Einbindung von Ehrenamtlichen in Institutionen existieren, kann tendenziell negativ beantwortet werden.
- Zu Verknüpfungen zwischen beruflichen HelferInnen und den zu vermittelnden AdressatInnen
Beide beruflichen HelferInnen vermitteln zwar Betreuungen, üben aber wenig Einfluß auf den weiteren Verlauf der Betreuungen aus.
Insbesondere die Lebenswelt der AdressatInnen wird anscheinend geringfügig erfaßt. Handlungsleitende Orientierungen, so wie sie im Konzept der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit skizziert werden, sind nur ansatzweise zu erkennen (vgl. Kap. 1; 4).
- Wechselbeziehungen zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen
Bei den vier InterviewteilerInnen deuten sich Konflikte in der Zusammenarbeit an.
Meine Hypothese, daß ein wechselseitiger Legitimationsdruck ehrenamtliche und berufliche Hilfe mitbestimmt, der von Konkurrenz und Widersprüchlichkeiten im Handeln begleitet wird, wird bestätigt (vgl. Kap. 4). Beruflichen Helfern der befragten Institutionen fehlen scheinbar handlungsleitende Orientierungen, die zu einer mangelnden Transparenz ihres Vorgehens führen können (vgl. Kap. 1).

Die Konzepte einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit werden vermutlich wenig berücksichtigt. Herr Neuerer versucht bei seiner Tätigkeit eine »Verdreieckung« von Hilfe zu integrieren. Helfertreffen mit ehrenamtlichen HelferInnen werden in großen Abständen durchgeführt (vgl. dazu Kap. 2).

Formen der Begleitung Ehrenamtlicher HelferInnen bleiben eher unklar.

9 Gruppendiskussionen mit beruflichen und ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern

Im Rahmen der Studie wurden zum einen berufliche und zum anderen ehrenamtliche MitarbeiterInnen verschiedener Institutionen gebeten, an je einer Gruppendiskussionsrunde teilzunehmen. Ziel dieser Veranstaltungen war, möglichst vielfältige Aussagen über Erfahrungen aus den Bereichen ehrenamtlicher sowie beruflicher Tätigkeiten zu sammeln. Den TeilnehmerInnen wurden im Verlauf der Auswertung fiktive Namen verliehen.

An der ersten Runde nahmen sieben berufliche HelferInnen folgender Institutionen teil:

- eine Person von der Jugendgerichtshilfe aus dem Landkreis Osnabrück, die ehrenamtliche MitarbeiterInnen in diesem Bereich betreut (Frau Orange);
- eine Person vom Diakonischen Werk des Kirchenkreises Osnabrück, die insbesondere mit dem Bereich Vormundschaft- und Pflegschaft betraut ist und den Auftrag hat, ehrenamtliche Arbeit neu aufzubauen (Herr Gold);
- eine Person von der Arbeiterwohlfahrt, die Maßnahmen im Bereich ehrenamtliche Tätigkeit initiiert (Herr Silber);
- eine Person von der Telefonseelsorge Osnabrück, die Ehrenamtliche für diesen Dienst ausbildet (Frau Hellblau);
- eine Person von der Heilpädagogischen Hilfe in Osnabrück, die für die Beratung von Ehrenamtlichen, die im Bereich der Betreuung von Geistigbehinderten in Wohnheimen tätig sind, zuständig ist (Herr Blau);
- eine Person von der Aids-Hilfe, die dem Gesundheitsamt der Stadt Osnabrück zugeordnet ist und in ihrer Arbeit eine Gruppe von Ehrenamtlichen unterstützt, die drogenabhängige- und oder homosexuelle Aidskranke betreuen (Herr Rosa);
- eine Person vom Sozialdienst Katholischer Männer, die Ehrenamtliche im Bereich von Hilfen, etwa Besuchsdienste für psychisch Kranke, Übernahme von Einzelpflegschaften und Vormundschaften tätig sind, betreut (Herr Grau);
- sowie zwei Moderatoren der Universität Osnabrück.

An der zweiten Diskussionsrunde nahmen sechs ehrenamtliche HelferInnen teil:

- Zwei Personen von der Telefonseelsorge, die in Tag- und Nachtschicht tätig sind (Frau Gelb; Frau Lila);
- eine Person von der Aids-Hilfe, die HIV-Infizierte betreut (Frau Weiß);
- eine Person vom Diakonischen Werk, die einen autistischen jungen Mann betreut (Herr Grün);
- eine Person vom Sozialdienst Katholischer Männer, die die Vormundschaft für einen Mann übernommen hat, außerdem Besuchsdienste im Krankenhaus sowie bei gebrechlichen älteren Menschen leistet (Herr Schwarz);
- eine Person von der Arbeiterwohlfahrt, die ehrenamtlich in einer Gemeinde Gruppen organisiert und betreut (Herr Rot);
- zwei Moderatoren der Universität Osnabrück.

Im folgenden Abschnitt werden zunächst theoretische Annahmen zur Gruppendiskussion skizziert. Im Anschluß daran folgen Angaben zu einzelnen Interpretationsschritten sowie die Präsentation der Auswertungsergebnisse.

9.1 Zur konzeptionellen Entwicklung der Gruppendiskussion

Die Gruppendiskussion als sozialwissenschaftliche Methode wurde zunächst im Kontext sozialpsychologischer Kleingruppenexperimente im anglo-amerikanischen Raum eingesetzt (vgl. dazu LEWIN 1936)⁸⁹. Im Vordergrund des Erkenntnisinteresses standen dabei gruppenprozessuale Beobachtungen, wie etwa Führungsstil sowie Verhalten einzelner Teilnehmer untereinander.

Inhaltliche Elemente gelangten erst in den darauffolgenden Jahren in den Blickpunkt⁹⁰. Derzeit wird die Gruppendiskussion vorzugsweise in der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung eingesetzt, da sie eine Vielzahl von Informationen bei geringen Kosten liefert.

In der methodologischen Diskussion der qualitativen Sozialforschung findet die Methode ansatzweise Beachtung (vgl. HUSCHKE-RHEIN 1993). Für die vorliegende Arbeit ist sie eine geeignete Methode zur Untersuchung von Bedingungen und Erfahrungen ehrenamtlicher und beruflicher HelferInnen in der Sozialen Arbeit.

9.1.1 Technische Voraussetzungen

Die Teilnehmerzahlen liegen zwischen fünf und zwölf Personen, die gezielt ausgewählt werden. Die Zusammensetzung der Diskussionsrunden können sowohl natürliche, d. h. Realgruppen, als auch künstlich gebildete Gruppen sein. Je nach Forschungsinteresse sind homogene und heterogene Gruppenzusammensetzungen möglich, wobei eine Kohäsion von fehlender über geringe bis hin zu starkem Zusammenhalt denkbar ist.

An den von mir ausgewerteten Gruppendiskussionen nahmen sieben berufliche und sechs ehrenamtliche HelferInnen teil (vgl. Kap. 9), die als ExpertInnen über ihre Soziale Arbeit berichten⁹¹.

Der Diskussionsverlauf beginnt mit der Vorstellung der Diskussionsleiter, der die TeilnehmerInnen anschließend über den Diskussionsgegenstand kurz informiert (vgl. Kap. 6). Danach werden die einzelnen Personen gebeten, sich kurz vorzustellen.

⁸⁹ Vgl. dazu als Überblick LAMNEK 1989; MAYRING 1990; FLICK et al. 1991.

⁹⁰ Im deutschsprachigen Raum verfolgte insbesondere das Institut für Sozialforschung in Frankfurt Fragestellungen in bezug auf Meinungen und Einstellungen in Gruppendiskussionen (vgl. dazu POLLOCK 1955 – Gruppendiskussionen zum Thema III. Reich -; zur konzeptionellen Fortentwicklung MANGOLD 1960, und zur interaktionistischen Sichtweise NIEßEN 1977 sowie ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN 1976).

⁹¹ Eine Gruppendiskussion wurde von Frau Prof. Dr. MÜLLER-KOHLBERG und Herrn Dr. von KARDORFF durchgeführt. An dieser Diskussion habe ich als teilnehmende Beobachterin teilgenommen. Die zweite Gruppendiskussion habe ich selbst geleitet. Frau Prof. Dr. MÜLLER-KOHLBERG nahm an dieser Runde ebenfalls teil. Für ihre Unterstützung und Mithilfe bei der Erhebung der Daten möchte ich ihr an dieser Stelle nochmals recht herzlich danken.

Für den Moderator ist es wichtig mitzuteilen, daß die Teilnahme freiwillig ist, die Auswertung anonymisiert wird, und er um die Zustimmung einer Aufzeichnung der Runde bittet.

Auf Diskussionsbeiträge wird je nach dem Verlauf der Gesprächsanteile nachgefragt, paraphrasiert, sowie kontrastiert.

Beide Gruppendiskussionen wurden auf Video und Tonband aufgezeichnet, transkribiert und anschließend inhaltlich-thematisch analysiert.

9.1.2 *Inhaltliche Merkmale*

Die Gruppendiskussion wird als ein Gespräch einer Gruppe zu einem bestimmten Thema unter Laborbedingungen aufgefaßt (vgl. LAMNEK 1989).

In der vorliegenden Arbeit wurden berufliche und ehrenamtliche MitarbeiterInnen unterschiedlicher sozialer Institutionen in die Universität eingeladen und gebeten, von ihren Tätigkeitsfeldern und spezifischen Erfahrungen zu berichten.

Unterschieden werden kann bei diesem Verfahren zwischen ermittelnder und vermittelnder Gruppendiskussion. Wobei letztere zur Inszenierung von Gruppenprozessen dient, wie sie etwa in therapeutischen settings verwendet wird. In der Regel findet die ermittelnde Vorgehensweise Eingang in verschiedene sozialwissenschaftliche Untersuchungen – eine Ausnahme bildet die Aktionsforschung (vgl. dazu HEINZE 1987). Die Erlangung von Informationen steht bei der ermittelnden Gruppendiskussion im Vordergrund. Diese Verfahrensweise findet auch für das vorliegende Thema Anwendung, da inhaltliche Ergebnisse hier von Interesse sind.

Folgende Kriterien werden dabei zur Ermittlung von Informationen berücksichtigt:

Die Diskussionsgruppen werden als je eine große soziale Einheit betrachtet, wo zum einen Meinungen und Einstellungen einzelner TeilnehmerInnen sowie zum anderen Meinungen und Einstellungen der gesamten Gruppe zum Tragen kommen.

In meiner Untersuchung interessiert mich die situationsunabhängige informelle Gruppenmeinung über berufliche und ehrenamtliche Hilfe. Zu diesem Zweck mußte möglichst eine authentische Gruppendiskussion angeregt werden. In jeder Gesprächssituation werden Gruppenmeinungen – so meine Annahme – neu ausgehandelt und generieren sich somit als soziale Wirklichkeit stets neu; gesellschaftliche Wirklichkeit spiegelt sich auch in sozialen Gruppensituationen wieder.

»In der Dynamik einer Diskussion kommt durch wechselseitige Stimulation das wesentlich Gemeinte zur Sprache; unterstützt wird dies durch die höhere Realitätsnähe der Situation und die Spontaneität der Äußerungen« (DREHER/DREHER 1991, S. 186).

Die Diskutierenden sind in der Studie zentral von dem Thema als Gruppe betroffen. Mit diesem Gesichtspunkt wird die Methode als valide zur Untersuchung des gesellschaftlichen Teilbereiches – ehrenamtliche und berufliche Arbeits- und Betreuungsverhältnisse – erachtet (vgl. auch DREHER/DREHER 1991, S. 187).

9.2 **Auswertungsverfahren**

Das vorliegende Auswertungsverfahren dient dazu, eine Vergleichbarkeit der Textmaterialien herzustellen und relevante Aussagen der GruppendiskussionsteilnehmerInnen herauszufiltern. Gruppendiskussionen bieten die Möglichkeit subjektive

Deutungsstrukturen, die in soziale Zusammenhänge eingebunden sind, zu erheben. Ziel der Interpretation ist die Rekonstruktion von Deutungsmustern der einzelnen TeilnehmerInnen, die unter bestimmte Themengebiete zusammengefaßt werden⁹². Die Analyse bezieht sich auf die berufliche bzw. ehrenamtliche Tätigkeit. Die ExpertInnen werden dabei als FunktionsträgerInnen innerhalb ihres Handlungskontextes der Sozialen Arbeit mit ihren exklusiven Wissensbeständen und Erfahrungen angesprochen.

Das hier präsentierte Verfahren wurde für jede Gruppendiskussion bzw. für jeden Teilnehmer durchgeführt. In die Studie geht der 5. Schritt, versehen mit entsprechenden Zitaten, ein. Die übrigen vier Verfahren dienen zur gründlichen Analyse des Datenmaterials.

Zunächst wurden die Diskussionsrunden – das Material der Analysen – auf Video und Tonband aufgezeichnet und anschließend transkribiert (Transkriptionsverfahren in geringfügig modifizierter Form in Anlehnung an EHLICH/REHBEIN 1977, S. 111/112).

Die folgenden Interpretationsschritte möchte ich als

1) *formulierende* Analyse und

2) *reflektierende Interpretation* bezeichnen (vgl. BOHNSACK 1989, 1991).

Formulierende Analyse:

1. Schritt: Paraphrasierung der Chronologie der Inhalte des gesamten Gesprächsverlaufs. Ziel ist es, einen thematischen Verlauf herauszukristallisieren, der sich sozusagen im Rahmen des Gesagten bewegt.
2. Schritt: Unter Zuhilfenahme eines PC's wird für jeden einzelnen Teilnehmer ein eigenes Argumentationsprotokoll angefertigt.
3. Schritt: Die einzelnen Protokolle werden erneut paraphrasiert, mit signifikanten Überschriften in der ›Sprache des Falles‹ versehen und mit dem gesamten Gesprächsverlauf verglichen.

Reflektierende Interpretation:

4. Schritt: Einzelne Passagen der jeweiligen Argumentationsprotokolle werden mit korrespondierenden Themen zusammengestellt und eine Hauptüberschrift formuliert. Dabei können thematische Einheiten über den Text verstreut sein. Äußerungen werden im Kontext vergleichbarer Handlungen und Orientierungen in der Sozialen Arbeit verortet und zusammengestellt.

⁹² Vgl. zur Definition von Deutungsmustern, Kap. 8.1 sowie KRAIMER 1991; MEUSER/SACKMANN 1992.

Dokumentation in meiner Studie:

5. Schritt: Auf der Grundlage von Verknüpfungen von Rekonstruktionen der gefundenen Aussagen zu Bedingungen und Erfahrungen beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen in der Sozialen Arbeit werden Deutungsmuster der TeilnehmerInnen rekonstruiert und unter einzelnen Themengebieten zusammengefaßt.
Die Analysen der beiden Gruppendiskussionen sind folgendermaßen gegliedert:

Berufliche HelferInnen:

- a) Angaben zu den Personen
- b) Berufliche HelferInnen und Institutionen
- c) Berufliches Handeln
- d) Zum Verhältnis von beruflichen HelferInnen und Hilfebedürftigen
- e) Die Bezahlung Ehrenamtlicher aus der Sicht Beruflicher
- f) Die Motivation Ehrenamtlicher aus der Sicht Beruflicher
- g) Zur Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern

Ehrenamtliche HelferInnen:

- a) Angaben zu den Personen
- b) Unterstützung der Ehrenamtlichen durch Institutionen
- c) Finanzielle Bedingungen
- d) Zum intersubjektiven Handeln
- e) Interaktionsstrukturen zwischen Ehrenamtlichen und Hilfebedürftigen
- f) Zur Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen Helferinnen und Helfern

9.3 Auswertung der Gruppendiskussion mit ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern

Zunächst werden Angaben zu den InterviewteilnehmerInnen dargelegt. Danach werden Erfahrungen Ehrenamtlicher mit verschiedenen Trägerinstitutionen sowie Einstellungen zur Bezahlung der Tätigkeit dargestellt. Daran schließen sich gefundene Aussagen, die zur Motivation geführt haben, ehrenamtlich tätig zu werden, an. Weitere Themenbereiche orientieren sich an Interaktionsstrukturen zu Hilfebedürftigen sowie Ausführungen zur Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen Helferinnen und Helfern.

Den verschiedenen Bereichen werden Zitate der TeilnehmerInnen vorangestellt, denen Deutungen folgen. Die Kapitelüberschriften habe ich mit signifikanten Äußerungen der TeilnehmerInnen versehen.

9.3.1 Angaben zu den Personen

Herr Schwarz ist 62 Jahre alt und von Beruf technischer Angestellter. Ehrenamtlich ist er bei seiner heimatlichen Kirchengemeinde tätig. Er führt Besuchsdienste bei Hilfebedürftigen, Reparaturen in der Kirchengemeinde sowie die Übernahme einer Pflugschaft durch. Zudem nimmt er an einem diakonischen Arbeitskreis teil.

»bin 62, (...) techn. Angestellter, (...) Kirchengemeinde im Besuchsdienst (...) mal so'n paar Kleinigkeiten nicht in Ordnung sind (...) habe eine Pflegschaft, (...) diakonischen Arbeitskreis« (S. 2).

Frau Weiss ist 50 Jahre alt und Hausfrau. Sie absolvierte keine Berufsausbildung. Seit sechs Jahren arbeitet sie bei der Aids-Hilfe ehrenamtlich mit, gründete diesen Verein und übernimmt seit vier Jahren Betreuungen von HIV-Infizierten.

»50 Jahre, (...) arbeite seit 5 Jahren ehrenamtlich bei der Aids-Hilfe mit,« (S. 2).

»(...) seit sechs Jahren bei der Aids-Hilfe,« (S. 8).

»(...) Also ich hab' einige Betroffene, (...), einige jetzt schon vier Jahre« (S. 32).

Herr Grün ist 52 Jahre alt, Berufssoldat und seit einem Jahr aus dem Arbeitsleben ausgeschieden. Er erzählt, daß er verheiratet sei und vier Kinder habe. Ehrenamtlich betreut er einen 24jährigen autistischen jungen Mann.

» 52 Jahre alt, (...) Berufssoldat, verheiratet, 4 Kinder, (...) Ich schied mit dem 30.9. d. J. aus dem Arbeitsleben aus,« (S. 1).

»(...) ich betreue einen 24jährigen Mann. (...) Krankheit Autismus«(S. 5).

Herr Rot ist im öffentlichen Dienst angestellt. Ehrenamtlich ist er seit zwanzig Jahren in einer kleinen Gemeinde im Landkreis tätig. Er betreut dort verschiedene Gruppen und inszeniert Veranstaltungen.

»bei der Stadt angestellt, und in X-dorf ehrenamtlich« (S. 2).

»(...) bin bei der Stadt beschäftigt. (...) Kostenrechner und mach' da Betriebsabrechnungen. Aber die hat natürlich überhaupt keine Beziehung zu dieser Tätigkeit.

(...) vor 20 Jahren gewesen sein« (S. 34).

Frau Gelb ist 32 Jahre alt und arbeitet seit zwei Jahren ehrenamtlich bei der Telefonseelsorge. Sie ist verheiratet und hat zwei kleine Kinder. Eine Berufsausbildung hat sie noch nicht abgeschlossen.

»(...), 32 Jahre alt,« (S. 2).

Frau Lila ist von Beruf Lehrerin und seit elf Jahren Mitarbeiterin bei der Telefonseelsorge.

»Beruf Lehrerin, (...) bin seit 11 Jahren Mitarbeiterin bei der Telefonseelsorge,« (S. 2).

9.3.2 *Motivation* – »ich fühl mich nicht berufen (...) ich seh's als Notwendigkeit, da mitzuhelfen, weil es einfach zu wenig gibt, die das tun (...) auf der Suche nach was Neuem (...) macht auch mir Spaß« (*Frau Weiss*).

Die Aussagen der InterviewteilnehmerInnen deuten auf vielfältige Motivbündel hin, die zur Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit beigetragen haben.

Herr Schwarz:

»pensioniert wurde und hab' mal so'n bißchen Rückschau und Vorausschau gehalten (...) meiner Familie und mir eigentlich gesundheitlich und materiell ganz gut ging, und daß man eigentlich als Christ da versuchen sollte, bißchen von dem zurückzugeben« (S. 42).

Herr Schwarz nennt christlich-caritative Gründe, die ihn zu seiner ehrenamtlichen Hilfsbereitschaft geführt haben. Er nahm diese Tätigkeit im Anschluß an seine Pen-

sionierung auf, er verfügt seit dem Zeitpunkt über mehr Freizeit und möchte sich in irgend einer Form engagieren, sowie gleichzeitig eine Aufgabe außerhalb seiner Familie übernehmen. Sein Leben kann er mit dieser Tätigkeit wieder mit Sinn füllen.

Frau Weiss:

»ohne ganz konkrete Vorstellungen zu haben, was ich da eigentlich nun machen möchte. Ich hab einfach gedacht, ja, freiwillige Hilfe ist von Nutzen und ich bin dann ganz allmählich in die Betreuer, also in die Betreuung reingekommen (S. 8). (...) ich fühl' mich nicht berufen. (...) einfach als Notwendigkeit gesehen, weil, (...) Randgruppe dazu benutzt wird, so als Sündenbock dazustehen. Und das, da wollt ich irgendwie was dagegen tun. (...) Das weiß ich also, ich seh's als Notwendigkeit, da mitzuhelfen, weil es einfach zu wenig gibt, die das tun« (S. 14).

Frau Weiss beschreibt keinen konkreten Anlaß, der zum ehrenamtlichen Engagement beigetragen hat. Altruistische Motive, etwas mit Menschen zu tun haben wollen, die von der Gesellschaft ausgegrenzt, stigmatisiert werden führten sie zu ihrer Betreuertätigkeit. Möglicherweise liegen ihre Beweggründe zu dieser Arbeit in einer gesellschaftlichen Verantwortung mitbegründet.

Herr Grün:

»Ich schied mit dem 30.9. d. J. aus dem Arbeitsleben aus, (...) und bin auf der Suche nach etwas Neuem« (S. 1).

Herr Grün ist in den Ruhestand getreten und nun auf der Suche nach einer neuen Aufgabe, um seinen Alltag ausfüllen zu können (vgl. dazu Kap. 2).

Herr Rot:

»Umgang mit Menschen macht auch mir Spaß, so ist das nicht. Und gerade in diesem Bereich macht es mir mehr Spaß z. B., als in einer entsprechenden Partei« (S. 42).

Herr Rot betrachtet seine ehrenamtliche Tätigkeit als eine Möglichkeit, etwas mit Menschen zu tun zu haben, ohne dabei eine bestimmte politische Gesinnung vertreten zu müssen. Er ist vermutlich ein hilfsbereiter, engagierter Helfer im ehrenamtlichen Bereich. Diese Arbeit ermöglicht ihm, sich Freiräume im Handeln zu verschaffen, die außerhalb seiner beruflichen Tätigkeit liegen.

Bei *Frau Gelb* sind keine konkreten Aussagen zur Motivation zu finden. Eine Vermutung von mir ist, daß sie einen Bereich außerhalb ihrer Familie ausfüllen möchte.

Frau Lila:

»Warum soll man nicht eine Leere ausfüllen mit einer sinnvollen Tätigkeit, und daß dann eine Eigendynamik ja entsteht, das ergibt sich relativ schnell. (...) außerhalb deiner Familie, und dieses Gewusel mit den Kindern, mußt du dir noch deinen eigenen Bereich suchen. (...) Und ich fand die Arbeit also hochinteressant, oft spannend, und Neugier ist auch dabei, 's oft spannender als ein tolles Buch zu lesen« (S. 39).

Frau Lila möchte anscheinend einen Aufgabenbereich außerhalb ihrer Familie übernehmen. Die Tätigkeit in der Telefonseelsorge ist dabei vermutlich für ihre Identität, ihr Selbstwertgefühl von hoher Bedeutung. Sie erhält so die Möglichkeit, ein Bedürfnis nach Kommunikation zu erfüllen (vgl. dazu Kap. 2).

Zusammenfassung

In den Ausführungen der InterviewteilnehmerInnen lassen sich verschiedene Motive, Interessen und Einstellungen, die zur Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit beigetragen haben (vgl. dazu Kap. 2 und 3, Teil I). Beispielsweise wird der überwiegende Teil der Befragten aus einem Bewußtsein heraus tätig, daß Menschen aufeinander angewiesen seien und gegenseitig Hilfe benötigen.

9.3.3 *Unterstützung der Ehrenamtlichen durch Institutionen* – »Ich bin dann wohl versichert« (*Herr Schwarz*).

Nahezu alle InterviewteilnehmerInnen thematisieren ihre Erfahrungen mit den jeweiligen Institutionen, in denen sie eingebunden sind.

Dazu einige Aussagen der TeilnehmerInnen:

Herr Schwarz:

- »Ich bin dann wohl versichert. Durch das Diakonische Werk,«
- »(...) Das ist alles so eine Frage, wissen Sie, wenn es um Kosten geht, dann sind alle zugeknöpft« (S. 11).
- »(...) daß ich eigentlich mit den Hauptamtlichen nur gute Erfahrungen gemacht habe« (S. 18).
- »(...) Diakonischen Werk 'en Arbeitskreis, (...) 'ne gewisse Weiterbildung statt.«
- »(...) jederzeit die Möglichkeit, dort irgendwelche Dinge zu klären, (...) Das läuft also ganz gut« (S. 36).

Frau Weiss:

- »Ist ein eingetragener Verein, separater Verein.«
- »(...) Haftpflichtversicherung abgeschlossen, auch für alle Ehrenamtlichen« (S. 11).

Herr Grün:

- »(...) Sozialdienst katholischer Männer« (S. 10).
- »(...) treffen uns so alle 6–8 Wochen zu einem Gesprächskreis SKM in (...) werden also auch mal Referenten eingeladen aus den verschiedenen Fachgebieten und auch die Betreuer selbst sind da gefordert, mal über ihre Tätigkeit zu berichten, die ja auch vielfältig ist« (S. 37).

Herr Rot:

- »(...) Der wird wirtschaftlich geführt, der Betrieb. Das ist der Unterschied zwischen ehrenamtlicher Basis und hauptamtlicher bei der Arbeiterwohlfahrt« (S. 23).

Zusammenfassung

Einige Einrichtungen bieten in regelmäßigen Abständen Treffen für ehrenamtliche HelferInnen an, angeboten werden Möglichkeiten des Erfahrungsaustausches, der Weiterbildung und der Klärung von anstehenden Fragen in bezug auf die Betreuertätigkeit. Diese Art des Zusammentreffens bietet in Ansätzen eine Chance zu einer konstruktiven Zusammenarbeit, die aber meines Erachtens nicht ausreicht (vgl. Kap. 2; 4.3).

Eine Zusammenarbeit mit den MitarbeiterInnen der Institutionen wird überwiegend positiv bewertet, aber tendenziell existiert anscheinend in keiner Einrichtung ein Konzept, daß die Zusammenarbeit mit ehrenamtlichen HelferInnen regelt. Ein Versicherungsschutz wird von verschiedenen Institutionen geregelt. Dieser Bereich ist erweiterungsbedürftig – etwa zur Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher HelferInnen. Zur Zeit soll diese Helfergruppe zwar in die Soziale Arbeit mit einbezogen werden, aber Konzepte zu einer gelungenen Zusammenarbeit sind noch nicht ausreichend entwickelt worden.

9.3.4 *Finanzielle Bedingungen* – »Also ich bin freier ohne Bezahlung. (...) Also so 'ne kleine Gabe ist dann, wenn ich ganz ehrlich bin, doch auch was Schönes« (Herr Schwarz/Frau Lila).

Die InterviewteilnehmerInnen geben zum Thema ›Bezahlung‹ folgende Hinweise:

Herr Schwarz:

»Also ich bin freier ohne Bezahlung. (...) Auslagen, (...) können wir anmelden (S. 46).«

»(...) Aber ich mag dem (falls der Hilfebedürftige zahlen müßte) das letzte Geld nicht wegnehmen, dann verzichte ich lieber.

Dann werde ich meine Unkosten, die tatsächlich entstanden sind, will ich mir dann ersetzen lassen. Also meine Zeit auf gar keinen Fall, denn dann bin ich nicht mehr frei.

(...) wenn das das Sozialamt zahlen würde, da bin ich also ehrlich, ich würde dann meine Auslagen erstattet nehmen. Nicht meine Zeit,« (S. 47).

Frau Weiss:

»(...) so 'ne kleine Aufwandsentschädigung wäre vielleicht gut dafür, ja, spürbar werden, daß wir überhaupt da sind.«

Herr Grün:

» ja nur einmal in der Woche oder alle 14 Tage nur ein paar Stunden sind und da mein' ich, ist eine finanzielle Zuwendung nicht notwendig« (S. 49).

Herr Rot:

»Ich möchte keine Aufwandsentschädigung in Form von harter D-Mark. Ganz einfach weil ich das, was ich da mache, nicht für so aufwendig halte, daß das notwendig ist. Zum andern erhalte ich die Entschädigung ja auch dadurch, daß wir auch den Spaß in unsern Gruppen haben. Wir haben ja auch unser Vergnügen daran. Das macht uns ja auch Freude« (S. 49).

Frau Weiss:

»(...) wir Ehrenamtlichen decken doch 'n ziemlichen Teil des sozialen Netzes ab« (S. 48).

Frau Weiss:

»Es geht nicht um die Bezahlung. Es geht überhaupt nicht um die Bezahlung« (S. 29).

»(...) seit kurzem darauf Wert lege, meine Auslagen wenigstens erstattet zu bekommen. (...) Also meine Zeit natürlich nicht,« (S. 47).

Frau Gelb:

»Also ich würd's sofort nehmen, auch 'ne große. (...) fänd' ich ganz in Ordnung, das bezahlt zu bekommen. Wobei es natürlich gar nicht zu bezahlen wäre im Grunde« (S. 48).

Frau Lila:

»Bist du eigentlich ganz ehrlich wenn du sagst, es sei dir total egal? Also so 'ne kleine Gabe ist dann, wenn ich ganz ehrlich bin, doch auch was schönes« (S. 48).

Zusammenfassung

Der Tendenz nach lehnen ehrenamtliche HelferInnen Aufwandsentschädigungen nicht ab, sie möchten aber für ihre Tätigkeit nicht tariflich entlohnt werden. Bezahlungen führen zu arbeitsvertraglichen Vereinbarungen und Abhängigkeiten, die zu erfüllen sind (vgl. Kap. 1; 2). Vermutlich wollen ehrenamtliche HelferInnen im Rahmen ihrer Arbeit bestimmbaren Vorgaben und Zwängen, die sich aus diesen Verträgen ergeben können, entgehen. Eine festgelegte Bezahlung hätte den Verlust einer ehrenamtlichen Autonomie zur Folge (vgl. Kap. 2). Diese Freiheit in ihrer Tätigkeit ermöglicht eine selbständigere Zeiteinteilung, die sie auf keinen Fall verlieren wollen. Auslagen sollten erstattet werden, der Zeitaufwand nicht. Diese Einstellung deutet darauf hin, daß ehrenamtliche HelferInnen ihr Handeln reflektieren und in bezug auf den zeitlichen Umfang und die Bezahlung der Tätigkeit klare Zielvorstellungen entwickelt haben (vgl. Kap. 2). Beispielsweise verzichtet Herr Schwarz auf Aufwandsentschädigungen, wenn diese von dem zu Betreuenden zu entrichten sind.

Ein sozialpolitisches Problem, das durch den Einsatz von Ehrenamtlichen entsteht – ein möglicher Abbau von beruflicher Sozialer Arbeit – wird von einer ehrenamtlichen HelferIn zwar erkannt, aber nicht weiter reflektiert. Ein Interviewteilnehmer weist auf den immateriellen Gewinn seiner Tätigkeit hin, er verallgemeinert seine Aussage auf weitere ehrenamtliche MitarbeiterInnen.

Einige TeilnehmerInnen argumentieren zu diesen Themen ambivalent. Interessant ist, daß Frauen und Männer zu diesem Bereich unterschiedliche Einstellungen haben. Während Männer eine finanzielle Unterstützung eher ablehnen, deuten die Aussagen der weiblichen TeilnehmerInnen auf eine Bereitschaft evtl. sogar den Wunsch hin, ihre Tätigkeit entlohnt zu bekommen.

Eine gewünschte Bezahlung oder nicht Bezahlung ihrer Arbeit hängt vermutlich auch mit von der finanziellen Lebenssituation der einzelnen InterviewpartnerInnen ab (vgl. Kap. 2).

9.3.5 *Zum intersubjektiven Handeln* – »Also ich stelle mich mehr als Mensch zur Verfügung (...). Was ich mache, das mache ich gern und aus Überzeugung (...) vielleicht bin ich edel« (*Frau Weiss/Frau Gelb/Frau Weiss*).

Die Aussagen der InterviewteilnehmerInnen geben interessante Hinweise zu handlungsleitenden Orientierungen.

Herr Schwarz:

»Und mir macht das auch wohl Spaß« (S. 9).

»der Vorteil der Ehrenamtlichen, die, wenn sie's schon machen, (...) gerne machen

und sich auch Mühe geben. Das merken dann auch wohl die zu Betreuenden« (S. 18).

»Das kann man eben selber, wenn man nur ein oder zwei hat, kann man das doch anders machen.

(...) nachforschen, hat er noch Taschengeld oder hat er was anzuziehen usw., das gehört ja auch zum Aufgabenbereich« (S. 19).

»(...) im klaren sein, wieviel Zeit man denn für diese Sache einbringen will. Es ist, es bringt also durchaus nichts, wenn man sich da übernimmt. Vor allen Dingen gleich am Anfang, aber überhaupt. (...) 'n gesundes Maß festsetzen und sagen, über diese Zeit kann ich also verfügen, (...) doch 'ne Grenze setzen (...) und muß sagen, diese Zeit kann ich investieren und das will ich auch. Und mehr möchte ich auch nicht. Denn dann irgendwann, wenn es einem zuviel wird, dann wird es einem auch zur Last. Und wenn es zur Last wird, dann bringt das nicht mehr ganz viel, (...)« (S. 23).

»Und ich muß sagen, es macht mir auch Spaß, wirklich Spaß« (S. 42).

Herr Schwarz präsentiert sich als ein kompetent handelnder Mitarbeiter im Bereich der Betreuung von Hilfebedürftigen. Seine engagierte, reflektierte Haltung deutet auf eine Fähigkeit hin, Lebenswelten der Adressaten erfassen zu können und angemessen zu reagieren. Er zieht einerseits einen persönlichen Gewinn aus seiner Tätigkeit, »*es macht mir auch Spaß, wirklich Spaß*«, und kann andererseits gleichzeitig die Nützlichkeit der Betreuertätigkeit erfassen. Diese Deutung bezieht er nicht nur auf sich, sondern verallgemeinert seine Einstellung in bezug auf ehrenamtliches Engagement.

Gegenüber beruflichen HelferInnen erkennt er einige, eigene Vorteile. Seine Aussagen deuten ansatzweise auf eine versteckte Kritik an bezahlter Sozialer Arbeit hin. Der Aspekt der beiderseitigen Freiwilligkeit in der Hilfebeziehung und des persönlichen Interesses an der Arbeit wird von ihm hervorgehoben.

Frau Weiss:

»(...) Schwerpunkt der Arbeit war eigentlich mehr so telefonische Beratung. (...) Betreuerschulungen mitgemacht (...) daß ich das eigentlich sehr gerne tue. (...) im klaren sein, daß man ihn also bis zum Ende betreut. (...) man muß immer versuchen loszulassen, lernen loszulassen, oder von vornherein also nicht so ganz einbringen. Aber das ist immer nicht so, so ganz einfach. (...) Und ich nehm' auch so 'ne ganze Menge also manchmal auch schon mit abends ins Bett und daß ich, also, komische, dicke Felle wachsen nicht von selber« (S. 8).

Frau Weiss hat eine Hilfetätigkeit übernommen, die mit dem Tode des Klienten endet. Diese extreme Form einer Betreuung gehört zur Arbeit der Aids-Hilfe. In diesem Zusammenhang kann die Interviewpartnerin die belastende Situation anschaulich beschreiben. In ihren Aussagen deutet sich eine Diskrepanz zwischen rationalen und emotionalen Zielen an. Rational möchte sie eine Distanz zum Hilfebedürftigen aufbauen, emotional ist sie aber weit in ihr Privatleben hinein in ihre Betreuertätigkeit verstrickt.

»(...) ich also mehr das Gefühl vermitteln kann, (...) da ist ein Mensch, der ja, der kommt freiwillig zu mir. Also der, der kommt mit 'ner gewissen Zuneigung auch. (...) Man kann mich auch mal abends anrufen. (...) intimeres Miteinanderarbeiten. Also ich stelle mich vielleicht mehr als Mensch zur Verfügung, (...) innerlich oder überhaupt dazu verpflichtet das zu tun, (...) für mich ist das kein Job« (S. 12/13).

»(...) in jedem Bereich muß man ein bestimmtes Verhältnis irgendwie mitbringen auch zu seiner Arbeit. (...) vielleicht bin ich edel« (S. 14).

»(...) Betreuung (...) irgendwie so 'n Freund, den ich da, also, um den ich mich kümmer« (S. 26).

»(...) zeitlich so lege, wenn ich mich mit denen treffe. (...) Betreuung ...daß man das Gefühl vermittelt, ja also ich bin für dich da, und du kannst, also wenn was ist, kannst du kommen oder ich komm zu dir. Sehr viel Telefonate, (...) regelmäßige Besuche. (...) sehr viel Gespräche auch. (...) wenn jemand erfährt, (...)« (S. 32).

Frau Weiss präsentiert sich wiederholt als empathische Helferin in der Betreuertätigkeit. Sie orientiert ihr Handeln an ihrem Alltagswissen, ihren bisherigen Lebenserfahrungen (vgl. Kap. 2). Dabei hat sie vermutlich einen fiktiven, innerlichen Arbeitsvertrag für diese Tätigkeit geschlossen.

Ihre Aussagen deuten darauf hin, daß sie ihre Hilfetätigkeit als Exklusivität, Kostbarkeit einschätzt, die berufliche HelferInnen nicht leisten können. Diese Annahme läßt sich mit der Beschreibung der Freiwilligkeit und des hohen zeitlichen Engagements von Frau Weiss belegen.

Die Interviewpartnerin betrachtet sich vermutlich als kompetente Helferin, die ihr Handeln an der Lebenswelt des Klienten orientiert.

Emotionale Nähe ist für sie ein wesentliches Kriterium zur Übernahme einer Betreuung, das von ihr weit in ihr Privatleben hinein ausgefüllt wird. Bei manchen einzelnen Fällen verzichtet sie auf festgelegte Zeiten, von daher ist sie als ehrenamtliche Helferin jederzeit erreichbar, sie macht sich unentbehrlich, ein Angebot, das berufliche HelferInnen in diesem Ausmaß nicht bieten können.

»Also irgendwo ist das nicht so 'n Schema, also so, daß das so abläuft, so nach 'em bestimmten, das ist einfach so ganz spontan. Es ist sehr locker und sehr freundschaftlich. Also es ist nicht so 'ne Betreuung, ja, von Amts wegen. (...) daß mich auch nachts jemand anruft.

(...) Aber man lernt sich kennen. (...) irgendwo sich auch gegenseitig einzuschätzen, denk ich mal« (S. 32).

»(...) Betreuer anbietet, also sich so mit dem Positivsein sich auseinanderzusetzen. (...) ja als Betreuer, daß ich also das versuche, daß jemand, der 'ne begrenzte Zeit noch zu leben hat, vielleicht noch 'en bißchen, ja vielleicht sogar, das wär toll, die also mehr Freude oder mehr so als Essenz aus dem Rest des Lebens zieht als bislang. (...) für'n Betreuer eine sehr schöne Erfahrung, (...) sondern da so dran teilzuhaben, so an dieser neuen Lebensbewältigung und ja, eben wenn man sich so gemeinsam damit auseinandersetzt, da kommt natürlich 'ne große Nähe auf, also zu den Betroffenen« (S. 33).

»Das wär' auch gefährlich, glaub ich, für 'n ehrenamtlichen Helfer, wenn er sich leer und ungebraucht fühlte« (S. 39).

Die ehrenamtliche Helferin, Frau Weiss, beweist in ihrer Tätigkeit sozusagen eine situative Kompetenz, die verschiedene Lebenslagen des Klienten zu erfassen versucht »das ist einfach ganz spontan« (vgl. Kap. 2).

Sie orientiert ihr Handeln vermutlich an der jeweils derzeitigen Situation des Klienten. Dabei möchte sie elementare Bestandteile menschlichen Lebens vermitteln, nämlich Lebensfreude und Lebenswillen. Aus diesem Wunsch heraus lassen sich vielfältige Möglichkeiten der Lebensbewältigung entwickeln. Dabei präsentiert sie sich als

eine authentische Helferpersönlichkeit, die eine vertrauensvolle Beziehung zu einzelnen Adressaten der Hilfe aufbauen kann.

Frau Weiss betont wiederholt die enge, emotionale Nähe zu dem Klienten. Aus ihrer Hilfetätigkeit kann sie einen persönlichen Gewinn ziehen. Etwa dann, wenn der Adressat mit seinem restlichen, verbliebenen Leben besser zurecht kommen kann.

Ihre Aussagen deuten auf eine starke persönliche Identifikation mit ihrer Tätigkeit hin, die weite Bereiche ihres Alltags bestimmt und vermutlich für ihre eigene Identität, ihr Selbstwertgefühl, stabilisierend wirken. Diese Annahme bestätigt auch ihre Äußerung darüber, daß sie gebraucht werden möchte. Die Klienten sind quasi zu Familienmitgliedern geworden, die sich zu jeder Tages- und Nachtzeit bei ihr melden können – sie ist für sie da.

Die Interviewpartnerin hebt ihre Hilfeleistung gegenüber beruflich ausgeübter Sozialer Arbeit hervor, Aspekte der Freiwilligkeit, emotionaler Nähe und Authentizität werden von ihr als positive Basis für eine gelungene Hilfebeziehung betrachtet. Sie reflektiert ihr Handeln als eine Kostbarkeit, die sie zu geben vermag.

Herr Grün:

»das Personal so'n bißchen auch zu entlasten,« (S. 17).

»Also nur Freude, wo gibt's das schon« (S. 43).

Dieser ehrenamtliche Helfer möchte berufliche HelferInnen entlasten, seine Aussagen deuten darauf hin, daß er an einer produktiven Zusammenarbeit mit verschiedenen Helfergruppen interessiert ist. Herr Grün kann sein Handeln vermutlich in verschiedene Richtungen reflektieren und erkennt dabei auch negative Erfahrungen in seiner Tätigkeit.

Herr Rot:

»Wir haben also zahlreiche Gruppen da. Sechs oder sieben, (...) alles mögliche machen. Auch Handarbeiten, Kartenspielen und dergleichen. (...) gewünscht wird, Beratungen an. (...) Da können wir dann aber auch immer nur so Hilfen anbieten, wo man also Hilfe findet (...) Das ist also ehrenamtliche Tätigkeit Vorort, in der untersten Basis. Babygruppen, Krabbelgruppen« (S. 6).

»Ich meine, von der Aufgabenstellung her ist das, was wir machen, (Gruppenarbeit anbieten, Haus verwalten) ja wohl das einfachste und kleinste Problem, oder kleinste Aufgabengebiet.

Betreuung und mehr Geselligkeit vermitteln und dergleichen.

(...) Wir suchen uns ja, oder denken uns ja die Dinge, die wir machen, eigentlich selbst aus, indem wir Gedanken austauschen. Was können wir machen, wie entwickeln wir das und wie fangen wir an?« (S. 37)

»(...) Haus auf Anordnung von Oldenburg für uns frei gemacht wurde, (...) wir haben das Haus verändert, (...) Das haben wir alles in eigener Regie (Haus aufgebaut) gemacht, und dann eben mit dieser Gruppenarbeit angefangen« (S. 41).

»Das macht auch mehr Spaß, wenn man einfach mal die Menschen erlebt, wie sie sich freuen über so kleine Gefälligkeiten, die man ihnen erwiesen hat, und nicht der Rede wert ist, aber die sind da so dankbar dafür« (S. 42).

»(...) Spaß in unsern Gruppen haben. (...) Vergnügen daran. Das macht uns ja auch Freude« (S. 49).

Herr Rot zeigt besondere Fähigkeiten in der Organisation und Betreuung von verschiedenen Gruppen die von ihm ehrenamtlich geleitet werden. Obwohl diese Form der

Hilfe elementar für menschliches Zusammenleben ist, wertet er seine Tätigkeit als vergleichsweise gering zu anderen Arbeiten ab. Von ihm werden neue Ideen entwickelt, selbständig mit anderen Ehrenamtlichen geplant und durchgeführt. Diese orientieren sich an den Bedürfnissen der zu Betreuenden.

Herr Rot ist in der Lage, konkrete Ziele für seine ehrenamtliche Tätigkeit zu entwickeln. Beispielsweise fördert er dabei Kontakte der Adressaten untereinander. Weiterhin zeigt er ein hohes Maß an Kreativität und Ausdauer – er leistet diese Arbeit bereits seit 20 Jahren. Seine handlungsleitenden Ziele entsprechen den Bedürfnissen und Lebenslagen der Adressaten (vgl. dazu Kap. 2; 4). Herr Rot sucht und findet in dieser Tätigkeit einen Ausgleich zu seiner beruflichen Arbeit als Kostenrechner. Zudem kann er einen immateriellen Gewinn aus seinem Ehrenamt ziehen, »*Spaß in unseren Gruppen haben*«. Dabei handelt er anscheinend weitgehend autonom, unabhängig von beruflichen MitarbeiterInnen.

Frau Gelb:

» ich weiß, daß ich ehrenamtlich bin, weil ich nicht bezahlt werde« (S. 20).

»(...) Was ich mache, das mach' ich gerne und aus Überzeugung, aber ich kann nicht mehr, und ich will dann auch nicht mehr« (S. 29).

Die Interviewpartnerin reflektiert ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten der Hilfe, die sie anbieten kann und will. Sie kann dabei ihre persönlichen Grenzen erkennen. Frau Gelb konkretisiert Unterschiede zwischen beruflicher und ehrenamtlicher Tätigkeit hier ansatzweise »*weil sie nicht bezahlt werden*«.

Zusammenfassung

Fast alle InterviewpartnerInnen präsentieren sich als HelferInnen, die ihre je individuelle Handlungskompetenz reflektieren können und in der Lage sind, empathisch zu agieren, Aufgabenbereiche zu erkennen und auszufüllen. Zu diesem verantwortlichen Umgang mit der Betreuungssituation haben sie eine genaue Vorstellung über ihr zur Verfügung stehendes Zeitbudget entwickelt. Die InterviewteilnehmerInnen orientieren ihr Handeln vermutlich überwiegend an der Lebenswelt der Adressaten (vgl. Kap. 4).

Die Freiwilligkeit zur Übernahme einer ehrenamtlichen Hilfeleistungen resultiert bei einigen InterviewteilnehmerInnen anscheinend einerseits aus einem Bedürfnis und der Freude heraus, Kontakte zu Menschen aufzubauen und andererseits daraus, eigene Kompetenzen und spezifische Fähigkeiten erkannt zu haben und gezielt in der Betreuer Tätigkeit nutzen zu können, ohne an arbeitsvertragliche Regelungen gebunden zu sein (vgl. Kap. 2; 4).

9.3.6 Interaktionsstrukturen zwischen Ehrenamtlichen und Hilfebedürftigen –

»wenn sie's schon machen, (...) gerne machen und sich auch Mühe geben.

Das merken dann auch wohl die zu Betreuenden (...) er kann auch freiwillig wählen, ob er mich haben möchte« (*Herr Schwarz/Frau Weiss*).

Die von mir interviewten ehrenamtlichen HelferInnen sind in der Lage unterschiedliche Lebenssituationen der Hilfebedürftigen – je spezifische Problemlagen zu erfassen und angemessene Hilfestellungen zu geben.

Herr Schwarz:

»betreue einen 58jährigen als Pfleger seit eineinhalb Jahren. Der lebe in einem offenen Heim (...) Aufenthaltsbestimmungsrecht nicht ausüben (...) seine Finanzen nicht selber regeln. (...) so ganz zugänglich. Oft sehr verwirrt, (...) auch wieder helle Momente, (...) mit nach Hause nehmen. (...) das ist also rechtlich nicht zulässig. Bin in keiner Weise versichert, (...) Also (...) Ich kann ihn also nur besuchen und dann mal eine oder zwei Stunden mit ihm verbringen. (...) noch in der Gemeinde Altenbesuche, Alte und Kranke auch im Krankenhaus,« (S. 9).
»(...) wenn sie's schon machen, (...) gerne machen und sich auch Mühe geben. Das merken dann auch wohl die zu Betreuenden.
(...) behandeln, weil sie eben von der mentalen Sache wahrscheinlich dann 'n bißchen besser drauf sind« (S. 19).

Der Interviewteilnehmer präsentiert sich als ehrenamtlicher Helfer, der die Lebenssituation des von ihm zu betreuenden Hilfebedürftigen differenziert erfassen kann. Er wird sowohl von seiten der Institution, in der der Adressat untergebracht ist, wie auch von den beruflichen MitarbeiterInnen dieser Einrichtung scheinbar wenig in seiner Tätigkeit unterstützt. Dabei hat Herr Schwarz sein Handeln reflektiert und erkannt, daß er eine Entlastungsfunktion für Hauptamtliche ausfüllt. In der eigenen Beurteilung seiner Tätigkeit übernimmt er die Perspektive von vielen Ehrenamtlichen, die ihre Arbeit gewissenhaft und mit Freude erfüllen.

Frau Weiss:

»wer jetzt anruft, der hat so ganz konkrete Ängste und möchte ganz konkret beraten werden. (...) Betreuungsbereich, ist eigentlich wichtiger geworden (...) aufgrund ihrer Homosexualität, aufgrund ihres Positivseins oftmals aus, ja aus ihrem sozial festgefühten, sozialen Umfeld herausgefallen und brauchen also Hilfe in jeder Form. Überwiegend seelische Hilfe auch. Und, ja, betreuen heißt eigentlich, ja, bis zum Ende betreuen« (S. 8).

Diese ehrenamtliche Helferin ist vermutlich in der Lage intuitiv verschiedene Formen von Netzwerken für Adressaten aufzubauen, dabei erfaßt sie die lebensbedrohliche Situation in einzelnen Fällen und ermöglicht individuelle Hilfeleistungen. Sie kann einzelne Fälle verstehen und adäquat handeln (vgl. Kap. 4).

»(...) er kann auch freiwillig wählen, ob er mich haben möchte. (...) die intimsten Gedanken werden ausgetauscht. Und das kann man ja auch nicht mit jedem Betreuer machen, und der Betreuer kann's aber auch nicht mit jedem Betroffenen. (...) daß der zu Betreuende diese Möglichkeit hat, ja auch zu wählen und jemanden kennenzulernen, und auch so Freundschaft zu schließen, und nicht nur auf Herrn Müller angewiesen ist, der da nun grade auf seinem Bürostuhl sitzt« (S. 12/13).
»(...) Und da kann man also sehr schöne Sachen, da kann man spazieren gehen oder in's Kino oder in's Theater, was auch immer. Aber je mehr die Krankheit fortschreitet,« (S. 24).
»(...) Hausbesuche macht und sich um die Leute kümmert. Ja, bis hin letztendlich Krankenhaus und also, was alles so dazugehört« (S. 26).
»(...) Das läuft also sehr persönlich ab. Also ich geh zu denen ins Haus, oder die kommen auch zu mir -, (...) das Gefühl vermittelt, ja also ich bin für dich da, und du kannst, also wenn was ist, kannst du kommen oder ich komm zu dir. Sehr viel Telefonate, ja wenn jemand im Krankenhaus liegt, also regelmäßige Besuche. (...) sehr viel Gespräche auch. Gerade so am Anfang wenn jemand erfährt, ich hab'

jetzt jemand, (...) , daß mich auch nachts jemand anruft. (...) wird eigentlich nicht so ausgenutzt,« (S. 32).

»(...) ein Betreuer anbietet, also sich so mit dem Positivsein sich auseinanderzusetzen. (...) ja als Betreuer, daß ich also das versuche, daß jemand, der 'ne begrenzte Zeit noch zu leben hat, vielleicht noch 'en bißchen, ja vielleicht sogar, das wär toll, die also mehr Freude oder mehr so als Essenz aus dem Rest des Lebens zieht als bislang« (S. 33).

Frau Weiss betont die hohe Relevanz der Freiwilligkeit der Hilfebeziehung. Sie erkennt dabei Sympathien bzw. Antipathien in zwischenmenschlichen Interaktionen, die von beiden Seiten – HelferIn und Hilfebedürftiger – ausgehen und die Betreuungssituation mit beeinflussen. Intuitiv werden in dieser Sequenz von ihr die Bereiche Nähe und Distanz thematisiert, die in jeder Hilfebeziehung neu entwickelt und ausgehandelt werden müssen.

Sie betrachtet ihr Betreuungsverhältnis mit dem einer Freundschaft vergleichbar, welche berufliche HelferInnen von ihrem Arbeitsauftrag her nicht schließen könnten und schreibt diesen die Erfüllung administrativer, unflexibler Arbeitsaufgaben zu.

Die Lebenssituation der einzelnen Klienten erfaßt Frau Weiss in allen Einzelheiten mit ihren positiven und negativen Anteilen. Sie möchte belastende Situationen verändern. Diese Herangehensweise deutet auf ein hohes Maß an Reflexivität und Empathie im Handeln von Frau Weiss hin. Ein Hinweis auf eine vorhandene Kompetenz ist die Tatsache, daß sie zu Beginn einer Betreuung eine höhere zeitliche Dimension für erforderlich hält. Favorisiert wird von ihr eine ganzheitliche Hilfetätigkeit, die ein hohes Zeitbudget erfordert, und dabei entsprechend der verschiedenen individuellen, bedrohlichen Lebenssituation handelt.

Diese umfassende Betreuung setzt sich rund um die Uhr fort. Frau Weiss erfährt dieses hohe zeitliche Engagement nicht als Einschränkung für ihren täglichen Lebensrhythmus, sondern als selbstverständliche Integration in den eigenen Alltag. Frau Weiss beweist eine hohe Anteilnahme am Leben ihrer zu betreuenden Klienten. Wiederum deuten ihre Aussagen darauf hin, daß sie sich gegenüber beruflichen HelferInnen als kompetentere Helferin einschätzt.

Herr Grün:

»betreue einen 24jährigen Mann. (...) Autismus. (...) untergebracht (...) in diesem Haus der Behinderten. Ich besuche ihn, ja wenn's möglich ist, jede Woche, (...) er ist sehr ängstlich. Es ist sehr schwer mit ihm überhaupt zu sprechen, nur Bruchstücke von Wörtern bringt er heraus. Manchmal ist es ja, auch ein bißchen deprimierend, (...) kaum gelingt, mit ihm näher in Kontakt zu treten. Auf der andern Seite spürt man aber doch bei ihm eine gewisse Freude, wenn er mal einen Tapetenwechsel erlebt.

(...) mit nach Hause,« (S. 5).

»(...) Er ist sicherlich sehr erfreut, wenn ich dann auftauche. Ich merke das so an seinem Verhalten, also die höchste Freude bei ihm drückt sich dadurch aus, indem er also anfängt seinen Körper zu bewegen, mit den Armen und auch mit dem Oberkörper, indem er also in diese Bewegung hineinkommt und dabei auch lächelt und strahlt. Das passiert also des öfteren, ja, wenn ich ihm dann etwas mitbringe, kann ich das alles noch steigern, (...) während des Spazierengehens sucht er also auch die Nähe schon mal, faßt die Hand und ich merke auch da, daß ihm das sehr gut tut. (...) Was ihn also auch ganz besonders freut, ist der Gesang. (...) Zugang

so zu Kindern, (...) da ist er ein bißchen verschlossen. (...) Irgendwie behagt ihm das nicht, der Kontakt zu Kindern. Zu Tieren wiederum mehr« (S. 34).

»(...) mit diesem Thomas kann ich ja eigentlich ein Gespräch nicht führen, (...) ein Austausch von körperlichen Beziehungen. (...) versucht, ja, ihn in einen Lernprozeß einzubinden, (...) Bilder gezeigt und Erklärungen dazu abgegeben. (...) bei ihm schnell zu einem Ermüdungsprozeß führte. (...) schon mal vor, daß man sagt: Was kann man da denn noch unternehmen, um diesen Jungen doch noch irgendwie weiterzuführen? Aber da sind eben Grenzen da, ja, da kommt also schon mal der Zeitpunkt, wo man selbst erlebt, daß das alles doch auch ein bißchen unbefriedigend ist« (S. 43).

»(...) Ihn zu interessieren für etwas,« (S. 44).

Auch dieser Interviewteilnehmer erfaßt die Lebenssituation des zu Betreuenden und möchte erreichen, daß dieser eine höhere Lebensqualität gewinnt.

Herr Grün präsentiert sich als ein kompetenter Helfer, der seinen Klienten genauestens beobachtet und differenziert Verhaltensweisen beschreiben kann. Herr Grün besitzt anscheinend eine ›situative Kompetenz‹ im Umgang mit dem zu betreuenden Adressaten (vgl. Kap. 2).

Mit einfach wirkenden Mitteln etwa dem Gesang gelingt es ihm, dem Klienten zu mehr Lebensfreude zu verhelfen. Drei Dinge werden von ihm genannt, die den Adressaten positiv verstärken: erstens kleine materielle Zuwendungen (Schokolade), zweitens Körperkontakte und drittens auditive Reize ›Gesang‹. Außerdem nimmt er ihn mit zu sich nach Hause um ihm Abwechslung zu verschaffen.

Negative Reaktionen des Hilfebedürftigen hat er vermutlich ebenso beobachtet – »Ermüdungsprozeß (...) Grenzen« – und reagiert angemessen. Herr Grün ist in der Lage diesen einzelnen Fall zu verstehen und entsprechend zu handeln (vgl. Kap. 4).

Obwohl eine Kommunikation mit dem Klienten nur eingeschränkt praktiziert werden kann, versucht er ihn zu fördern. Dabei erkennt er die intellektuellen und physischen Grenzen und kann sich eingestehen, daß der Verlauf der Betreuung auch frustrierend sein kann. Ein regelmäßiger Austausch mit dem zuständigen Pflegepersonal über den Klienten ist nur ansatzweise möglich (vgl. Kap. 9.3.7), dieser wäre wünschenswert, um Herrn Grün zum einen nicht die Motivation zu nehmen und zum anderen ihn in seiner Tätigkeit zu verstärken.

Frau Lila:

»Nachteil wie ich es empfinde, daß wir mit unseren Anrufern nur, ja maximal eine Stunde, mal anderthalb Stunden reden, vielleicht verabredet man sich noch mal am Telefon zur nächsten oder übernächsten Schicht. (...) dieser kurzen Zeit sehr viel Interesse und Zuneigung gewonnen haben, der ist für uns vollkommen wieder verschwunden« (S. 18).

Frau Lila erlebt ihre Betreuer Tätigkeit bei der Telefonseelsorge in bezug auf den Kontakt zu Hilfebedürftigen als unbefriedigend. Für diese ehrenamtliche Helferin könnte ein Wechsel zu einer intensiveren ehrenamtlichen Betreuer Tätigkeit sinnvoll sein.

Zusammenfassung

Der überwiegende Teil der TeilnehmerInnen kann Klientenperspektiven in folgenden Bereichen übernehmen: Eine Voraussetzung zum Gelingen einer Hilfebeziehung ist für einige Befragte eine gegenseitige Freiwilligkeit. Diese Annahme führt bei einigen

Ehrenamtlichen zu der Überlegung, daß berufliche HelferInnen nicht oder nur in geringerem Maße in der Lage seien eine positive Betreuung aufzubauen. Begründet wird diese These auch mit der Tatsache, daß Hauptamtliche für ihre Tätigkeit bezahlt werden und somit arbeitsvertraglich verpflichtet sind. Flexibilität und Kreativität im Handeln werden somit eingeschränkt.

Nahezu alle interviewten TeilnehmerInnen präsentieren sich als ehrenamtliche HelferInnen, die sich ihrer Kompetenzen bewußt sind. Sie orientieren ihr Handeln anscheinend weitgehend an der Lebenswelt der Adressaten, bieten stellvertretende Deutungen an und beweisen eine situative Kompetenz (vgl. Kap. 2; 4).

Die InterviewteilnehmerInnen thematisieren wiederum einen mangelnde Versicherungsschutz für Ehrenamtliche. Durch die weitgehend fehlende Bereitschaft einen Versicherungsschutz für Ehrenamtliche zu erwerben, werden beispielsweise zeitliche Dimensionen einer Betreuung stark eingeschränkt.

9.3.7 *Zur Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen Helferinnen und Helfern* – »daß ehrenamtliche Helfer nicht so ganz ernst genommen werden (...). Ich könnte mir vorstellen, daß da dann viel auf die Ehrenamtlichen abgeschoben wird« (*Frau Weiss/Herr Rot*).

Die Aussagen der InterviewteilnehmerInnen deuten auf Konflikte in der Zusammenarbeit hin.

Herr Schwarz:

»Altenbesuche, Alte und Kranke auch im Krankenhaus, wenn wir's rechtzeitig erfahren, das ist oft sehr schwierig, weil die Meldungen vom Krankenhaus meist mit dreiwöchiger Verspätung kommen,« (S. 9).

»(...) Beruf ist ja nicht Berufung. Beruf ist, das macht er acht Stunden« (S. 14).

»(...), ehrenamtliche Leute (...) die ein gewisses Maß an Arbeit abnehmen, (...) daß der Familienbetreuer des Diakonischen Werks so ungefähr an die 50 Pflgeschäften und Vormundschaften hat. (...) da menschlich nicht allzuviel überkommen kann, das ist wohl jedem klar. Weil er einfach die Zeit nicht dazu hat. (...) Vorteil der Ehrenamtlichen, (...), wenn sie's schon machen, (...) sich auch Mühe geben« (S. 18).

»(...) Sanatoriumpersonal, (...) recht froh, wenn diese Leute mal so'n bißchen Besuch erhalten und Zuwendung (...) die sind dann einfach leichter zu behandeln, (...) Das kann man eben selber, wenn man nur ein oder zwei hat, kann man das doch anders machen. (...) Die stehen auch bereit wenn ich rede, wenn man irgendwas erfahren will oder Erkundigungen einzieht« (S. 19).

Herr Schwarz betrachtet sich als kompetenten Betreuer. Aufgaben- und Arbeitsbereiche sowie die häufige Überlastung beruflicher HelferInnen kann er erfassen.

Herr Schwarz übt eine Entlastungsfunktion für berufliche Helferinnen aus, die an einer kooperativen produktiven Zusammenarbeit anscheinend nicht sonderlich interessiert sind. Hauptamtliche stehen zwar zur Weitergabe von Informationen bereit, suchen dennoch von sich aus das Gespräch mit Herrn Schwarz nicht. Diese Sequenz läßt ein mangelndes Interesse beruflicher HelferInnen an der Tätigkeit von ehrenamtlichen HelferInnen vermuten. Die Aussagen deuten auf eine diffuse Konkurrenz der Helfergruppen hin, einerseits reflektiert Herr Schwarz die Situation beruflicher HelferInnen, andererseits können diese die Perspektiven der Klienten nicht übernehmen.

Die verdeckte Kritik richtet sich dabei nicht auf konzeptionelle Vorgaben der Institution, sondern auf die Arbeitshaltung der Beruflichen, die ihre Arbeit, so die Einstellung von Herrn Schwarz, nicht aus Interesse an der Tätigkeit ausfüllen, sondern um Geld zu verdienen, bzw. ihren Lebensunterhalt zu sichern.

Frau Weiss:

»ein Hauptamtlicher, dann hat das (...), ja so'n Amtscharakter irgendwie. (...) und nicht nur auf Herrn Müller angewiesen ist, der da nun grade auf seinem Bürostuhl sitzt. (...) jetzt mittlerweile ja, vier Hauptamtliche haben (in der Aids-Hilfe). Und die Ehrenamtlichen, die alten, sind aber immer noch dabei, und es gibt also sehr große Spannungen. (...) Aber es gibt soviel Hick-Hack und Frust, ich weiß gar nicht so richtig, wo dran's liegt. So, das sind ganz verschiedene, ja, Ansichten über, es kommt mir manchmal so vor, als wenn wir ganz verschiedene Arbeit machen. Also jetzt auch so vom Inhalt her, eigentlich machen wir die gleiche Arbeit vom Inhalt her, aber das wird irgendwie ganz anders gesehen. So 'ne andere Sichtweise, bei Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen« (S. 12).

»Ja, der soll Betreuung abgeben. Der soll nicht betreuen. Weil das einfach nur 'n Bereich ist, der ehrenamtlich also nur (...), wir haben ja noch andere Bereiche, die auch abgedeckt werden müssen« (S. 25).

Die Aussagen von Frau Weiss deuten darauf hin, daß sie berufliches Handeln auf die Erfüllung administrativer Funktionen beschränkt. Sie möchte anscheinend diese Reduzierung beruflicher Arbeit auf organisatorische Aufgaben beibehalten, da eine Teilhabe der beruflichen HelferInnen an Betreuungen zu Konflikten führen. Die ehrenamtliche HelferIn fühlt sich im Bereich Betreuung kompetenter. Dabei schreibt sie beruflichen HelferInnen eine Unflexibilität im Handeln zu.

Eine gelungene Zusammenarbeit beider Helfergruppen ist nicht möglich, da vermutlich Aufgabenbereiche und Arbeitsaufträge nicht geklärt bzw. transparent sind. Frau Weiss gelingt es scheinbar nicht, zwischen den unterschiedlichen Tätigkeiten Beruflicher und Ehrenamtlicher zu differenzieren.

»(...) ja, also ich könnte ja auch Mitternacht auf der Bettkante sitzen, aber er nicht. (...) ist denn da für'n Unterschied? Ja, mein Dienst geht von neun bis um fünf. Und da war ich wütend, ich war total wütend. (...), mit welchem Recht, was ist da anders?

(...), ja gut, der wird bezahlt dafür. Aber wenn ich doch jemanden betreue und dem geht's nun wieder ganz schlecht, dann hab ich doch genauso die Pflicht, also dann da auch mal auf der Bettkante zu sitzen. (...) innerlich oder überhaupt dazu verpflichtet das zu tun, (...) 'ner ganz anderen Motivation dahin gegangen. (...) Hauptamtlichen, ja, ich denke mal so, die sehen das als Job. (...) für mich ist das kein Job. Und ich glaub, das ist der Unterschied« (S. 13).

»(...) in jedem Bereich muß man ein bestimmtes Verhältnis irgendwie mitbringen auch zu seiner Arbeit. Und ich seh einfach nicht ein, wo die Unterschiede liegen. Also da, zwischen Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, das kommt mir nicht so ganz in meinen Kopf« (S. 14).

»(...) in letzter Zeit, haben sich da gravierende Gegensätze so aufgebaut« (S. 16).

Ein Kritikpunkt von Frau Weiss an beruflichen HelferInnen sind festgelegte unflexible Arbeitszeiten. Sie weist nachdrücklich darauf hin, daß mit dieser Arbeitshaltung eine gelungene Betreuung nicht verwirklicht werden kann. Ihr Handeln orientiert sich am

Alltag des Klienten, entsprechend seinen Bedürfnissen; diese Erwartungshaltung übt sie auch gegenüber Beruflichen aus, die ihre Forderungen scheinbar nicht erfüllen.

Eine mangelnde Transparenz im Handeln der beruflichen HelferInnen führt vermutlich zu ständigen Spannungen, da Arbeitsbereiche nicht geklärt sind. Konzepte für die Soziale Arbeit in der Aids-Hilfe fehlen. Frau Weiss kann keine Unterschiede im Handeln der beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen erkennen. Sie erfaßt Berufsprofile sowie spezifische Fähigkeiten der Hauptamtlichen nicht. Möglicherweise deuten sich in ihren Aussagen Konflikte in der Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen bei der Aids-Hilfe an.

Ihre ehrenamtliche Tätigkeit wird hier wiederum als etwas Kostbares beschrieben, das mit einer beruflichen Tätigkeit nicht vergleichbar sei und von daher moralisch höher angesiedelt ist. Ihre Äußerungen deuten darauf hin, daß sie sich als die kompetentere Betreuerin definiert.

»Wann ist man dann 'n Profi? (...), das liegt schon so am eigenen Denken, so'n bißchen wie ich mit der Arbeit so umgehe. (...)Neid aufkommt, (...) durch die Bezahlung festgelegte Dienstzeit. (...) von uns Ehrenamtlichen erwartet wird, also wir könnten also weit über 'ne angemessene Tageszeit, (...), was tun. (...) dadurch kommen, glaub' ich, diese Unstimmigkeiten. (...) so bestimmte Erwartungen an die Ehrenamtlichen so gestellt werden« (S. 22).

»Ja, ja. So die Hauptamtlichen, die haben also ihre festen Arbeitszeiten und dann ist Schluß. (...)Pferdefuß eigentlich, daß bei uns Ehrenamtliche und auch Hauptamtliche die gleiche Arbeit verrichten und irgendwo ist das unsinnig. Also ich find's nicht gut. (...) dadurch kommen auch diese Unstimmigkeiten« (S. 23).

»(...) ein Hauptamtlicher um fünf Uhr sagt, also jetzt Klappe zu, und jetzt muß ein Ehrenamtlicher das übernehmen (...) nachts (...) abends, (...) sehr depressiv zu werden, und samstags/sonntags ist auch kein Hauptamtlicher dafür zuständig. Und das machen dann die Ehrenamtlichen und da kommt Frust auf, (...), und so dieser angestaute Zorn vielleicht auch auf den hauptamtlichen Betreuer, der dann nicht zur Verfügung steht. Den kriegt dann der Ehrenamtliche ab« (S. 24).

Die Arbeit beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen wird in der Aids-Hilfe von den Ehrenamtlichen anscheinend wechselseitig nicht akzeptiert. Gemeinsam entwickelte Konzepte existieren vermutlich nicht.

Frau Weiss geht von der Annahme aus, daß von Ehrenamtlichen ein Engagement in der Tätigkeit erwartet wird, das berufliche HelferInnen nicht erfüllen.

Unklare Erwartungen an ehrenamtliche HelferInnen führen zu Verunsicherungen in der Arbeit, die etwa zur Folge haben können, daß diese sich gedrängt fühlen stets mehr leisten zu müssen, als hauptamtliche MitarbeiterInnen. Frau Weiss nennt fiktive Ziele ihrer Tätigkeit, die aber wohl nie von Hauptamtlichen ausgesprochen worden sind. Diese Selbsteinschätzung ihrer Ziele könnte problematisch sein, da sie sich möglicherweise oft ständig selbst überfordert.

»daß ehrenamtliche Helfer nicht so ganz ernst genommen werden. (...) Ach ja, der geht ja nur mit dem spazieren. (...) Es muß nicht sein, aber irgendwo ist Gleichgültigkeit, oder nicht gewissenhaft arbeiten, das muß nicht sein. Also, wenn das so'n Miteinander sein soll, (...)« (S. 17).

Frau Weiss möchte, daß sich berufliche HelferInnen aus dem Bereich Betreuung vollständig zurückziehen bzw. ihre Arbeitszeiten flexibler gestalten sollten. Sie erfährt

von beruflichen HelferInnen wenig Anerkennung. Zuschreibungen der Beruflichen deuten auf eine Klientifizierung der Interviewpartnerin hin.

Herr Grün:

»Wird ja alles ausgeglichen heute, nicht? (...) sicherlich ehrenwert, wenn diese Schwester eine Stunde dranhängt. (...) Betreuerätigkeit berichten. (...) nicht nur gute Erfahrungen gemacht mit den Erziehern, die also dort hauptamtlich tätig sind (...) Es passiert also nicht selten, daß dieser Thomas plötzlich nicht da ist. (...) Ich habe einen festen Besuchstermin vereinbart und das ist (...) in den zurückliegenden Wochen ist es zweimal passiert, daß er nicht da war. (...) ein Anruf hätte ja genügt, um mir das mitzuteilen. (...) dieses Personal dort leider auch nicht sehr gewissenhaft ist, und man einfach Besuchstermine nicht wahrnehmen kann, weil er nicht da ist. (...) Einer verläßt sich wahrscheinlich auf den anderen und, na ja, dann passiert es mal wieder. Das hat bei mir bisher nicht zur Resignation geführt, aber so'n bißchen ärgert's einen doch« (S. 15).

»Nun trage ich sicher dazu bei, das Personal so'n bißchen auch zu entlasten, (...) Aber ich weiß auch, daß, sicher meine Tätigkeit so hoch bei diesen Erziehern auch nicht angesetzt wird. (...) daß sie sagen, na ja, der geht mit dem spazieren, er betreut ihn für ein paar Stunden, und das ist sehr schön und gut, aber was bewirkt er letztlich« (S. 17).

»(...) Doch, ich führe schon Gespräche mit den Erziehern dort. Allerdings sind das Gespräche, die so na ja, doch mehr oder weniger am Rande so laufen. (...) also Gespräche finden sehr wohl statt, aber sie sind also eben nur sehr kurz, über Minuten« (S. 35).

»Mir genügt das eigentlich« (S. 36).

Herr Grün fühlt sich vermutlich, wie der überwiegende Teil der InterviewpartnerInnen, von beruflichen Helfern in seiner ehrenamtlichen Tätigkeit nicht ernst genommen.

Beispielsweise werden Absprachen von hauptamtlichen MitarbeiterInnen nicht eingehalten. Seine Aussagen deuten darauf hin, daß er von den beruflichen HelferInnen, mit denen er eigentlich zusammenarbeiten möchte, einen pflichtbewußten, gewissenhaften Umgang und Kompetenz für diese berufliche Arbeit nicht erfährt. Eine Zusammenarbeit ist scheinbar eher problematisch, da er seinen Ärger nirgends thematisieren kann. Ihm werden keine regelmäßigen Möglichkeiten zum gegenseitigen Erfahrungsaustausch gegeben. Dabei erkennt er seine Entlastungsfunktion für berufliche HelferInnen, er wird aber nicht akzeptiert. Fähigkeiten und Kompetenzen des ehrenamtlichen Helfers werden von beruflichen HelferInnen nicht anerkannt und eine Zusammenarbeit von Hauptamtlicher Seite erschwert.

Herr Grün problematisiert die Bezahlung einer zwischenmenschlichen Hilfeleistung. Die Aussagen des Interviewpartners können ansatzweise als Kritik an der Ausweitung des sozialen Dienstleistungssystems gedeutet werden.

Herr Rot:

»Ehrenamtlichen wie auch die Hauptamtlichen machen, gleiche Tätigkeiten. Das ist bei mir, bei der Arbeiterwohlfahrt ja nun gar nicht gegeben. Was wir an der Basis machen, das würden keine Hauptamtlichen machen« (S. 23).

»Ich könnte mir schon vorstellen, daß da dann auch viel auf die Ehrenamtlichen abgeschoben wird. (...)« (S. 24).

»(...) wenn Sie jetzt mehrere Hauptamtliche haben, daß Sie das in Schichtdienst

zumuten. (...) Und die sich dann diese Fälle übergeben. (...) Sinnvoll wäre, wenn die diesen Schichtdienst machen und sich gegenseitig das denn übergeben. Und Sie behalten dann die andern Fälle, als Ehrenamtliche« (S. 27).

»(...) Problem in Gesprächen zu lösen? Und wenn mehrere betroffen sind, mehrere Hauptamtliche und mehrere Ehrenamtliche, dann muß man halt in einem Gruppengespräch 'ne Lösung finden« (S. 31).

Der Interviewpartner erkennt das Problem von ehrenamtlicher Hilfe als Lückenbüßertätigkeit. Diese HelferInnen erledigen oft die Arbeit, die keine berufliche HelferIn übernehmen würde. Herr Rot versucht Vorschläge für eine konstruktive Zusammenarbeit zu entwickeln, indem er versucht eine Basis für eine gelungene Kommunikation zu schaffen.

Frau Lila:

»(...) Aber wenn's dann so ans Eingemachte geht, dann sind plötzlich die, die einfach Lebenserfahrung haben und sehr viel Einfühlsamkeit und Sensibilität haben, oft dichter dran am Problem als die sog. Professionellen« (S. 21).

Die Interviewpartnerin geht davon aus, daß ehrenamtliche HelferInnen empathischer handeln können und Probleme der Hilfebedürftigen eher lösen können als berufliche MitarbeiterInnen .

Berufliche HelferInnen könnten mit Methoden – so vermutlich ihre Ansicht – die sie in der Ausbildung erlernt haben, weniger ausrichten. Diese Einstellung kann zu Konflikten in der Zusammenarbeit führen, da beruflichen HelferInnen wenig Kompetenz für die Soziale Arbeit zugetraut werden.

Zusammenfassung

Nahezu alle interviewten ehrenamtlichen HelferInnen üben Kritik an der Zusammenarbeit mit beruflichen HelferInnen bzw. an deren Arbeitshaltung.

Oftmals wird Ehrenamtlichen die Möglichkeit erschwert in verschiedenen Bereichen tätig zu werden, da Informationen nicht weiter geleitet werden und sie als MitarbeiterInnen, die spezifische Fähigkeiten und Erfahrungen in die Arbeit einbringen können, nicht ernst genommen werden.

Einige ehrenamtliche HelferInnen vertreten die Auffassung, daß berufliche HelferInnen nach festgelegten Regelungen handeln und wenig Flexibilität, Spontaneität und Kreativität zeigen. Einige Hauptamtliche erwecken bei den Ehrenamtlichen den Eindruck, daß sie an einer Zusammenarbeit nicht interessiert sind. Aufgaben und Arbeitsbereiche sind nicht ausreichend transparent gestaltet und Erfahrungen werden zu wenig gegenseitig ausgetauscht. Die von mir befragten Ehrenamtlichen HelferInnen stellen sich als kompetente BetreuerInnen dar.

9.4 Auswertung der Gruppendiskussion mit beruflichen Helferinnen und Helfern

Im folgenden werden Ergebnisse der Auswertung der Gruppendiskussion mit beruflichen Helferinnen und Helfern dargelegt.

Zunächst werden persönliche Daten der TeilnehmerInnen vorgestellt. Daran schließen sich Ausführungen zu den Institutionen, in denen die beruflichen HelferInnen

beschäftigt sind, an. Anschließend folgen Lesarten zum beruflichen Handeln sowie zum Verhältnis zu Hilfebedürftigen.

Weitere Themenbereiche sind die Einstellung Beruflicher zur Bezahlung und zur Motivation ehrenamtlicher HelferInnen.

Abschließend folgen Aussagen zur Zusammenarbeit beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen.

Den verschiedenen Bereichen werden Zitate der einzelnen TeilnehmerInnen vorangestellt, denen Deutungen folgen. Die Kapitelüberschriften habe ich mit signifikanten Äußerungen der TeilnehmerInnen versehen.

9.4.1 Angaben zu den Personen

Frau Orange leitete acht Jahre bei der Jugendgerichtshilfe den Bereich Betreuung von ehrenamtlichen HelferInnen.

»Ja, ich war bis Ende letzten Jahres beim Landkreis Osnabrück beschäftigt in der Jugendgerichtshilfe und habe da die Betreuung von ehrenamtlichen Mitarbeitern übernommen.

(...) 1981 bis jetzt 1989, also acht Jahre geleitet« (S. 5).

Herr Blau ist seit zehn Jahren bei der Heilpädagogischen Hilfe im Wohnheimbereich von psychisch Behinderten beschäftigt. Er hält Kontakte zu ehrenamtlichen HelferInnen, die im Bereich der beschützenden Werkstatt dieser Einrichtung tätig sind. In Zukunft soll er ehrenamtliche HelferInnen für den Betreuungsbereich gewinnen.

»Ich bin in der Heilpädagogischen Hilfe in X tätig.

jetzt im 10. Jahr tätig im Wohnheimbereich.

dem Druck, Ehrenamtliche gewinnen zu müssen, auch so durch öffentlichen Druck.

Ich habe zu tun mit ehrenamtlichen Mitarbeitern, die innerhalb dieser großen Einrichtung vorwiegend im Zusammenhang der Beschützenden Werkstatt seit jeher da sind« (S. 5).

Herr Gold ist beim Diakonischen Werk des Kirchenkreises X seit ca. dreieinhalb Jahren angestellt und zuständig für die Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher HelferInnen. Er vermittelt Betreuungen im Bereich Vormundschafts- und Pflschaftsarbeit.

Herr Silber ist bei der Arbeiterwohlfahrt beschäftigt und im Rahmen seiner Tätigkeit für den Bereich Gewinnung von Ehrenamtlichen zuständig.

»bin dort beim Bezirksverband der Arbeiterwohlfahrt tätig, also bin Hauptamtlicher für den Bereich Grundsatzfortbildung, neue Projekte

in dem Zusammenhang auch mit dem Thema Ehrenamtlichkeit befaßt« (S. 9).

Herr Rosa ist seit ca. drei Jahren im Arbeitsbereich Aids tätig.

»bin Drogenberater in der Aids-Hilfe hier in X und komme aus dem Gesundheitsamt der Aids-Beratung und habe bis Mitte letzten Jahres Betreuung/Schule gemacht und seit ungefähr neun Monaten fast ausschließlich nur noch drogenabhängige Aids-Kranke« (S. 6).

Frau Hellblau bildete zehn Jahre lang Ehrenamtliche bei der Telefonseelsorge aus.

Herr Grau ist seit fünfzehn Jahren als Sozialarbeiter beim Sozialdienst Katholischer Männer beschäftigt. Er betreut Klienten und ist außerdem für die Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher HelferInnen zuständig.

9.4.2 *Berufliche HelferInnen und Institutionen* – »Ehrenamt wollen wir machen, Kommune oder freier Träger, aber wir stellen da niemanden für ab« (*Frau Orange*).

Die InterviewteilnehmerInnen reflektieren ihre Arbeitsbedingungen in bezug auf eine Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen.

Frau Orange:

»Diese Maßnahme (Jugendgerichtshilfe) besteht seit 1981. Mittlerweile sind vier Gruppen entstanden im Landkreis, also um die 10 Personen. Die Ehrenamtlichen im Alter von 21 bis 45 – ja, zwei sind, glaube ich, noch älter – betreuen jugendliche bzw. heranwachsende Straftäter, die dazu vom Gericht verurteilt worden sind, das muß man dabeisagen« (S. 5).

»Ehrenamt wollen wir machen, Kommune oder auch freie Träger, aber wir stellen da niemanden für ab. Das ist eine gefährliche Sache. So habe ich es häufig erlebt. müßte der Landkreis oder andere Kommunen – (...) – dieses oder den Nutzen darin auch sehen, mehr Sozialarbeiter einzustellen, daß diese Arbeit auch von denen geleistet wird« (S. 16).

Frau Orange erkennt einen Mangel der Jugendgerichtshilfe beim Landkreis, die nicht genügend Personal für den Aufbau einer kontinuierlichen Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen zur Verfügung stelle (vgl. dazu Einleitung; Kap. 3).

Herr Blau:

»die (Heilpäd. Hilfe) die Versorgung und Betreuung Behinderter, vorwiegend geistigbehinderter Menschen, im Stadt- und Landkreis X zur Aufgabe hat.

(...) Vorstandsarbeit einzubeziehen, wo die Ehrenamtlichkeit eigentlich traditionell schon sehr lange und sehr etabliert da ist. Das ist aber eine Ebene, die zunächst die Klienten gar nicht erreicht« (S. 5).

»(...) in einer Einrichtung bin, die eigentlich eine Aufgabe erfüllt einer lebenslangen Begleitung und einer lebenslangen und ziemlich einer allumfassenden Versorgung (...) was bis zu dem Zeitpunkt der Wohnheimaufnahme in der Regel die Mutter erledigt hat« (S. 26).

Herr Blau präsentiert sich als beruflicher Mitarbeiter, der verschiedene Ebenen der Tätigkeiten Ehrenamtlicher benennen kann. Er erkennt dabei, daß ehrenamtliche Vorstandsarbeit wenig mit den zu betreuenden KlientInnen zu tun hat.

Weiterhin beschreibt er Aufgaben der Institution im Betreuungsbereich, wobei eine konzeptionelle lebensweltorientierte Soziale Arbeit in diesem Bereich noch weiter zu entwickeln ist. Herr Blau hat mögliche Ansätze einer ganzheitlichen Betreuung erkannt, ihm fehlen aber vermutlich Anknüpfungspunkte, Ziele seiner Arbeit in dieser Institution verwirklichen zu können. Der Interviewpartner hat auch die Aufgabe übernommen, HelferInnen für eine lebenslange Begleitung der Klienten zu finden (vgl. Daten zur Person). MitarbeiterInnen in diesen Prozeß kontinuierlich einzubinden, ist vermutlich ein schwieriger Arbeitsauftrag.

Herr Gold:

»machen wir mit dem Sozialdienst Katholischer Männer zusammen einen Volkshochschulkurs« (S. 34).

Die Institution bietet Kurse zur Gewinnung ehrenamtlicher HelferInnen an. Diese werden auf ihre Tätigkeit ›offiziell‹ vorbereitet (vgl. dazu Kap. 2).

Herr Silber:

»daß überall dort, wo Hauptamtliche beschäftigt waren in Einrichtungen, die Ehrenamtlichkeit kaum vorhanden ist – bis auf den Bereich der Altershilfe, dort gibt es einige Bereiche« (S. 9).

»(...) Ortsverbänden arbeiten keine Hauptamtlichen. Dort besteht ein umfangreiches Angebot an ehrenamtlicher Arbeit – über Vorstandsarbeit, Seniorenarbeit, in allen Kreativbereichen, aber auch im Kinderbereich, Freizeitbereich, Bildungsbereich usw. Darüber (...) eine Umfrage gemacht mit dem Hintergrund, auch zu überprüfen, wo wird Ehrenamtlichkeit, oder wo werden Personen, die ehrenamtlich arbeiten, letztlich als Lückenbüsser gebraucht?

(...) unserer derzeitigen Sozialpolitik bewußt als Faktor mitgewertet wird – Ehrenamtlichkeit als Lückenbüßerei« (S. 14).

»(...) im Verband ist selbstverständlich, daß Vorstandsarbeit auf allen Ebenen, das sind Ortsverbands-, Kreisverbands- und Bezirksebenen und Bundesebenen, natürlich von Ehrenamtlichen besetzt wird. Aber die Vorstände sind ca. zusammengesetzt 60 % Männer etwa, 40 % Frauen. Die Basisarbeit in der ehrenamtlichen Arbeit, in den untersten Gliederungen, die ist fast zu 80 bis 90 % von Frauen besetzt« (S. 14).

»(...) AWO (...) Ehrenamtliche werden von Ehrenamtlichen und durch Ehrenamtliche bestimmt, nicht durch Hauptamtliche. Begleitet werden sie durch Hauptamtliche« (S. 49),

»(...) Die Vorstände kontrollieren auch die Hauptamtlichen, und das ist auch sinnvoll, daß es Ehrenamtliche sind« (S. 50).

Bei der Arbeiterwohlfahrt beeinflußt ein kompliziertes System von Zuständigkeiten die Tätigkeiten beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen.

Hier einige Varianten der Arbeitssituation:

- Ehrenamtliche sind im Vorstand tätig, von daher beruflichen MitarbeiterInnen vorgesetzt.
- Die Einstellung beruflicher HelferInnen verdrängte Ehrenamtliche aus einigen Arbeitsbereichen.
- Gleichzeitig werden durch die Tätigkeit von Ehrenamtlichen Planstellen für Berufliche eingespart.

Herr Silber problematisiert diese Verfahrensweisen explizit als Lückenbüßertätigkeit der Ehrenamtlichen.

In Ortsvereinen der Arbeiterwohlfahrt arbeiten Ehrenamtliche weitgehend autonom. Konflikte mit beruflichen MitarbeiterInnen treten dort vermutlich selten auf.

Herr Silber beschreibt eine Aufgabe der hauptamtlichen MitarbeiterInnen in der Begleitung ehrenamtlicher HelferInnen. Gleichzeitig kontrollieren Ehrenamtliche berufliche MitarbeiterInnen.

Diese vielfältigen Formen des Einsatzes beruflicher und ehrenamtlicher MitarbeiterInnen deuten auf mögliche Spannungen bei der Wahrnehmung verschiedener Aufgaben- und Arbeitsbereiche bei der Arbeiterwohlfahrt hin.

Eine gelungene Reflexion unterschiedlicher Fähigkeiten und Zuständigkeiten wird zwar ansatzweise in bezug auf organisatorische Aufgaben und Einsatzmöglichkeiten geleistet, aber inhaltliche Analysen der Verteilung von Funktionen fehlen. Herr Silber erkennt eine Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, reflektiert diese aber nicht (vgl. Kap. 2; 3).

Herr Rosa:

»(...) Die Aids-Hilfe hat ja eine Betreuergruppe, die setzt sich nur aus Frauen zusammen. Ich bin der einzige Hauptamtliche als Mann.

(...)Der Vorstand – da sind bei drei Leuten zwei Männer, eine Frau. Aber es ist auch schwierig. Was du da schon gesagt hast, Frauen sollten auch motiviert sein, das zu machen. Die wollen das auch gar nicht machen. Die wollten nicht in den Vorstand reingehen. (...) keine Lust (...), kein Interesse (...), zum Teil Angst (...), und dann haben sie sich wieder auf so Betreuungsaufgaben zurückgezogen, weil sie auch mehr Spaß daran haben« (S. 12).

In der Institution Aids-Hilfe sind überwiegend ehrenamtliche HelferInnen als BetreuerInnen tätig.

Herr Rosa zieht aus dieser Situation die Schlußfolgerung, daß Frauen die sogenannte Basisarbeit in ihrer Tätigkeit bevorzugen würden (vgl. Kap. 3). Er geht davon aus, daß ehrenamtlich tätige Frauen auch für die Arbeit im Vorstand nicht zu gewinnen sind, um ein gleichberechtigtes Verhältnis herzustellen.

Frau Hellblau:

»Ja, also da (Telefonseelsorge) sind 140, im Augenblick wohl 110 ehrenamtliche Menschen« (S. 8).

»(...) ein hochbrisantes politisches Thema.

(...) Im schlimmsten Falle sind wir dabei, z. B. Frauenarbeitsplätze wegzukürzen, wenn wir eine Ehrenamtlichkeit jetzt untermauern« (S. 11).

»(...) eine Beschäftigungspolitik der Kirche ist, und die Kirche ist ja nun mal eine der größten Arbeitgeberinnen, die wir haben, das die zu billigen Arbeitskräften kommen, da bin ich persönlich ganz überzeugt, und wenn ich dann noch denke, daß das eine Männerkirche ist, dann haben sie die billigen Arbeitskräfte an Frauen« (S. 22).

Die Interviewpartnerin problematisiert die Tatsache, daß Arbeitsplätze für Frauen, durch ehrenamtliche Tätigkeit verstärkt wegfallen können.

Das sozialpolitische Problem ehrenamtlicher Tätigkeit – verstanden als eine Lückenbüßertätigkeit – die insbesondere Frauen ausfüllen, enthält ein hohes Konfliktpotential. Frau Hellblau kritisiert in diesem Zusammenhang ihren Arbeitgeber, die Kirche.

Herr Grau:

»Der Sozialdienst Katholischer Männer ist ein Verein, der, wie viele andere auch, im Bereich der Wohlfahrtspflege schon stark immer ausgehend von Ehrenamtlichen und dann in Begleitung mit Professionellen mit der professionellen Hilfe arbeitet, der insbesondere dann auch so das Problem Ehrenamtlichkeit und Professionalität Konkurrenz oder was spielt sich da so häufig ab, häufig erfahren hat.

(...) Bereich der Hilfen, Besuchsdienste für psychisch Kranke, seelisch Behinderte – (...) Einzelpflegschaften und Vormundschaften,
 (...) wir sind nicht nur auf Vereinsmitglieder und nur diese Mitgliedsstruktur aus, sondern auch auf Helfer, die nicht unbedingt Mitglied sein müssen« (S. 63),
 »(...) Organisationen werden durch ihr Organisationsein unflexibel.
 (...) und die Leute, die mit drin eingebunden sind, sind dann auch teilweise mit unflexibel,
 (...) wird danach Sozialarbeit auch ausgerichtet, was der Pflegesatz hergibt oder was gerade in ist – politisch oder so was, Planstellen – was machbar ist« (S. 72).

Wie auch in anderen befragten Institutionen festzustellen ist, fehlen vermutlich Konzepte, die die Arbeit beim Sozialdienst Katholischer Männer transparent werden lassen bzw. durch eine Verdreieckung von Hilfe (vgl. Kap. 4.3) Aufgabenbereiche klarer voneinander abgrenzen.

Der Sozialdienst Katholischer Männer legt keinen Wert auf eine Mitgliedschaft im Verein, um ehrenamtlich tätig zu werden. Inwiefern diese Mitgliedschaft kostenpflichtig ist, wird nicht näher beschrieben.

Die Aussagen von Herrn Grau deuten darauf hin, daß er Berufsprofile seiner KollegInnen kritisch betrachtet, denen ein flexibler, kreativer Umgang mit Arbeitsaufträgen schwerfällt. Zudem deuten sich Konflikte in der Zusammenarbeit »Konkurrenz« zwischen Beruflichen und Ehrenamtlichen an.

Zusammenfassung

In fast allen Institutionen, bei denen die InterviewpartnerInnen beschäftigt sind, fehlen vermutlich Konzepte und berufliche MitarbeiterInnen, die eine qualifizierte Zusammenarbeit mit ehrenamtlichen HelferInnen gewährleisten könnten. Zuständigkeiten sind kompliziert verteilt und die Situation des Klientels wird anscheinend zu wenig berücksichtigt. Frauen werden für die ehrenamtliche Basisarbeit bevorzugt als MitarbeiterInnen herangezogen (vgl. Kap. 3).

9.4.3 *Berufliches Handeln* – »Alltagsfragen zu beantworten, oder wie gehe ich miteinander um, oder was kann da vorkommen (...) ziemlich brisantes Thema, Ehrenamtliche in die Arbeit einzubauen« (*Frau Orange/Herr Blau*).

Die beruflichen InterviewteilnehmerInnen sind in der Lage ihr berufliches Handeln zu reflektieren.

Frau Orange:

»Wenn das Jugendamt kommt, das Fremdbild besteht noch, wird die Tür zugemacht, werden keine Dinge mehr preisgegeben, keine Probleme preisgegeben« (S. 16).

»(...)Anleitung ist, Alltagsfragen zu beantworten, oder wie gehe ich miteinander um, oder was kann da vorkommen.

(...) es ist wichtig, daß man Fortbildung macht, Gesprächsführung oder sonstige Dinge. Auch so: Wie sieht es in manchen Familien aus, was für Defizite sind da vorhanden? Ich denke, das ist wichtig, um so Hintergrundinformationen auch den Ehrenamtlichen zugänglich zu machen. Also nicht nur dieses ganz Saloppe, ja, was so im Alltag passiert, wie habe ich zu reagieren, sondern auch differenzierter darauf eingehen, was ist mit diesen Jugendlichen oder – diese Vorinformation (...)

den Jugendgerichtshilfebericht gebe. Da steht ja über die Jugendlichen, über deren Persönlichkeit, soziales Umfeld, Schule, Familie alles drin, soweit wie es mir zur Kenntnis gebracht worden ist. Also diesen Kenntnisstand besitzen die« (S. 52).

Die Rekonstruktion der Aussagen von dieser Interviewpartnerin deutet darauf hin, daß sie zu ihrem beruflichen Handeln eine kritische Distanz aufbauen kann. Eine Orientierung an administrativen Vorgaben schafft eine geringe Basis, um ein Vertrauensverhältnis zu den Klienten herzustellen. Sie gibt die Kenntnisnahme von Akten als Kriterium zur Erfassung der je spezifischen Lebenswelt und Situation ihrer Klienten an. Außerdem versucht sie Ehrenamtliche durch Fortbildungen weiter zu qualifizieren. Inwieweit sie Lebenslagen und Alltagswelten der einzelnen Jugendlichen erfassen kann, wird von ihr wenig thematisiert. Sie betrachtet sich als ist die Vermittlerin einer Betreuer Tätigkeit. Vermutlich richtet sie ihr Handeln nach einem therapeutischen (klinisch-kurativen) Modell aus⁹³ – in Form von Diagnose-Therapie-Beratung -. Sie kann so über ihr sogenanntes Alltagswissen hinaus mögliche Krankheits- bzw. Symptombilder entwerfen. Regeln der Gesprächsführung sind für sie dabei handlungsleitend. Ehrenamtliche HelferInnen bietet sie Informationen zu den einzelnen Jugendlichen an.

»(...) denke ich, daß Sozialarbeiter durchaus noch engagiert sein können, und Sie zeigen uns gerade hier so das Fremdbild des Sozialarbeiters, wie es in der Bevölkerung besteht. Sozialarbeiter die sitzen da, sind ruhig, sagen kaum noch was, so wie ich es auch vielfach erlebe – die Frustration der Leute« (S. 71).

»(...) immer so sehr das Fremdbild ist, so wird ein Sozialarbeiter gesehen: unkritisch.

(...) Ein Sozialarbeiter leidet darunter, denke ich, allein zu sein mit seinen Problemen, (...) man darf sich, man darf keine Schwäche zeigen. Aber gerade das ist es, dieses optimistische Leben, und ich denke, da ist gerade für soziale Berater sehr wichtig.

(...) Immer wieder dieses: »Mut, neuer Fall, ich fange wieder von vorne an« (S. 72).

Ihre Aussagen deuten auf eine Berufsstatusunsicherheit hin, die sich durch mangelndes Selbstvertrauen und den geringen Austausch mit KollegInnen verstärkt. Sie kann zwar Mängel im sozialarbeiterischen beruflichen Handeln erkennen, aber vermutlich keine alternativen strategischen Handlungsmöglichkeiten, die eine gelungene berufliche Identität fördern, entwickeln (vgl. Kap. 1).

Herr Blau:

»als familienersetzende Hilfe oder so was beschreibt. Das führt dazu, daß es ein ganz besonders empfindliches Berufsbild, (...) von Mitarbeitern im Wohnheimbereich gibt. Eigentlich hat man das Gefühl, wir tun was, was jeder eigentlich macht und muß sich ständig auch mit Ansprüchen von Angehörigen auseinandersetzen, muß das eigene Berufsbild herausstreichen, und wir sind in dem Bereich, das ist auch ein späteres Thema, nicht sehr gut imstande, ehrenamtliche Hilfe in diesen Bereich einzubauen, weil auf dieser Ebene, wo das sehr sehr wenig spezifisch ist, wo das eigene Berufsbild, und da schließe ich so Sozialarbeiter, Psychologen im weiteren Sinne auch mit ein in diesen Einrichtungen, so unspezifisch ist und alle möglichen Bezüge aufnimmt und letztlich auch der Ausgebildete das sehr laienhaft ausfüllt.

⁹³ Vgl. dazu OLK 1986.

(...) furchtbar komplizierte Geschichte (...)
 (...) ziemlich brisantes Thema, Ehrenamtliche in die Arbeit einzubauen.
 (...) In der Klärung eines Berufsbildes von Mitarbeitern im Wohnheimbereich (...) wo der einzelne Mitarbeiter erkennen muß: Was leiste ich eigentlich als Garantiearbeit, und wo ist vielleicht das freiwillige persönliche Element in den Beziehungsqualitäten, die das entwickeln kann, sinnvoll, und wie setze ich mich dazu in Beziehung« (S. 26)?
 »(...) einen Beruf in dieser Richtung auszuüben, (...). menschlich sein zu wollen« (S. 39).
 »(...) daß die Leute, die dort tätig sind, sei es als Erzieher, Heilerziehungspfleger, Sozialarbeiter (...) oder wie auch immer oder jetzt auch mit z. T. Leitungsfunktion, wir haben keine berufliche Identität, und wir leiden darunter, und darum ist die Herausforderung von Laien so eine unheimliche Bedrohung und wird dann in bezug auf Geld, wenn die alle Geld kriegen, dann machen die ja das gleiche wie ich, (...) Ich denke, mein Beitrag müßte sich qualitativ davon unterscheiden, und ich fände es schwer, das darzustellen« (S. 76).

Die Aussagen dieses Interviewpartners deuten auf eine Berufsstatusunsicherheit hin. Ihm fehlen anscheinend konkrete Abgrenzungsmöglichkeiten gegenüber der Tätigkeit von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen. Herr Blau hat wesentliche Elemente einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit erkannt – die Orientierung am Alltag der Klienten – . Dennoch führt seine Herangehensweise zu Verunsicherungen, da er die hohe Bedeutung dieser Kompetenzen nicht reflektiert und demzufolge quasi als Banalität abwertet. Seine Haltung führt auch zu Problemen gegenüber der Tätigkeit von ehrenamtlichen HelferInnen.

Die Aussage »menschlich sein zu wollen« wirkt wie eine Problematisierung seiner Arbeit, bei der empathisches Handeln als eine Forderung an ihn nur schwerlich zu verwirklichen ist. Herr Blau entwickelt Thesen über eine erschwerte Ausbalancierung der beruflichen Identität, speziell in dieser Einrichtung, unter den gegebenen Bedingungen. Hauptamtlichen fehlen gezielte Reflexionen ihrer Tätigkeiten, die es ihnen ermöglichen, eine Qualität ihrer Arbeit zu erkennen. Aus diesem Dilemma wird auch die Zusammenarbeit mit ehrenamtlichen HelferInnen im Betreuungsbereich erschwert. Einziger Unterschied zu ehrenamtlichen HelferInnen ist lediglich die Bezahlung.

Herr Gold:

»Es ist sehr schwierig für fremde Menschen, die behindert sind oder für gefährdete erwachsene Personen aus allen Bereichen – Psychiatrie, Straffälligkeit, Sucht -, Menschen zu gewinnen, die sich darum kümmern, und zwar darum kümmern, daß sie auch über den Besuchsdienst gesetzlich verantwortlich werden; der schwierigste Zweig mit der ehrenamtlichen Arbeit« (S. 8).
 »(...) Meine Belastungsgrenzen sind auch sehr oft erreicht, weil ich das ja nun für über 50 Leute mache, was die Ehrenamtlichen für einen machen müssen oder sollen.
 (...) Vermögenssorge oder die Rechtsangelegenheiten immer noch mehr im Vordergrund stehen als die persönliche Betreuung« (S. 47).

Der Interviewpartner kann seine Belastungsgrenzen als Betreuer einschätzen und das Potential an Vorteilen in der Betreuer Tätigkeit von ehrenamtlichen HelferInnen erkennen.

Herr Gold orientiert sein berufliches Handeln vermutlich überwiegend an administrativen Regelungen; empathisches, an der Lebenswelt orientiertes Vorgehen ist ihm aufgrund der hohen Fallzahlen nicht möglich. Er reflektiert zwar seine handlungsleitenden, belastenden Ziele, benennt aber keine alternativen Strategien.

Herr Silber:

»Arbeit macht, (der berufliche Mitarbeiter) häufig nur mit der Motivation, daß er am Monatsende dafür bezahlt wird« (S. 70).

»(...)Brennpunkte, die Schwachpunkte aus der inhaltlichen Arbeit herauszufiltern, daß die immer auch in der Konfrontation mit der Einrichtungsleitung stehen.

(...) kann aus einem Anstellungsverhältnis – dieses weite offensive Arbeiten und Dranbleiben, Kritisieren usw., Drauflosgehen – häufig nicht passieren. Deswegen – da sind Ehrenamtliche einfach besser dran« (S. 71).

Die tarifliche Entlohnung der beruflichen HelferInnen nimmt bei nahezu allen InterviewteilnehmerInnen einen hohen Stellenwert bei der Ausübung ihrer Tätigkeit ein.

Herr Silber vertritt scheinbar die These, daß Konflikte aus administrativen sowie konzeptionellen Vorgaben der Institutionen entstehen können. Beruflichen HelferInnen werden durch den formalen Arbeitsvertrag Möglichkeiten erschwert, Kritik an festgeschriebenen Regelungen auszuüben und Flexibilität im Umgang mit verschiedenen Personengruppen zu beweisen. Zudem stellt Herr Silber fest, daß Ehrenamtliche ihre Interessen konkreter vertreten könnten, als berufliche HelferInnen.

Ehrenamtlichen werden Handlungsspielräume und Freiheiten zugeschrieben, die größer sind als die der beruflichen HelferInnen.

Herr Rosa:

»Ich habe die Erfahrung gemacht, das könnten auch Hauptamtliche machen – diese Lebensbegleitung, aber nach einer gewissen Zeit ist derjenige so frustriert, daß er da keine Lust mehr zu hat, weil das doch zu wenig Arbeit ist, und da sind wir dazu übergegangen, diese reine Betreuungsarbeit, die jetzt nichts Verwaltungsmäßiges aufwirft, durch Neben- oder Ehrenamtliche zu praktizieren.

(...) Als Hauptamtlicher hätte ich Schwierigkeiten, das auch zu verkaufen oder so: ich betreue einen oder zwei, ich müßte ja dann halt doch mehrere betreuen, und irgendwann habe ich nicht mehr diese Sensibilität, auf den einzelnen einzugehen« (S. 15).

»Das ist halt so, kraft Bezahlung muß ich da ja weiterarbeiten« (S. 16).

»(...) Es kommt auch darauf an, wie der Typ gerade drauf ist oder die Frau drauf ist, der da hauptamtlich arbeitet. Wenn er locker offen ist, Leute motivieren kann, dann kommt er mal so vorbei und trinkt mal Kaffee. Wenn da aber ein Typ arbeitet, der ein bißchen introvertiert ist, so daß die Leute weniger Lust haben, so aus Jux und Dollerei vorbeizukommen. Das, denke ich, zum Teil hängt das mit den Leuten zusammen und hängt auch damit zusammen, daß natürlich so Hauptamtliche das Gefühl haben, sie müßten strukturiert arbeiten, und das nervt Ehrenamtliche natürlich einfach.

(...) bin ich bemüht, jemanden zu finden, von dem ich das Gefühl habe, er könnte den betreuen. Und da habe ich eigentlich wirklich keine klassischen Kriterien, weil ich habe auch nichts ab. Es ist mein eigenes Gefühl, so meine Lebenserfahrung, daß man dann vielleicht sagt: »Ja, der- oder diejenige könnte das wohl machen.« Das ist nicht 'ne Ausbildungsbedingung, das ist so biographisch bedingt« (S. 59).

Die Aussagen von Herrn Rosa deuten darauf hin, daß er keine speziellen Anforderungen an seine beruflichen Kompetenzen in der Betreuungsarbeit sieht und sich auf sein »Gefühl« verläßt. Vermutlich hat er die Wertigkeit einer Lebensbegleitung – insbesondere bei HIV-Infizierten – nicht genügend erkannt. In dieser Betreuungsarbeit steckt eine hohe Herausforderung an den jeweiligen Helfer, eine Lebensbewältigung in dieser bedrohlichen Situation des Klienten mitzugestalten.

Dennoch erkennt er die eingeschränkten Möglichkeiten beruflicher HelferInnen bei zu großen Fallzahlen empathisch zu handeln, die zu Berufskrisen führen können, an (vgl. Kap. 1; 4).

Seine berufliche Tätigkeit definiert er über die tarifliche Bezahlung und nicht über den Arbeitsvertrag bzw. die inhaltliche Arbeit.

Ein Kriterium zur Gewinnung von ehrenamtlichen Helfern ist für ihn ein positives extrovertiertes Charisma. In diesem Zusammenhang betont Herr Rosa, daß ehrenamtliche Helfer an strukturierter beruflicher Tätigkeit Kritik üben würden. Meine Interpretation geht dabei dahin, daß nicht nichtstrukturiertes Arbeiten kritisiert würde, sondern unflexibles Arbeiten.

Als handlungsleitendes Wissen nennt er seine Intuition, sein Alltagswissen, seine bisherigen biografischen Erfahrungen. Eine berufliche Identität, die handlungsleitende Konzepte entwickeln kann und das eigene Handeln reflektiert, sind bei Herrn Rosa noch nicht zu erkennen.

Herr Grau:

»den sinnvollen Einsatz von Ehrenamtlichen, der unter Umständen zusätzlich auch Aufgabenfelder für Profis, nämlich in der Begleitung von Ehrenamtlichen, erschließen kann« (S. 44).

»(...) da das zu finden, aber doch so einzusetzen, daß er nicht gefrustet ist, daß nicht andere Leute dabei kaputtgemacht werden (...) – vom Heranführen vom relativ unverbindlichen Miteinanderumgehen auf dann verbindlichere Formen, deswegen auch verbindlichere Formen, wie z. B. Übernahme von einer Vormundschaft

(...) wir unseren Ehrenamtlichen immer auch mit anzubieten so das Einzelgespräch bei Einzelproblemen.

(...) ehrenamtliche Arbeit auch halbwegs qualifiziert und vernünftig und verantwortbar für alle Beteiligten da leistet« (S. 63).

»(...) und die Leute, die mit drin eingebunden sind, sind dann auch teilweise mit unflexibel« (S. 73).

Wiederum ergibt die Analyse, daß ein Konzept zur produktiven Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen vermutlich fehlt. Zwar sind Ansätze zu erkennen, die eine gelungene Kooperation ermöglichen könnten, konkrete Hinweise fehlen, – auch aus einer gewissen Unflexibilität heraus. Derzeit soll der Einsatz zwar »sinnvoll« gestaltet werden, handlungsleitendes Wissen dazu fehlt scheinbar. Die Aussagen des Interviewpartners deuten auf eine diffuse Arbeitshaltung in der Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen hin. Einzige Kriterien sind gesetzliche Vorgaben bei der Übernahme einer Betreuung.

Zusammenfassung

Die befragten beruflichen HelferInnen präsentieren sich als MitarbeiterInnen, die ihr Handeln überwiegend an administrativen, konzeptionellen Vorgaben orientieren, die

einen flexiblen Umgang mit Aufgaben in der Sozialen Arbeit beeinträchtigen. Sie können ihr Handeln zwar reflektieren, dennoch gelingt es ihnen nur in Ansätzen ›Lebenswelten‹ angemessen zu erfassen. Handlungsleitende Orientierungen zur Gewinnung und Begleitung von Ehrenamtlichen fehlen weitgehend. Ein berufliches Wissen, so wie ich dieses in Kap. 1 skizziert habe, konnte der überwiegende Teil der Befragten anscheinend noch nicht entwickeln, sie wirken eher verunsichert.

9.4.4 *Zum Verhältnis von beruflichen HelferInnen und Hilfebedürftigen –*
»versuchen, so eine Art Bodychart angehen zu lassen, (...) ein Aidskranker nach Möglichkeit einen festen Betreuer hat« (Herr Rosa).

Die InterviewteilnehmerInnen geben wenig Hinweise zur Situation der Adressaten der Hilfeleistungen.

Frau Orange:

» – mit zu Hausbesuchen, lernen solche Jugendliche mal kennen. (...) Sie lernen die einfach mal kennen, nehmen teil an Gerichtsverhandlungen, an Hauptverhandlungen und entscheiden sich so dann zu einer Betreuung« (S. 50).

In der Anfangsphase einer Betreuung beteiligt sich die Interviewpartnerin an der Entstehung einer Hilfebeziehung, um den ehrenamtlichen Helfer und den Klienten zu einer gelungenen Zusammenarbeit zusammenzuführen. Weitere Unterstützungsleistungen von seiten der beruflichen HelferInnen thematisiert sie nicht. Die Form der Kennenlernphase – die Gerichtsverhandlung – zur Vermittlung der Betreuung, könnte problematisch für den Klienten werden, da er im Rahmen einer Verhandlung gesellschaftlich stigmatisiert wird.

Herr Blau:

»Da ist der behinderte, der geistigbehinderte Mensch, der kann vielleicht lernen, allein ein Eis kaufen zu gehen, aber dann hat er schon viel erreicht. Das ist so ein sehr minimales Ziel, und der wird lebenslang auf Betreuung und Zuwendung angewiesen sein. Das ist sehr schwierig. Also da ist es auch sehr schwierig, jemanden verlässlich verbindlich einzubinden« (S. 26).

»(...) in meinem Bereich (Heilpädagogische Hilfe) zumindest ist Betroffenheit oder Begegnung mit den Menschen, wo man einfach jetzt bei Geistigbehinderten, das ist auch eine dankbare Zielgruppe, muß man sagen, weil die einfach zwischenmenschlich auch honorieren im Sinne von Zärtlichkeit, liebevoll« (S. 39).

»(...) Sozialarbeiterin, die verstärkt in dem Bereich angesiedelt tätig ist, Projekte anbietet für Behinderte und Nichtbehinderte, wo das Angebot zunächst mal was Allgemeines ist,

(...) Was bringt das für den Hilfeempfänger?

(...) aber selbst unsere Einrichtung mit teilstationären und kleineren Wohnheimen wird in Frage gestellt, und da ist, glaube ich, für den Behinderten, betroffenen Klienten, Jugendlichen, wie auch immer, ein höheres Maß an Eigenständigkeit und Nichtvereinnahmung durch Institutionen entstanden« (S. 76).

Der Interviewpartner problematisiert ein Ziel im Behindertenbereich, kontinuierliche Hilfe zu gewährleisten. Die Soziale Arbeit in diesem Bereich orientiert sich an kleinen alltäglichen Formen der Lebensbewältigung und dauert ein Leben lang.

Eine Gewinnung von Mitarbeitern für diese Tätigkeit ist schwierig. Herr Blau erkennt einen emotionalen Gewinn der Helfer, insbesondere bei der Zielgruppe der

Behinderten ist Dankbarkeit in Form von gefühlsbetonter Wärme zu spüren, dennoch konnte er bislang wenig Strategien entwickeln, HelferInnen für die Arbeit zu gewinnen.

Im Konzept dieser Institution tritt die Sichtweise der Klienten wieder stärker in den Mittelpunkt von handlungsleitenden Zielen, demzufolge werden institutionalisierte Regelungen kritisiert und entsprechend modifiziert.

Der Interviewpartner stellt eine Veränderung in sozialarbeiterischem Handeln fest, das immer weniger am direkten Kontakt zum Klienten orientiert ist, sondern verstärkt als sogenanntes social-management betrieben wird. Herr Blau ist der einzige Teilnehmer, der konkret über Adressaten der Hilfeleistungen spricht.

Herr Gold:

»Zunächst mal macht das eben der Hauptamtliche, der beide Parteien fragt: ›Das ist der und der, der will das und das von dir, willst du das auch?«

(...) Wenn beide zustimmen, dann wird ein erstes Treffen vereinbart, worauf sich dann die ehrenamtliche Hilfe dann weiterhin ergeben kann oder auch nicht.

(...) der neue Helfer wie auch der Hilfebedürftige das möchte, wird er auch durch den Hauptamtlichen begleitet, der sich danach dann immer nach und nach zurückzieht und eben der Helfer dann auch schon die nötigen Vorinformationen, ob es rechtlicher, psychiatrischer oder sonstiger Art ist, weiß« (S. 38).

Die Schilderungen von Herrn Gold deuten darauf hin, daß er eine Betreuungsform arrangieren möchte, die mit dem theoretischen Modell der Verdreieckung von Hilfe in Verbindung zu bringen ist (vgl. Kap. 4.3). Berufliche HelferInnen übernehmen dabei die Aufgabe diese Hilfebeziehung zu organisieren und zu begleiten. Hier existiert in dem Bereich der Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen ein Konzept, daß zumindest die Vermittlung und die Anfangsphase einer Betreuung berücksichtigt.

Hinweise auf den weiteren Verlauf der Begleitung der Betreuung fehlen. Die Sichtweise der Klienten wird von Herrn Gold ansatzweise berücksichtigt.

Herr Rosa:

»versuchen, so eine Art Bodychart angehen lassen, (...) ein Aids-Kranker nach Möglichkeit einen festen Betreuer hat, der halt auch ausschließlich Verantwortung trägt, was mit dem Menschen passiert, und das ist halt eine lebenspraktische Begleitung des Kranken. Und so bei schwierigen Fällen, bei Rechtsstreitigkeiten oder bei Knatsch im Sozialamt, bei Krankenkassen wird dann halt der Sozialarbeiter oder ein Hauptamtlicher dafür eingesetzt, um den zu unterstützen« (S. 15).

»(...) Auswahl, zur Begleitung, zu einem ganz anderen Punkt. Meine Hauptaufgabe ist es halt, sage ich mal, so die Leute in der Anfangsphase eben zu begleiten, wenn ich erfahre, daß jemand drogenabhängig ist und positiv ist.

(...) und dann habe ich noch soviel Zeit, den am Anfang relativ intensiv zu betreuen – zum Teil zwei, drei Stunden am Tag pro Person. Wenn ich das Gefühl habe, so die banalsten Sachen sind geregelt, bin ich bemüht, jemanden zu finden,

(...) es sind zum Teil, es ist schwierig für mich, mich von denjenigen mich zu verabschieden, zu sagen: Ich habe nicht so ganz viel Zeit für dich. Das tut mir selber weh, aber es geht dann halt nicht mehr. Und dann mit der reinen Option für den Ehrenamtlichen bei Schwierigkeiten. Du kannst mich immer fragen« (S. 59).

Herr Rosa strebt in seiner Tätigkeit den Aufbau eines sogenannten social-management an. Er versucht dabei in seiner Tätigkeit eine Verdreieckung von Hilfe zu verwirkli-

chen (Kap. 4.3). Konzeptionell sind seine handlungsleitenden Ziele jedoch nicht genügend durchdacht.

Herr Rosa skizziert einen Betreuungsverlauf, der von einem beruflichen Helfer eingeleitet und von einem ehrenamtlichen Helfer übernommen wird. Diese Form der Zusammenarbeit reflektiert er zu wenig in bezug auf eine mögliche Konkurrenz beruflicher und ehrenamtlicher HelferInnen. Der Interviewpartner beschreibt seine eigenen beruflichen Probleme in einer Hilfebeziehung (vgl. Kap. 1). Die Situation der Klienten, die von unterschiedlichen Helfern betreut werden, erfaßt er anscheinend wenig.

Zusammenfassung

Fast alle beruflichen InterviewteilnehmerInnen geben wenig Hinweise auf die Situation der einzelnen Klienten. Sie gehen auf die Vermittlung einer Hilfebeziehung ein, wobei sie meines Erachtens Lebenswelten der Hilfebedürftigen wenig erfassen und reflektieren. Auf den weiteren Verlauf der Betreuer Tätigkeit durch Ehrenamtliche üben sie nur ansatzweise Einfluß aus.

9.4.5 *Die Bezahlung Ehrenamtlicher aus der Sicht Beruflicher – »Ehrenamtliche Tätigkeit kostenlos – ja, denn sonst ist es keine ehrenamtliche Tätigkeit« (Herr Gold)*

Nahezu alle beruflichen InterviewteilnehmerInnen werden unsicher, wenn die Bezahlung der Tätigkeit bzw. Hilfeleistungen von Ehrenamtlichen thematisiert wird.

Frau Orange:

»Ich denke, die sollten auf jeden Fall eine Aufwandsentschädigung bekommen. Das ist das mindeste. Zum anderen denke ich, diese Aufgabe ist so wichtig, die die ehrenamtlich machen, das müßten eigentlich wirklich auch professionelle Leute tun« (S. 68).

»(...), wenn es nicht bezahlt wird, ist es nichts wert, aber das will ich so für mich auch nicht gelten lassen. Gut – was ich schlimm finde, ist so, daß bei uns nur Kosten entschädigt werden, nicht einmal eine Aufwandsentschädigung. Ich denke, das wäre etwas, wo man noch dran arbeiten müßte« (S. 74).

»Richtig, es werden die reinen nackten Kosten, die entstanden sind, das sind Kilometergeld und Telefonkosten, sonst nichts, bezahlt« (S. 75).

In den Aussagen dieser Interviewpartnerin deutet sich eine widersprüchliche Haltung zur ehrenamtlichen Tätigkeit an. Zum einen reduzieren Ehrenamtliche Arbeitsplätze, zum anderen sind sie gesellschaftlich nützlich und notwendig (vgl. Kap. 3).

Frau Orange vertritt die Auffassung, daß berufliche HelferInnen in jedem Fall für die zu leistende Soziale Arbeit bevorzugt eingestellt werden sollten.

Herr Gold:

»Ehrenamtliche Tätigkeit kostenlos – ja, denn sonst ist es keine ehrenamtliche Tätigkeit« (S. 69).

Für Herrn Gold ist die tarifliche Entlohnung seiner Sozialen Arbeit anscheinend ein wichtiges Kriterium zur Abgrenzung der Tätigkeiten zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen.

Vermutlich wäre er in seinem beruflichen Handeln stark verunsichert, wenn ehrenamtliche Arbeit ebenfalls entlohnt würde.

Herr Silber:

»Großteil der Menschen, die eine Bezahlung dafür nicht ablehnen würden, aber die ist nicht da« (S. 36).

»Also kostenlos heißt ja aber immer noch, daß – Aufwandsentschädigung usw. ist gelaufen, nicht? Die kriegen sie erstattet, das ist selbstverständlich« (S. 67).

»(...) – kostenlos oder nicht, muß ehrenamtliche Arbeit kostenlos sein ? (...), ›ja«, damit sie unabhängig ist. (...) ›nein«, sie darf zumindest nie Lückenbüßer sein für Haushaltsengen in der sozialen Arbeit oder Engpässe« (S. 74).

»Ehrenamtliche Arbeit wird schon als einkalkulierter Faktor gesehen (...) Bundesebenen- und auf Landesebenenverhandlungen habe ich das ganz klar immer wieder gehört, ob das bei Stellenplänen war oder sonstwo: »Ja, können Sie das denn nicht ehrenamtlich abdecken?« (...) auch ehrenamtliche Arbeit überall dort mit einzusetzen, um an hauptamtlichen Kräften, also Geld auch einzusparen. Und das ist auch die Gefahr an der ehrenamtlichen Arbeit, und da ziehen wir nicht mit« (S. 82).

Herr Silber vertritt die These, daß dann, wenn ehrenamtliche Tätigkeit nicht bezahlt wird, sie eine unabhängig soziale Arbeit bleiben kann. Er übersieht dabei, daß diese Dienstleistung bestimmten Abmachungen und Vereinbarungen unterliegt (vgl. Kap. 2).

Der Interviewpartner thematisiert ein sozialpolitisches Problem ehrenamtlicher Tätigkeit als Lückenbüßertätigkeit, die der Kostenersparnis im Sozialsektor diene – Einsparungen bei der Einstellung beruflicher HelferInnen über den Einsatz von ehrenamtlichen HelferInnen (vgl. dazu Kap. 3). Herr Silber betrachtet diese Vorgehensweise kritisch.

Herr Rosa:

»bei uns, das sind also Hausfrauen, wo die Kinder aus dem Haus gegangen sind, die sind nicht drauf angewiesen, Geld zu verdienen. In der Regel verdienen die Männer ganz gut« (S. 25).

»Paar Stichpunkte zur Vergütung. (...) in der Aids-Hilfe den Leuten angeboten worden ist, auch Aufwandsentschädigung zu bezahlen, das ist aber abgelehnt worden, ›weil wenn ich dafür Geld kriege, dann mache ich das nicht mehr.« Das waren auch meist Leute, die hatten auch in der Regel Geld genug, die waren nicht darauf angewiesen, nebenbei noch Geld zu verdienen. Wenn es Leute gewesen wären, die sonst in der Kneipe hätten arbeiten müssen, hätte ich es auch in Ordnung gefunden, wenn die ein bißchen Geld dafür bekommen hätten, das wäre auch in Ordnung gewesen« (S. 79).

Die Einstellung dieses Interviewpartners zur Bezahlung Ehrenamtlicher ist problematisch zu betrachten. Seine Aussage, daß verheiratete Frauen kein eigenes Geld benötigen, ist äußerst befremdend und frauenfeindlich.

Anscheinend haben die ehrenamtlichen HelferInnen der Aids-Hilfe Aufwandsentschädigungen abgelehnt. Diese Aussagen stehen im starken Widerspruch zu den Aussagen der ehrenamtlichen HelferInnen der Aids-Hilfe.

Herr Grau:

»Aufwandsentschädigungen für ehrenamtliche Tätigkeit zu bekommen, halte ich es durchaus für legitim, daß Ehrenamtliche dann auch diese Möglichkeiten in An-

spruch nehmen. Das zu forcieren, Ehrenamtliche mit solchen Mitteln zu werben, ist, glaube ich, ein untaugliches Mittel eigentlich. Es ist ein untaugliches Mittel, deswegen auch gar nicht nötig. Wenn, sollte man sich dann viel mehr Gedanken, denke ich, darum machen, so in der Begleitung Ehrenamtlicher, in der Gewinnung, Motivation, Begleitung, Schulung Ehrenamtlicher da verstärkt solche Mittel einzusetzen« (S. 80).

Herr Grau deutet darauf hin, daß tragfähige Konzepte zur Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen noch entwickelt werden müssen. Gelder sollten in die Entwicklung gezielter Konzepte investiert werden. Der Interviewpartner hält die finanzielle Aufwandsentschädigung Ehrenamtlicher für ausreichend.

Zusammenfassung

Die Analyse der Aussagen der beruflichen HelferInnen hat ergeben, daß bei einer Entlohnung der ehrenamtlichen Tätigkeit – die über eine Aufwandsentschädigung hinaus gezahlt wird – ausgebildete, berufliche HelferInnen bevorzugt eingestellt werden sollten.

Werden Ehrenamtliche für ihre Tätigkeit über ein geregeltes, niedriges Maß hinaus entlohnt, entstehen Konflikte, da berufliche HelferInnen scheinbar unter einer Berufsstatusunsicherheit leiden und wenig Abgrenzungsstrategien gegenüber ehrenamtlichen HelferInnen entwickelt haben. Dabei wird die Bezahlung zu einem konkreten Merkmal zur Unterscheidung der jeweils geleisteten Sozialen Arbeit.

9.4.6 Die Motivation ehrenamtlicher HelferInnen aus der Sicht Beruflicher – »so mit Defiziten (...) einfach so menschlich sein zu wollen (...) Betroffenheit (...) man mit sich selbst nicht im reinen ist (...) Menschen mit Krisenerfahrungen« (Frau Orange/Herr Blau/Herr Silber).

Die InterviewpartnerInnen geben vielfältige Hinweise auf Motive Ehrenamtlicher, eine Betreuer Tätigkeit zu übernehmen.

Frau Orange:

»Aber Frauen lassen sich auch häufiger ansprechen. Die Erfahrung habe ich gemacht bei diesen Ehrenamtlichen, daß Frauen doch geneigter sind, Betreuungsarbeiten anzunehmen als Männer« (S. 11).

»(...), Motivation, (...) dieses Projekt verbunden mit einem Volkshochschulkurs. (...) Interesse oder aus Interesse damals besucht. (...), Jugendkriminalität als Oberbegriff war auch damals interessant« (S. 37).

»(...) so mit Defiziten –

(...) »Ich bin so gut durchs Leben gekommen und andere Jugendliche nicht, und dann will ich da mal helfen.«

(...) 1984 (...) da hatte sich ein Wandel vollzogen, ein Wandel insofern, daß primär Leute aus sozialpädagogischen Berufen dazustießen – (...) viele Frauen, (...) als Möglichkeit sahen, irgendwo noch mal aktiv zu werden, aber mit dem Hintergrund: Ich will in meinen Beruf noch mal rein, und dieses ist so Krücke für mich, um Praxiserfahrung zu haben« (S. 38).

»(...) so neu Hinzukommende in dieser Gruppe durch Mund-zu-Mund-Propaganda« (S. 50).

Frau Orange thematisiert u. a. die Motivation weiblicher ehrenamtlicher Helferinnen.

Frauen übernehmen eher eine Betreuung als Männer.

Diese Helfergruppe betrachtet ihr ehrenamtliches Engagement als Statuspassage, um im sozialen Arbeitsfeld möglicherweise später arbeitsvertraglich eingestellt zu werden.

Die Motivation zur ehrenamtlichen Hilfe bei der Jugendgerichtshilfe liegt in sogenannten Zeitgeistthemen mitbegründet.

Zudem nimmt Frau Orange eine Klientifizierung vor, indem sie die Motivation zur Hilfe bei einigen Ehrenamtlichen aus Krisenerfahrungen heraus betrachtet und von daher Defizite in deren Identität zu erkennen glaubt. Eine letzte Helfergruppe handelt aus altruistischen Motiven heraus (vgl. Kap. 2).

Die Gewinnung von Ehrenamtlichen wird durch das sogenannte Schneeballprinzip aufgebaut.

Herr Blau:

»ist abstrakt. Man tut was für die Behinderten, befriedigt irgendwelche karitativen persönlichen Bedürfnisse« (S. 26).

»(...) auch bei der Bereitschaft, so was ehrenamtlich zu tun, auch vorhanden ist, also einfach so menschlich sein zu wollen.

(...) Es gibt auch den Aspekt Anerkennung, Wertschätzung, mit interessanten Menschen zusammenzukommen.

(...) Betroffenheit von Angehörigen, die sich dann zur Verfügung stellen,

(...) – die Betroffenheit z. B. von Geschwistern oder in der Nachbarschaft einen körperbehinderten Nachbarn zu haben, dem man hilft und der dankbar dafür ist« (S. 39).

Die Aussagen von Herrn Blau geben folgende Hinweise auf Motive zur Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit:

Ehrenamtliche Helfer bieten ihre Hilfe aus christlich-caritativen oder auch altruistischen Motiven heraus an. Ein weiteres, unbewußtes Motiv kann ein emotionaler Gewinn sein, der aus der Helferbeziehung gezogen wird.

Einige ehrenamtliche HelferInnen handeln aus einer persönlichen Betroffenheit heraus, gemeint sind etwa Betreuungsfälle im eigenen Freundes- oder Verwandtenkreis (vgl. Kap. 2).

Herr Gold:

»Motivation (...) im Verwandten- oder Bekanntenbereich schon mal eine Behinderung irgendeiner Art erlebt hat und darüber mehr wissen will oder dadurch helfen will, (...) man mit sich selbst nicht im reinen ist« (S. 33).

»(...) Nur diejenigen, die soziale Bedürfnisbefriedigung in den Vordergrund stellen, die fallen ganz schnell wieder hinten runter, weil sie sich mehr zutrauen als sie eigentlich können« (S. 36).

Herr Gold geht von der Annahme aus, daß viele ehrenamtliche HelferInnen aus einer persönlichen Betroffenheit heraus handeln, die auch aus persönlichen Krisen resultieren kann. Diese Einstellung des Interviewpartners kann ansatzweise als Klientifizierung ehrenamtlicher HelferInnen gedeutet werden.

Zudem problematisiert er die Motivation, aus einem überhöhtem sozialen Engagement heraus helfen zu wollen. Diese Aussage deutet ebenfalls auf eine Klientifizierung Ehrenamtlicher hin.

Herr Silber:

»(...) Ja, die Motivationsstruktur für Ehrenamtliche – (...), etwa neue Funktionen zu erfüllen (...) Menge Lebenserfahrung behaftet zu sein und jetzt irgendwas noch machen zu wollen:

(...) Menschen mit Krisenerfahrung« (S. 36).

Herr Silber vertritt die Auffassung, daß Ehrenamtliche einerseits aus der Motivation heraus helfen, spezifische Lebenserfahrungen in der Betreuungsarbeit weitergeben zu wollen (vgl. Kap. 2). Beispielsweise Menschen, die aus dem Berufsleben ausgeschieden sind und eine Aufgabe übernehmen wollen. Hier erkennt Herr Silber spezifische Fähigkeiten ehrenamtlicher HelferInnen an.

Andererseits werden ehrenamtliche HelferInnen aufgrund von Krisenerfahrungen heraus tätig.

Herr Rosa:

»Das Motiv ist halt, erstmal anderen Leuten zu helfen, und da es dann meistens dann auch Schwule sind – es gibt ja nichts Ungefährlicheres wie einen schwulen Mann für eine Frau« (S. 25).

»(...) Die erste Gruppe ist die Gruppe der Frauen, wo ich sagen kann, deren Intention ist meistens, die wollen nur irgendwas helfen, irgendwo auf sinnvoller Ebene. Meistens gibt es wenig finanzielle Interessen, auch mit keinem Prestigeinteresse. Das ist einfach – das Helfen steht da im Vordergrund. Dann die zweite Gruppe sind, sagte ich schon, so arbeitslose Hochschulabsolventen so in der Suchphase. (...) – vielleicht AB-Stellen, sich da weiterbilden und dann woanders arbeiten können.

(...) Und die dritte Gruppe sind halt Leute mit ganz verschiedenen Interessen. (...) ein Theologe – (...) Oder manche mögen gern einen Stand machen, samstags für die Aids-Hilfe

(...) manche machen auch gerne mit, weil die Aids-Hilfe hat wahnsinnig gute Weiterbildungsangebote. Wir können umsonst nach Berlin hinfliegen, da Wochenenden verbringen.

(...), uns weiterbilden zu lassen in ganz brisanten Themen: Prostitution, Sex, Safersex« (S. 41).

Der Interviewpartner benennt verschiedene Motive, die zu einer ehrenamtlichen Tätigkeit führen können:

Altruistische Motive schreibt er insbesondere Frauen zu. Zweitens kann die ehrenamtliche Tätigkeit als Statuspassage dienen. Drittens werden Menschen aus vielfältigen Interessenslagen heraus tätig. Diese Auffassung von Herrn Rosa wird in einigen Untersuchungen bestätigt, die belegen, daß sich Ehrenamtliche in der Regel überlegen, wo sie tätig werden wollen (vgl. Kap. 2).

Eine Annahme von Herrn Rosa ist die, daß die guten Weiterbildungsmöglichkeiten der Aids-Hilfe für ehrenamtliche HelferInnen ein Anreiz sind um zu helfen, die auch zur Qualifizierung für diese Hilfeleistung beitragen. Weiterhin wird ihnen die Möglichkeit gegeben, brisante, intime Themengebiete öffentlich thematisieren zu können.

Frau Hellblau:

»vom Kassenwart zur Nachbarin«.

(...) Vorstandsarbeit, Kassenwartsarbeit, daß also Arbeit – ja, die mehr auf Prä-

sentieren, auch wegen mir in Verantwortung tragen, aber auf sehr unkonkreter Weise, die wird oftmals von Männern geleitet,

(...) Versorgungs- und Beziehungsarbeit gefragt ist, dann sind die Frauen dran, (...) wo es um Beziehungsarbeiten und Versorgungsarbeit geht, überwiegend Frauen sind, (...); wo es um Präsentation, Repräsentationsaufgaben geht, überwiegend Männer da sind« (S. 11).

»(...) Helfenwollen (...) psychologische und tiefenpsychologische Aspekte, denn das macht mir den anderen ja zunächst mal als den, der Hilfe braucht. (...) Und da, glaube ich, da liegt ein ganz großer, oft unbewußter Ansatz für ehrenamtliche Tätigkeit: Ich muß jemandem helfen, der in irgendeiner Weise behindert ist oder nicht so ganz ist und nicht so heil ist, wie vermeintlich ich. (...) Wir wollen den anderen helfen. Wie ist es mit unserer Hilflosigkeit« (S. 32)?

Frau Hellblau problematisiert den Einsatz von Frauen im Ehrenamt als sozialpolitisches Problem, und zwar in der Hinsicht, daß in unserer Gesellschaft frauen- und mänderspezifische Aufgabenbereiche existieren.

Ansatzweise deutet sich bei dieser Interviewpartnerin eine Klientifizierung der Ehrenamtlichen an, die ein unspezifisches Helfersyndrom ausagieren wollen. Sie argumentiert von einem psychologisch-therapeutischen Denkmodell aus.

Herr Grau:

»es gibt mit Sicherheit auch ehrenamtliche Männer als Betreuungs-Männer, die Betreuung übernehmen.

(...) so 2/3 Männer, 1/3 Frauen« (S. 12). (...) es ist dann unerheblich, ob Vorstandspositionen auch wahrgenommen werden.

»(...) eine starke Motivation scheint mehr zu sein, wirklich Betroffenheit durch bestimmte Situationen, die einzelne Personen durchlebt, erlebt haben, auch im eigenen Bereich, daß da irgendwo Behinderungen, Beeinträchtigungen in der Familie oder so waren oder so irgendwo stark prägende Erlebnisse –

(...) die aus dem Glauben entspringt, auch eine Motivation, da tatsächlich mitzuhelfen.

(...) um sich sozial-caritativ zu engagieren« (S. 31).

»(...) Motivationslagen, die dann eher zu Schwierigkeiten, wenn wirklich die Hilfe als Kompensierung für eigene Probleme oder so genutzt wird, wenn so starke Effekte eintreten, dann schließt sich das oder sollte sich so eine Hilfe gerade bei schwachen, problembeladenen Leuten möglichst ausschließen, wobei man nie ganz sicher sein kann, daß man da jeden sofort durchschaut« (S. 43).

»(...) bei jüngeren Leuten, (...) also eine gewisse Neugierde, einfach nur Lust, so ganz undifferenziert als Motivation von Hilfe« (S. 44).

Dieser Interviewpartner beschreibt, daß beim Sozialdienst Katholischer Männer überwiegend Männer ehrenamtlich tätig sind.

Die Motivation zur Hilfe kann in der eigenen Betroffenheit im Freundes- und Familienkreis liegen (vgl. Kap. 2). Weiterhin benennt er christlich-caritative Helfermotive sowie altruistische unspezifische Hilfemotive.

Auch hier deutet sich eine Klientifizierung Ehrenamtlicher an, er skizziert eine problematische Betreuungssituation, ohne jedoch konkrete Bedingungen zu nennen, die eine Hilfebeziehung belasten könnten.

Zusammenfassung

Die beruflichen InterviewteilnehmerInnen schreiben den ehrenamtlichen HelferInnen vielfältige Interessen und Einstellungen zu, die zur Übernahme einer Betreuertätigkeit führen können (vgl. Parallele in Kap. 2).

Auffällig ist, daß einige berufliche HelferInnen bei manchen Ehrenamtlichen Defizite in deren Persönlichkeitsentwicklung zu erkennen glauben, die zum Engagement beigetragen haben. Diese ›Klientifizierung‹ Ehrenamtlicher deutet auch auf eine Unsicherheit im beruflichen Handeln der beruflichen HelferInnen hin.

Der Einsatz von Frauen, die eine Betreuertätigkeit übernommen haben, wird kritisch bewertet.

9.4.7 *Zur Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern* – »grundsätzlich fast alle Aufgaben können sowohl ehrenamtlich wie auch hauptamtlich wahrgenommen werden (...) da graut mir immer vor, wenn man sagt, Ehrenamtliche können genauso gute Arbeit machen wie Hauptamtliche (...) eine Abgrenzung muß zu den Hauptamtlichen oder Professionellen bestehen« (*Herr Grau/Frau Orange/Herr Gold*).

Die Aussagen zur Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen sind ambivalent.

Frau Orange:

»(...) und ich denke, das ist gerade das Positive, daß ein Betreuer einen Jugendlichen bzw. Heranwachsenden hat« (S. 16).

Die Interviewpartnerin erkennt Vorteile ehrenamtlich Tätiger, etwa die Möglichkeit einer flexiblen Zeiteinteilung. Betreuungsverhältnisse können optimaler gestaltet werden, da ehrenamtliche HelferInnen oftmals nur einen Klienten betreuen, Sozialarbeiter hingegen müssen mehrere Fälle übernehmen. Hier deutet sich eine Kritik an Konzepten von Institutionen an, beruflichen HelferInnen zu hohe Fallzahlen zu übergeben.

»(...) Ich denke, daß immer eine Begleitung vorhanden sein muß. Gerade, wie du auch sagtest, in diesen schwierigen Fällen Unterstützung zu geben, Anleitung zu geben. Ambivalenz habe ich bei mir auch. Das merke ich immer wieder, daß ich sage, zum einen leisten wir oder leisten ehrenamtliche Mitarbeiter diese schwierige Arbeit, zum anderen müßte der Landkreis oder andere Kommunen (...) mehr Sozialarbeiter einzustellen, daß diese Arbeit auch von denen geleistet wird« (S. 16).

In diesen Aussagen deuten sich Probleme beruflicher HelferInnen an, etwa Aufgabenbereiche für sich zu definieren und zu strukturieren sowie ehrenamtliche HelferInnen als autonome MitarbeiterInnen in ein Konzept mit einzubinden. Große Ängste hat sie vermutlich vor den Fähigkeiten ehrenamtlicher HelferInnen sowie vor einer Streichung von Arbeitsstellen für berufliche HelferInnen. Zudem ist sie davon überzeugt, daß eine sinnvolle Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen erst dann geleistet werden kann, wenn vermehrt berufliche MitarbeiterInnen eingestellt würden.

»(...) da graut mir immer vor, wenn man sagt, Ehrenamtliche können genauso gute Arbeit machen wie Hauptamtliche.

(...) es fehlte viel an theoretischem Hintergrund.

(...) Positiv habe ich bei den Ehrenamtlichen erlebt, daß die nicht so wie ich ankommen und fragen, woher kann dieses Verhalten denn wohl kommen, also immer recherchiert habe, sondern zuerst spontan emotional gehandelt haben, was ich immer auch für wertvoll hielt von den Ehrenamtlichen. So nach acht Jahren ist mir aufgefallen, (...), so auf einmal den Anspruch haben: ›Wir sind ja nun halbe Profis‹, sich auch so verhielten. Und meine Schwierigkeit war, daß ich die immer zurückholen mußte. (...) Ich denke, da fängt gerade auch die Arbeit der Hauptamtlichen an – in dieser Anleitung, daß man sagt: ›Ich habe die Aufgabe, denen Fälle zu übergeben, die die in der Lage sind zu leisten, zu bewältigen.‹

(...), sagen würde: «Ich würde vorziehen eine Sozialarbeiter:in Einzelbetreuung anstatt einer ehrenamtlichen Einzelfallbetreuung. (...) Ich denke, irgendwo ist Hintergrundwissen gefragt: ›Woher kommen Verhaltensweisen bei den Jugendlichen, woher, warum ist dieses Verhalten da‹»? (S. 20)

(...), daß wir jemanden vom Sozialamt haben, einen Schuldnerberater, wo auch die Probleme der Jugendlichen und Heranwachsenden liegen. Insofern ist das ein reger Austausch, (...) «(S. 50).

Frau Orange vertritt die Auffassung, daß ehrenamtliche HelferInnen eher eine vertrauensvolle Beziehung zu Klienten aufbauen könnten als berufliche HelferInnen, denen diese Möglichkeit auch durch ihren administrativen Auftrag erschwert wird. (Hilfe versus Kontrolle vgl. Kap. 1).

Frau Orange ist nur bedingt an einer Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen interessiert, sie möchte vorrangig weitere berufliche MitarbeiterInnen einstellen, bevor sie auf ehrenamtliche HelferInnen in der Sozialen Arbeit zurückgreift.

Weiterhin problematisiert sie, daß Ehrenamtlichen theoretisches Wissen in bezug auf sozialpädagogische, psychologische Themen fehle, eine Begründung, warum diese Helfer ein solches Wissen besitzen müßten und nicht in einer Art Kolloquium zusammen mit beruflichen HelferInnen über einzelne Themen sprechen könnten, wird ausgeblendet.

Frau Orange erfaßt, daß ehrenamtliche HelferInnen empathisch und weitgehend mit ihrem Alltagswissen handeln (vgl. Kap. 2). Dieses Wissen kann in einigen Fällen zur Problembearbeitung in der Sozialen Arbeit nicht ausreichen. Von daher besitzen berufliche HelferInnen gezieltere Kompetenzen.

Eine starke Konkurrenz wächst anscheinend nach Jahren der Betreuertätigkeit von Ehrenamtlichen an und zwar dann, wenn diese auf vielfältige Erfahrungen zurückgreifen können. Diese werden nicht für die Soziale Arbeit genutzt, sondern eher als Bedrohung für den eigenen beruflichen Status empfunden.

»Zweimal in der Woche treffen sie sich dann, um zu erfahren, wie man mit Jugendlichen umgeht,

(...) Die andere Begleitung, sagte ich gerade schon, 14tägig in der Gruppe ist Pflicht. Da wird Erfahrungsaustausch betrieben, Alternativverhaltensweisen angeboten oder auch mal Wechsel der Betreuung.

(...) Ich denke, das ist wichtig, um so Hintergrundinformationen auch den Ehrenamtlichen zugänglich zu machen. Also nicht nur dieses ganz Saloppe,« (S. 52).

»(...) Von daher und so das Positive, was ich eben schon mal sagte, Ehrenamtliche werden nicht als Amtsperson angesehen. Davon profitieren wir, auch das Jugendamt natürlich insofern, weil die Beziehung besser ist als zu mir, wo ich eine Amts-

frau bin, wo immer alles sehr ordentlich aussieht, wenn ich komme. Die Beziehung ist eine andere, (...)

Ja, man sagt ja schon, das wurde ja eben schon geäußert, wenn es nicht bezahlt wird, ist es nichts wert, aber das will ich so für mich auch nicht gelten lassen« (S. 74).

»(...) es ist eine wichtige Aufgabe, und Ehrenamt wird manchmal nicht als sehr wichtig angesehen, und das ist mein Problem, was ich bei dieser Ehrenamtlichkeit habe. Gut, das machen so Leute wie du und ich, das ist keine Profession. Ich halte diese Arbeit für so wichtig, daß es Profis auch machen müßten, auch bezahlte Leute machen müßten. Das fände ich schon. Da sehe ich, da ist so bei mir die Ambivalenz vorhanden. (...)

(...) habe ich von den Ehrenamtlichen gelernt, nicht so frustriert zu sein, optimistisch zu sein.

(...) und in so einer Gruppe ist das sehr, sehr vorteilhaft, von anderen da zu profitieren, nicht so allein zu sein. Ein Sozialarbeiter leidet darunter, denke ich, allein zu sein mit seinen Problemen, wie Sie auch sagten, man darf sich, man darf keine Schwäche zeigen« (S. 75).

Die Interviewpartnerin fordert eine Anleitung ehrenamtlicher HelferInnen. Bei diesen Anleitungen in Form von regelmäßigen Treffen, werden allgemeine Probleme, die in einer Betreuung auftreten können, wie eine mögliche Schuldnerberatung thematisiert (vgl. Kap. 4). Dazu gehört für sie auch die Anweisung von gezielten Handlungsregeln, zu »erfahren, wie man mit Jugendlichen umgeht«. Dieses Vorgehen möchte ich kritisch betrachten, da die situative Kompetenz der Ehrenamtlichen verloren gehen könnte (vgl. Kap. 2).

Die Anleitung der Ehrenamtlichen ist bei der Jugendgerichtshilfe weitgehend durchdacht und konzipiert, dennoch sind die ehrenamtlichen HelferInnen anscheinend nicht gerade erwünscht bzw. werden als MitarbeiterInnen vollständig akzeptiert. Ihre Einstellung deutet darauf hin, daß berufliche HelferInnen in jeder Hilfefunktion die kompetenteren Betreuer sein wollen.

Eine Konkurrenz der Helfergruppen untereinander ist vermutlich nicht zu vermeiden.

Diese diffus wirkenden Einstellungen von Frau Orange weisen darauf hin, daß ehrenamtliche HelferInnen von ihr nicht ernst genommen werden, obwohl Ehrenamtliche in einigen Bereichen effektiver arbeiten, da sie an kleinen Erfolgsschritten in der Hilfebeziehung eher teilhaben können, sind sie oftmals engagierter, arbeiten miteinander und nicht isoliert voneinander wie manche berufliche HelferInnen. Diese Tendenz im Handeln führt zu beruflichen Verunsicherungen.

Herr Blau:

»ziemlich brisantes Thema, Ehrenamtliche in die Arbeit einzubauen.

(...) Ehrenamtliche einzufinden – am problemlosesten

(...) wenn es aktionsbezogen ist, beispielsweise Begleitung von Freizeithilfe

(...) Freizeitwerkes, (...) Weihnachtsmarkt hier, die Verkäufer da sind in der Regel Ehrenamtliche« (S. 26).

»(...) Aber wenn man jemanden packt, und der will dann helfen, dann hat der einen Drang zu helfen, der den Behinderten unterdrückt und von daher abgelehnt wird. Der will einfach regeln und hat nicht das, was meiner Meinung nach auch zu der Kompetenz eines Erziehers, Sozialarbeiters, Psychologen gehört – das lang-

same Reifen des anderen zu begleiten und zu stützen und nicht direktiv einzugreifen« (S. 56).

»(...) was kann ich eigentlich nicht mehr leisten, und wo ist das, was der ehrenamtliche Laienhelfer, wo auch immer, sagt, für mich keine Bedrohung, sondern eine sinnvolle Ergänzung?' Da habe ich aber überhaupt keine Antworten drauf, (...) wir haben keine berufliche Identität, und wir leiden darunter, und darum ist die Herausforderung von Laien so eine unheimliche Bedrohung und wird dann in bezug auf Geld, wenn die alle Geld kriegen, dann machen die ja das gleiche wie ich« (S. 76).

Von Herrn Blau werden ehrenamtliche HelferInnen im Betreuungsbereich als Konkurrenz empfunden, da die gleichen Tätigkeiten auch von beruflichen HelferInnen ausgefüllt werden. Hier verstärkt sich vermutlich eine berufliche Statusunsicherheit, weil ihm Aufgabenbereiche nicht transparent sind.

Bei dieser Institution ist von Interesse, daß außerhalb des Betreuungsbereiches weniger Probleme mit ehrenamtlichen HelferInnen auftauchen. Herr Blau beschreibt Konflikte, die insbesondere dann auftreten, wenn ehrenamtliche HelferInnen »zu sehr helfen« wollen und sich der Klient, in diesem Fall ein Behinderter, bedrängt fühle. Wie dieser »Drang« gemessen wird, bleibt unklar. Herr Blau geht davon aus, daß berufliche Helfer kompetenter handeln können als Ehrenamtliche.

Handlungsleitende Ziele für eine gelungene Zusammenarbeit beider Helfergruppen fehlen Herrn Blau vermutlich. Derzeit entsteht eher eine Verunsicherung der beruflichen HelferInnen, da handlungsleitende Wissensbestände fehlen bzw. modifiziert werden sollten. Berufsprofile sind in diesem Bereich noch nicht genügend entwickelt. Der einzige konkrete Unterschied zu Ehrenamtlichen ist die Bezahlung. Der Bezahlung wird auch hier ein hoher Stellenwert zur Abgrenzung beider Tätigkeiten beimessen. Der Rückgriff auf diese Argumentation deutet ebenfalls auf eine Berufsstatusunsicherheit hin.

Herr Gold:

»Aufgaben (...) ein Ehrenamtlicher fast das erledigen kann, was ein Hauptamtlicher auch erledigen kann im Bereich der persönlichen Betreuung« (S. 17).

»(...) Es kommt auf die Struktur des Ehrenamtlichen erheblich an, auf die Zeit, die er hat, auf die Möglichkeiten durch seine Vorbildung,

(...) Aber ich denke, ein gut, in anderen Bereichen gut ausgebildeter Ehrenamtlicher ist durchaus in der Lage, unter Anleitung die Aufgaben insoweit selbstständig wahrzunehmen, daß sich der Hauptamtliche da nach und nach rausziehen kann.

(...) sein Erscheinen eigentlich nur noch für die Helfertreffen notwendig ist und sonst gar nicht mehr, daß ich dann ganz in den Hintergrund treten kann« (S. 18).

»(...) Zunächst mal macht das eben der Hauptamtliche, der beide Parteien fragt: »Das ist der und der, der will das und das von dir, willst du das auch?«

Und solange auch der neue Helfer wie auch der Hilfebedürftige das möchte, wird er auch durch den Hauptamtlichen begleitet« (S. 38).

»(...) daß es mir sehr auf die Struktur der Menschen ankommt und daß ich danach auch überhaupt erstmal anbiete, was nach meinen Vorstellungen an freiwilliger Hilfe möglich ist, sprich, wer dazu auch in der Lage ist,

(...) aber so zwei Jahre, denke ich, ist eine Grenze, die man schon erreicht haben müßte, denn sonst hat das ganze Kontaktaufnahmeverfahren auch überhaupt keinen Zweck. Dann nehme ich die auch zurück« (S. 47).

»(...) Ich denke, es muß ein Nebeneinander geben und nicht das eine das andere ausschließen. Ehrenamtliche Helfer sind keine Zuarbeiter – Mitarbeiter schon eher, aber ehrenamtliche Helfer halt, und eine Abgrenzung muß zu den Hauptamtlichen oder Professionellen auch bestehen. (...) Absprachen treffen, (...), daß es keine Kompetenzschwierigkeiten gibt.

(...) Grenzen gesetzt werden im Tun und Handeln. Wie gesagt, je nach Aufgabenbereich. Da sind ganz klare Grenzen durchs Gesetz auch vorgeschrieben in der Vormundschafts- und Pflegschaftsarbeit, (...) Ehrenamtlichkeit keine Konkurrenz ist zu der Hauptamtlichkeit, sondern eben eine Ergänzung.« (S. 69).

Der Interviewpartner vertritt die Auffassung, daß ehrenamtliche und berufliche HelferInnen im Betreuungsbereich ähnliche Arbeit leisten können, aber Berufliche die Kontrolle über diesen Bereich behalten sollten.

Dabei erkennt Herr Gold spezifische Fähigkeiten der ehrenamtlichen HelferInnen an, die gezielt in der Sozialen Arbeit genutzt werden. Folgende Elemente bestimmen sein Handeln mit:

- Ehrenamtliche Helfer werden von seiten der Institution über Bereiche ihrer Tätigkeit informiert (vgl. Kap. 2).
- Die Inszenierung der Betreuung ist eine Aufgabe des beruflichen Helfers, der als Vermittler zwischen ehrenamtlichen Helfer und Klient fungiert (vgl. Kap. 4).
- Herr Gold hält zunächst eine Begleitung Ehrenamtlicher zu Beginn einer Betreuer-tätigkeit von seiten Beruflicher für erforderlich, nach und nach sind ehrenamtliche HelferInnen in der Lage, selbständiger zu handeln.
- Die ehrenamtlichen HelferInnen verpflichten sich für mindestens zwei Jahre, eine Betreuung zu übernehmen. Eine Forderung, die an berufliche HelferInnen selten gestellt wird.
- Als ein Kriterium zur Übernahme einer Betreuung nennt Herr Gold eine positive Struktur des Ehrenamtlichen, dieser Anspruch wird nicht näher konkretisiert und deutet auf ein diffuses Verhältnis zu handlungsleitenden Zielen beim Aufbau einer Betreuung hin. Ehrenamtliche HelferInnen verunsichern nach Ansicht von Herrn Gold berufliche HelferInnen. Herr Gold greift bei der Vermittlung und Begleitung einer Betreuung auch auf gesetzliche Regelungen zurück.

Herr Silber:

»Aber in dem ganzen Bereich, wo es darum geht, aushalten zu können und da-beibleiben und aushalten zu können, da, muß ich sagen, ist der ehrenamtliche Bereich bei uns eigentlich nicht organisiert, da sind Hauptamtliche da« (S. 36).

»(...) Arbeiterwohlfahrt (...) Ehrenamtliche werden von Ehrenamtlichen und durch Ehrenamtliche bestimmt, nicht durch Hauptamtliche. Begleitet werden sie durch Hauptamtliche, aber so, daß die Ehrenamtlichen sagen: »Hier, Leute, ihr werdet dafür bezahlt, wir brauchen das und das, wir brauchen dort noch eine Unterstützung, wir kommen dort nicht weiter«, und die Motivation der Hauptamtlichen, die sie dann auch unterstützen, die ist nicht immer da,

(...) kommt es ja auch zu Reibereien mal: »Ja, können die das denn überhaupt? Das sind doch die Ehrenamtlichen, obwohl die da schon 20 Jahre drin sind. Wir sind doch die Ausgebildeten« usw., und »die haben davon keine Ahnung. Also sie haben aber das Recht, immer abzufordern« (S. 49).

In den Aussagen von Herrn Silber lassen sich unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen aufzeigen:

Berufliche HelferInnen begleiten ehrenamtliche HelferInnen bei ihrer Tätigkeit. Ehrenamtliche HelferInnen arbeiten in Vorständen.

Für längerfristige, intensivere Betreuungen werden bei der Arbeiterwohlfahrt im Unterschied zu einigen anderen Institutionen (Aids-Hilfe, Diakonie, Sozialdienst Katholischer Männer) vermutlich überwiegend berufliche HelferInnen eingestellt.

Ehrenamtliche HelferInnen stellen Forderungen an berufliche HelferInnen, die diese nicht immer bedingungslos erfüllen. Berufliche HelferInnen erkennen Kompetenzen Ehrenamtlicher vermutlich nicht genügend an. Langjährige Erfahrungen ehrenamtlicher HelferInnen werden zu wenig genutzt.

»(...) nicht so verschult zu sein, nicht so unter einem Erwartungsdruck, unter dem man als Hauptamtlicher natürlich steht: für das man bezahlt wird, wird auch eine Arbeit verlangt, (...) einfach auch ein bißchen mehr mit ganz normalem Menschenverstand umzugehen und offensiv zu bleiben in der Arbeit« (S. 69).

»(...) den Hauptamtlichen nehmen, (...) Arbeitsplatz und eben in den Hierarchien das ausfüllt, was er an seinem Arbeitsplatz auszufüllen hat, mit einer dementsprechenden Einstellung auch seine Arbeit macht, (...) häufig nur mit der Motivation, daß er am Monatsende dafür bezahlt wird. Das ist sicherlich beim Großteil von Mitarbeitern so. Der Ehrenamtliche macht häufig die Arbeit auch oder die Ehrenamtliche, weil sie merken, sie können was bewegen, sie können etwas verändern, und das geht nur mit einem gewissen offensiven Ansatz – unabhängig von der Eingebundenheit in bestimmte Hierarchien, die bei den Hauptamtlichen ja nun mal da sind« (S. 71).

Ein festgeschriebener Unterschied in der jeweiligen Tätigkeit wird von Herrn Silber wiederum in der Bezahlung gesehen.

Bei der derzeitigen Form der Zusammenarbeit ist ein Konkurrenzverhalten entstanden, bei dem berufliche HelferInnen nicht auf Erfahrungen der ehrenamtlichen HelferInnen zurückgreifen und Ehrenamtliche berufliche HelferInnen sozusagen auf ihrem angestammten Tätigkeitsfeld nicht dulden wollen.

Die Zusammenarbeit führt vermutlich eher zu einem Konkurrenzverhalten untereinander, anstatt zu einer produktiven Kooperation. Berufliche HelferInnen sind in ihrem Handeln stark an administrative Vorgaben gebunden.

Theoretische Ansätze, aus dem Gebiet der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, die sich am Alltag der Klienten orientieren, könnten hier das handlungsleitende Wissen der beruflichen HelferInnen mit unterstützen. Ehrenamtliche HelferInnen handeln scheinbar spontaner und flexibler in der Sozialen Arbeit.

»(...) die haben das Ohr am Leben, am Alltag in dieser Einrichtung und gehen auch hin, ganz klar, zur Leitung und sagen: »Hier, was da läuft und was mit den Mitarbeitern läuft, das geht so nicht.« Das würden Hauptamtliche natürlich nicht machen, und wenn ein Hauptamtlicher diese Funktion hätte, würde er nur im Sinne der Leitung oder des Anstellungsträgers wahrscheinlich diese Funktion wahrnehmen« (S. 70).

»(...) kann aus einem Anstellungsverhältnis – dieses weite offensive Arbeiten und Dranbleiben, Kritisieren usw., Drauflosgehen – häufig nicht passieren. Deswegen – da sind Ehrenamtliche einfach besser dran« (S. 71).

Herr Silber vertritt die These, daß ehrenamtliche HelferInnen offensiver, fordernder und einklagender handeln. Hier kristallisiert sich eine Alltagsorientierung der ehren-

amtlichen HelferInnen heraus, die sich am Wohl des Klienten orientiert. Da sie nicht arbeitsvertraglich gebunden sind, haben sie angeblich einen größeren Freiraum in ihren Handlungsspielräumen, den sie gegenüber der Institution nutzen (vgl. Kap. 2). Ehrenamtliche MitarbeiterInnen besitzen bei der Arbeiterwohlfahrt scheinbar ein hohes Maß an Selbstbewußtsein.

Herr Rosa:

»Ich habe die Erfahrung gemacht, das könnten auch Hauptamtliche machen – diese Lebensbegleitung, aber nach einer gewissen Zeit ist derjenige so frustriert, daß er da keine Lust mehr zu hat, weil das doch zu wenig Arbeit ist, und da sind wir dazu übergegangen, diese reine Betreuungsarbeit, die jetzt nichts Verwaltungsmäßiges aufwirft, durch Neben- oder Ehrenamtliche zu praktizieren.

Ja, die sind deshalb weniger schnell frustriert, weil wir versuchen ja, halt auch nur ein oder zwei Leute durch einen Betreuer betreuen zu lassen. Als Hauptamtlicher hätte ich Schwierigkeiten, das auch zu verkaufen oder so,« (S. 15).

Bei der Aids-Hilfe sind scheinbar vorwiegend ehrenamtliche HelferInnen in der Betreuung tätig. Ehrenamtliche HelferInnen arbeiten dabei vermutlich deutlich engagierter, da sie nur ein oder zwei Klienten zu betreuen haben.

Herr Rosa vertritt anscheinend die Meinung, daß beruflichen HelferInnen eher das sogenannte burn-out-Syndrom drohe, insbesondere bei der Aids-Hilfe in bezug auf die Arbeit mit einem HIV-Infizierten.

»Das ist halt so, kraft Bezahlung muß ich da ja weiterarbeiten. Wenn er dann irgendwann keine Lust mehr hat, dann gibt es die Möglichkeit, einen neuen Betreuer zu finden. Die Möglichkeit steht offen.

(...) Bei mir würde das nicht gehen« (S. 16).

Ehrenamtliche HelferInnen haben einige Vorteile gegenüber beruflich ausgeübter Arbeit. Sie sind nicht arbeitsvertraglich gebunden, von daher haben sie eher die Option, eine Betreuung abbrechen zu können. Berufliche Helfer sind vertraglich gebunden, sie bekommen Geld für ihre Tätigkeit.

»(...) Und – also für mich hat sich herausgestellt, daß bei brisanten Sachen also ist einfach zum Teil auch vieles vorteilhafter, wenn das Leute machen, die das über eine längere Zeit machen, dann auch hauptamtlich, nicht« (S. 25)?

»(...) im Bereich Drogen und Aids das mit Ehrenamtlichen zu gewährleisten. Ich habe die Erfahrung gemacht, das ist ganz, ganz schwer« (S. 30).

Herr Rosa nennt Bereiche, in denen berufliche HelferInnen und nicht ehrenamtliche HelferInnen arbeiten sollten, dazu zählt die Drogenarbeit. Diesen Arbeitsbereich kann er für sich gegenüber ehrenamtlichem Handeln abgrenzen.

»(...) Hauptamtliche das Gefühl haben, sie müßten strukturiert arbeiten, und das nervt Ehrenamtliche natürlich einfach. Ja, irgendwann haben die dann keine Lust mehr. « (S. 59).

Herr Rosa geht davon aus, daß Berufliche strukturiert arbeiten müßten und die Handhabung arbeitsvertraglicher Regelungen von ehrenamtlichen HelferInnen kritisiert würden, sie wünschen sich wahrscheinlich eine verstärkte Flexibilität von beruflichen HelferInnen.

»Also Supervision mit Ehrenamtlichen ist für mich recht schwer (S. 62).

Das Paradoxe ist, alle Betreuer, die es gut machen, waren, glaube ich, noch nie da (Zur Weiterbildungsorganisation)« (S. 60).

»(...) Ja, und was kann ich lernen, oder was sollte ich lernen? Also als Hauptamtlicher neige ich manchmal zu rationalen Handlungsweisen, weil ich viele Erfahrungen gemacht habe, weil ich viele Fälle kennengelernt habe, habe ich das Gefühl: ›Wenn du das und das so und so machst, dann geht es dir besser.« Das ist natürlich völliger Quatsch, und ich denke mal so, man sollte wesentlich mehr so aus dem Bauch heraus handeln. Als Ehrenamtlicher kann man das eher mal machen oder neigt man eher dazu. Ja, das Problem, oder der große Vorteil der Ehrenamtlichen ist halt, sie sind wesentlich autonomer. Ich habe die Erfahrung gemacht im Verein wie auch in Aids-Hilfen, je mehr Hauptamtliche arbeiten, je weniger sind sie bereit, auch riskante Forderungen einzufordern, Sachen einzufordern« (S. 79).

Eine institutionalisierte Weiterbildung von ehrenamtlichen HelferInnen kann kontraproduktiv auf die Arbeit wirken (vgl. Kap. 2; 4.3). Vermutlich sind Intuition und Alltagswissen für die Betreuertätigkeit von einem höheren Nutzen als Themen, die durch Weiterbildung in bezug auf eine direkte Betreuung angeboten werden (vgl. Kap. 2).

Eine Supervision für beide Untersuchungsgruppen ist für Herrn Rosa bei der Aids-Hilfe nicht produktiv, möglicherweise verstärkt sich in diesen gemeinsamen Runden ein Konkurrenzdenken und anschließendes -verhalten. Für einen gemeinsamen Austausch sollte ein anderes Forum gefunden werden, in dem an konkreten Zielen, etwa individuell zu betreuenden Fällen, gegenseitiger Erfahrungsaustausch sowie Konzepten gearbeitet wird. Berufliche HelferInnen können von ehrenamtlichen HelferInnen in der Aids-Hilfe im Bereich Fallverstehen einiges lernen. Zudem haben ehrenamtliche HelferInnen keine Angst vor Restriktionen. Ehrenamtliche handeln intuitiv und autonom. Sie nehmen eher Partei für die Klienten ein und vertreten deren Interessen. Herr Rosa kann in bezug auf die Betreuertätigkeit Erfahrungen und Kompetenzen Ehrenamtlicher erkennen.

»(...) Das läuft meist mehr über den Bekanntschaftskreis oder weil der Freund bei uns arbeitet oder umgekehrt die Freundin« (S. 58).

Die Rekrutierung der ehrenamtlichen HelferInnen erfolgt in der Regel nach dem Schneeballprinzip und nicht mit einem strukturierten Konzept zur Gewinnung von ehrenamtlichen HelferInnen.

Frau Hellblau:

»Ehrenamtlichkeit wird ja normalerweise da genommen, wo was fehlt, und da springen dann Menschen ein ohne Bezahlung« (S. 11).

»Er nimmt unter Umständen jemandem die Arbeit weg (...),« (S. 21).

»(...) meistens einer Sozialarbeiterin.

(...) Ich sage mal, wie die Auswahl vor sich geht und welche Kriterien da sind. Also das sind Gruppen zu acht Leuten, da ist ein Gruppenleiter, und dann sind immer Beobachter da. Zwei Beobachter pro Gruppe das sind alte Hasen, also alte Telefonseelsorger, die passen mit auf« (S. 53).

»(...) Also geguckt wird, wie die Struktur ist, also wie belastungsfähig jemand ist, ob er jetzt – fachjargonmäßig gesagt – frühe Störungen hat, die er schlecht kompensiert hat, also wie er im Leben steht.

(...) Dann wird geguckt die aktuelle Situation. Also ist er derzeit in der Krise oder in einer Überforderungssituation, und da haben wir immer oder ganz oft die Erfahrung gemacht, daß gerade Menschen, die in einer aktuellen Krise sind, in Trennungsproblematiken oder wirklich überfordernden Situationen sind, noch zusätzlich die Ausbildung machen wollen, so als wenn sie sich sagen: »Also bloß nicht

auf mich gucken, sondern es gibt ja noch Schlimmere, Ärmere als ich.« Das ist dann sehr schwer, denen deutlich zu machen, sie überfordern sich und lassen sich Zeit und nächstes Jahr wieder. Dann wird nach der Gruppenfähigkeit geguckt, natürlich auch, wie sie sich verbal ein bißchen ausdrücken können, (...). Also Lernfähigkeit insofern, also es läuft ein Wochenende, nicht? (...) Da wird geguckt, wie streng das Über-Ich ist, wie moralisch die sind und ob die in der Zeit was lernen« (S. 54).

Frau Hellblau thematisiert ehrenamtliche Arbeit als sozialpolitisches Problem, Arbeitsplätze, insbesondere für Frauen können so eingespart werden.

Die Telefonseelsorge bildet ihre ehrenamtlichen HelferInnen aus, von daher kann eine Interpretation dieser Daten in diesen Sequenzen nicht vorgenommen werden, da das Bild der anderen Institutionen ansonsten verfälscht würde (vgl. Kap. 2).

Eine Auswahl findet nach dem Prinzip einer Klientifizierung Ehrenamtlicher statt, in dem eine Selektion nach möglichen Störungen und weniger noch Kompetenzen vorgenommen wird.

Herr Grau:

»Mischung von ehren- und hauptamtlich, unter ehrenamtlicher Nacharbeit mit hauptamtlicher Begleitung auch durchgeführt wird« (S. 7).

»(...) Aber ich denke, professionelle Arbeit durch ehrenamtliche Arbeit zu ersetzen, das wäre für mich auch so eine Sache, die nicht ginge« (S. 12).

»Also, ich denke, es gibt dann lukrative, wo von sich aus Leute hinkommen, und es gibt dann andere Bereiche von ehrenamtlicher Arbeit, wo man motivieren muß (...) grundsätzlich fast alle Aufgaben können sowohl ehrenamtlich wie auch hauptamtlich wahrgenommen werden. Es liegt immer nur daran, wieweit sich der Ehrenamtliche auf die jeweilige Situation, (einläßt).

(...) Wichtig bei der ganzen Geschichte ist, denke ich, wirklich die Begleitung der Ehrenamtlichen oder die Möglichkeit zur Begleitung von Ehrenamtlichen und daß die ihre Grenzen, die sie haben, die sie setzen wollen, in ihrer Persönlichkeit, in ihrer Fachlichkeit auch einsehen, anerkennen und wahrnehmen bei der Wahrnehmung der ehrenamtlichen Arbeit,

(...) Deswegen kann auch nicht jeder die Funktion eines Sozialarbeiters wahrnehmen, (...) Grundsätzlich möchte ich aber erstmal keine Aufgabe ausschließen« (S. 18).

»(...) und so Konkurrenzsituationen jetzt von Ehrenamtlichen – (...) Spannungsverhältnis rein – da frage ich viele Kollegen, auch Sozialarbeiter, verhindern wir nicht möglicherweise durch unser Auftreten, dadurch daß wir Angst haben vor Ehrenamtlichen, den Einsatz, den sinnvollen Einsatz von Ehrenamtlichen« (S. 44).

»(...) vom Heranführen vom relativ unverbindlichen Miteinanderumgehen auf dann verbindlichere Formen, deswegen auch verbindlichere Formen, wie z. B. Übernahme von einer Vormundschaft

(...) Also, das Wichtige bei der ganzen Geschichte ist wirklich immer so die Selbstbegrenzung und die Mithilfe, damit er so seine eigenen Grenzen findet und da nicht mehr dran kaputtgeht. Und für diesen Prozeß, (...) sind Schulungen, (...) – in Begleitung von Sozialarbeitern werden die zum Austausch eingeladen, die dann teilweise so fachbezogen mit – ja Referenten besetzt so« (S. 63).

Die Aussagen von Herrn Grau deuten auf eine diffuse Zusammenarbeit von ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen hin, ein Konzept fehlt. Herr Grau betont dabei

wiederholt, daß berufliche HelferInnen nicht durch ehrenamtliche HelferInnen ersetzt werden könnten.

Zugleich beschreibt er die Einsatzmöglichkeiten für ehrenamtliche HelferInnen als recht vielfältig und für einige Bereiche in der Betreuungsarbeit sind ehrenamtliche HelferInnen sogar die kompetenteren Betreuer.

In den Angaben von Herrn Grau lassen sich Hinweise auf mangelnde Abgrenzungskriterien der Helfergruppen untereinander finden. Herr Grau versucht, Ehrenamtliche zu kontrollieren, ihnen Grenzen zu setzen und sie zu schulen. Diese Grenzen können nicht fachlich begründet werden, da der je individuelle Fall unterschiedliche Kompetenzen und Zeiten erfordert. Er kann Fähigkeiten Ehrenamtlicher nicht erfassen und angemessen in die Arbeit integrieren.

Ein Wunsch von ihm ist, daß Ehrenamtliche einen Gewinn aus ihrer Tätigkeit ziehen sollten. Eine Selbstbegrenzung in der Tätigkeit wird dabei als notwendig von Herrn Grau angesehen.

Zusammenfassung

In den Aussagen zur Zusammenarbeit beider Helfergruppen lassen sich widersprüchliche Einstellungen der beruflichen HelferInnen finden. Fähigkeiten und spezifisches Wissen ehrenamtlicher HelferInnen werden nicht gezielt erfaßt und für die Soziale Arbeit nutzbar gemacht. Unterschiedliche Konzepte in der Kooperation beider Helfergruppen kristallisieren sich heraus, die darauf hindeuten, daß sich Vertreter der interviewten Institutionen anscheinend nicht ausreichend mit diesem Bereich Sozialer Arbeit auseinandergesetzt haben.

Die beruflichen HelferInnen präsentieren sich als MitarbeiterInnen, die in bezug auf die Einbeziehung Ehrenamtlicher ansatzweise verunsichert wirken. Ein Konkurrenzverhalten, das auch zu Klientifizierungen Ehrenamtlicher führen kann, deutet sich an. Eine berufliche Helferin betont explizit, Berufliche bevorzugt gegenüber Ehrenamtlichen einstellen zu wollen.

9.5 Ergebnisse der Gruppendiskussionen

Im folgenden werde ich eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse der Gruppendiskussionen präsentieren.

– Zur Motivation der Ehrenamtlichen

In den Aussagen der InterviewteilnehmerInnen lassen sich vielfältige Interessen, Einstellungen und Erfahrungen wiederfinden, die ich in Kap. 2 beschrieben habe.

– Zur Unterstützung Ehrenamtlicher durch Institutionen

Strukturierte Konzepte zur Unterstützung und Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen existieren in den Einrichtungen scheinbar nicht (vgl. dazu auch die Skizze der Entwicklung ehrenamtlicher und beruflicher Hilfe, Kap. 3).

– Finanzielle Bedingungen ehrenamtlicher Hilfe

Ehrenamtliche HelferInnen lehnen Entlohnungen ihrer Tätigkeiten tendenziell eher ab. Aufwandsentschädigungen möchten sie erhalten (vgl. Kap. 2; 3).

– Zum intersubjektiven Handeln und zu Interaktionsstrukturen zwischen Ehrenamtlichen und Hilfebedürftigen

Die Aussagen der ehrenamtlichen InterviewteilnehmerInnen bestätigen meine Annahme, daß sie auf vielfältige Erfahrungen und Fähigkeiten aus unterschiedlichsten Bereichen zurückgreifen können. Sie haben scheinbar genaue Vorstellungen über ihren Einsatz entwickelt und orientieren ihr Handeln weitgehend an der Lebenswelt der AdressatInnen (vgl. dazu Kap. 2; 4).

– Berufliche HelferInnen und Institutionen

Die Aussagen der beruflichen HelferInnen deuten darauf hin, daß Arbeitsaufträge, Arbeitszeiten und Konzepte in bezug auf eine Zusammenarbeit beider Helfergruppen erweiterungsbedürftig sind (vgl. Kap. 3; 4).

– Zum beruflichen Handeln und zum Verhältnis von beruflichen HelferInnen zu Institutionen

Die beruflichen HelferInnen präsentieren sich als MitarbeiterInnen, denen handlungsleitende Orientierungen in einigen Bereichen der Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen und Hilfebedürftigen fehlen. Insbesondere die weitere Begleitung einer Betreuung durch Ehrenamtliche bleibt unklar. Berufliche HelferInnen orientieren ihr Handeln oft an administrativen Vorgaben, ›Lebenswelten‹ werden scheinbar nur ansatzweise erfaßt (vgl. Kap. 1; 4).

– Zur Motivation Ehrenamtlicher aus der Sicht Beruflicher

Die Aussagen der InterviewteilnehmerInnen zur Motivation Ehrenamtlicher wirken widersprüchlich. Während einige TeilnehmerInnen auf vielfältige Interessen hinweisen, deutet sich ebenfalls eine ›Klientifizierung‹ Ehrenamtlicher an.

– Zur Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen

Die Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen gestaltet sich vermutlich eher problematisch.

Die Maximen der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit sowie eine ›Verdreieckung‹ von Hilfe lassen sich ansatzweise wiederfinden (vgl. Kap. 4).

Das Handeln der beiden Helfergruppen wird anscheinend von einem wechselseitigen Legitimationsdruck bestimmt, den Konkurrenz und Widersprüchlichkeiten beeinflussen (vgl. Kap. 4).

10 Schlußbetrachtung: Perspektiven der Zusammenarbeit beruflicher und ehrenamtlicher Helferinnen und Helfer

In dieser Studie bin ich der Frage nachgegangen, unter welchen Bedingungen sich ehrenamtliche und berufliche Soziale Arbeit gestaltet, welche Erfahrungen die Helferinnen und Helfer sammeln und wie ihre Zusammenarbeit charakterisiert werden kann.

Die aus den ExpertInneninterviews und Gruppendiskussionen rekonstruierten Deutungen liefern dazu folgende Ergebnisse:

Eine gelungene Kooperation existiert zwischen beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen nicht.

In beiden Untersuchungsgruppen sind zwar kompetente MitarbeiterInnen tätig, ihre Zusammenarbeit gestaltet sich jedoch aus verschiedenen Gründen problematisch. Den HelferInnen steht kein geeignetes Repertoire von Kommunikations- und Interaktionsstrukturen zur Verfügung.

Ich schließe aus meinen Ergebnissen, daß die beiden Helfergruppen die Bedingungen und handlungsleitenden Orientierungen ihrer Arbeit unterschiedlich auffassen bzw. definieren.

Unsicherheiten über das Profil der eigenen Arbeit führen darüber hinaus dazu, mit der jeweiligen anderen Helfergruppe zu konkurrieren bzw. deren Arbeit abzuwerten. So schreiben Berufliche ehrenamtlichen Helferinnen Interessen und Einstellungen an der Ausübung einer Hilfetätigkeit zu, die auf eine Klientifizierung dieser Helfergruppen deutet. Ehrenamtliche dagegen betrachten Tätigkeiten der Beruflichen vorrangig als Erfüllung von administrativen und organisatorischen Funktionen.

Zudem wird die jeweils spezifische Situation der zu betreuenden Hilfebedürftigen von den beiden Helfergruppen unterschiedlich erfaßt. Der notwendige Austausch über Hilfebeziehungen fehlt weitgehend. Damit fehlen auch Möglichkeiten der gegenseitigen Unterstützung.

Dabei übersehen beide Untersuchungsgruppen den derzeitigen Betreuungsnotstand – bezogen auf Bereiche wie Alte, Kranke und Behinderte. Viele soziale Probleme sind trotz der Ausweitung des sozialen Dienstleistungssektors nur unter Mithilfe von Ehrenamtlichen zu bewältigen (vgl. Kap. 3).

Ein weiteres Ergebnis meiner Studie ist, daß Strukturen zur Kooperation und transparenten Aufgabenverteilung, wie auch zur Reflexion der Arbeit fehlen. Ebenso mangelt es an kompetenten HelferInnen, die diese Strukturen klären, aufbauen und tragen könnten.

10.1 Reflexion handlungsleitender Orientierungen

Die rekonstruierten Aussagen von fast allen von mir interviewten ehrenamtlichen HelferInnen deuten darauf hin, daß sie aus einem prosozialen Beweggrund heraus handeln. Beispielsweise geben die befragten HelferInnen überwiegend an, daß sie etwas mit Menschen zu tun haben wollen, die Hilfe benötigen. In der Regel verfügen

diese HelferInnen über ein freies Zeitbudget, das sie mit ›Sinn‹ füllen möchten (vgl. auch Kap. 2).

Die befragten beruflichen HelferInnen erkennen dieses ›Interesse an Menschen‹ häufig nicht an und neigen dazu, ehrenamtlichen HelferInnen Identitätsdefizite zuzuschreiben. Eigene Probleme werden, so die Auffassung einiger hauptamtlicher InterviewteilnehmerInnen, in Form einer ehrenamtlichen Betreuer Tätigkeit kompensiert. Diese Einstellung gegenüber ehrenamtlichen HelferInnen weist auf eine weitgehende Klientifizierung dieser Helfergruppen hin. Der Reichtum an Kompetenzen der Ehrenamtlichen wird zu wenig er- bzw. anerkannt.

Ein Ergebnis meiner Arbeit ist, daß einige berufliche HelferInnen ansatzweise an einem Mangel an beruflicher Identität und einer Berufsstatusunsicherheit leiden. Ihre fehlende berufliche Souveränität hat zur Folge, daß ehrenamtlich Tätige in der Sozialen Arbeit als Konkurrenz bzw. als diffuse Bedrohung für die eigene Berufsrolle wahrgenommen werden.

Nur wenigen beruflichen InterviewteilnehmerInnen ist es scheinbar gelungen, eine berufliche Identität zu entwickeln, die die Bereiche der Berufsvorbereitungsphase, des Berufseintritts und des beruflichen Alltags in einen positiven Gesamtzusammenhang bringen kann (vgl. Kap. 1). Beruflichen HelferInnen mangelt es an einem verlässlichen, handlungsleitendem Wissen, das zur Entwicklung einer Kunstlehre (vgl. Kap. 1.3) beitragen und eine ausgewogene Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen sicherstellen könnte. Es fehlen ihnen klare Berufsprofile und Management-Kompetenzen.

Im einzelnen fehlen ihnen auch hermeneutische Kompetenzen zur Reflexion und Analyse der verschiedenen Situationen sowie Motivationen ehrenamtlicher HelferInnen, einzelner Hilfebedürftiger und Bedingungen in ihrem sozialen Arbeitsfeld.

Zur Entfaltung dieser Kompetenzen sollten entsprechende institutionelle Rahmenbedingungen vorhanden sein, da ansonsten die Gefahr besteht, strukturelle Mängel zu personalisieren.

10.2 Schwierigkeiten in der Interaktion

Obwohl beide Gruppen an einer gelungenen Zusammenarbeit interessiert sind, fällt es Ehrenamtlichen und Beruflichen schwer, Kompetenzen wechselseitig zu er- bzw. anzuerkennen.

Ehrenamtliche HelferInnen reflektieren ihre Tätigkeiten im Hinblick auf die Entlastungsfunktion, die sie für berufliche MitarbeiterInnen ausüben. Dagegen zeigt sich bei einigen Hauptamtlichen eine Haltung, die Tätigkeiten der ehrenamtlichen Helferinnen nicht ernst zu nehmen. Sie vergessen zum Beispiel Termine abzusagen und Informationen, die den zu betreuenden Hilfebedürftigen betreffen, weiter zu geben.

Dies ist als ein weiterer Hinweis auf eine mangelnde wechselseitige Kommunikation der Helfergruppen zu werten.

Beruflichen HelferInnen gelingt es nicht ausreichend, das eigene Handeln in bezug auf ehrenamtliche Tätigkeiten angemessen zu reflektieren. Widersprüchliche Angaben von einzelnen befragten hauptamtlichen TeilnehmerInnen über die Ausübung und den Nutzen ehrenamtlicher Tätigkeiten weisen darauf hin, daß sie dazu neigen Ehrenamtliche in ihrer Betreuer Tätigkeit zu kontrollieren und ihnen gleichzeitig notwendige Informationen vorzuenthalten. Diese problematischen Interaktionsstrukturen erschwe-

ren eine Zusammenarbeit in einer Weise, die auch das Arrangement von Hilfebeziehungen zu den zu betreuenden Hilfebedürftigen beeinflusst.

Insgesamt wird die ehrenamtliche Hilfe oftmals als Bedrohung für die eigene berufliche Identität erfahren.

Weitere Konflikte resultieren aus der Haltung einiger Ehrenamtlicher, sich häufig als die kompetenteren HelferInnen in bezug auf die Betreuung von Adressaten zu betrachten. In diesem Kontext verweisen sie etwa auf die Freiwilligkeit in der Hilfebeziehung.

10.3 Bezahlung ehrenamtlicher Tätigkeit

Als weiteres Ergebnis läßt sich festhalten, daß das Thema ›Bezahlung Ehrenamtlicher‹ von hoher Brisanz für berufliche HelferInnen ist.

Insgesamt sind die Angaben über die Entlohnung ehrenamtlicher Tätigkeit diffus, widersprüchlich und wenig informativ. Beispielsweise problematisieren berufliche HelferInnen finanzielle Zuwendungen – die über eine Aufwandsentschädigung hinaus gezahlt würde – an Ehrenamtliche. Es hat den Anschein, als würden diese HelferInnen zu einer stärkeren Bedrohung für den eigenen Status, wenn sie mehr als eine Entschädigung für ihre Arbeit erhielten und damit Unterschiede zwischen den Helfergruppen auch auf finanzieller Basis unklarer würden.

Der Stellenwert, den dieses Thema bei den beruflichen HelferInnen einnimmt, verweist auf eine Berufsstatusunsicherheit. Eine berufliche Identität, so wie ich sie in idealer Form in Kap. 1 beschrieben habe, konnten einige Befragte noch nicht entwickeln.

Die unklare Angst der beruflichen HelferInnen ist weitgehend unbegründet, da ehrenamtliche HelferInnen in der Regel, so ein weiteres Ergebnis meiner Arbeit, lediglich eine Aufwandsentschädigung fordern (vgl. auch Kap. 2). Dabei benennen sie als einen Vorteil ihrer freiwilligen, unentgeltlichen Tätigkeit, nicht arbeitsvertraglich gebunden zu sein und bestimmte Vorgaben erfüllen zu müssen. Sie nehmen ihre Arbeit trotzdem ernst und füllen sie gewissenhaft aus.

Einige Ehrenamtliche befürchten, daß sie ihre Autonomie und Flexibilität verlieren würden, wenn sie eine höhere Zuwendung erhalten würden. Ein immaterieller Gewinn ist für sie von höherer Bedeutung als eine tarifliche Bezahlung.

Interessant ist, daß die ehrenamtlichen, weiblichen Gruppendiskussionsteilnehmerinnen eine ambivalente Einstellung zur Bezahlung ihrer Tätigkeit haben. Tendenziell, so ihre Aussagen, würden sie eine höhere Entschädigung nicht ablehnen.

Eine Voraussetzung zur Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit ist, daß der Lebensunterhalt der ehrenamtlichen HelferInnen gewährleistet wird und zwar in den überwiegenden Fällen durch Familienmitglieder, eine berufliche Tätigkeit oder Ruhegelder (vgl. dazu auch Kap. 2).

10.4 Zum Umgang mit den Klienten

Ehrenamtliche HelferInnen können – so ein Ergebnis im Bereich der Betreuung von Hilfebedürftigen – flexibler als berufliche HelferInnen handeln, die sich stärker an administrativen Vorgaben orientieren. Zudem ziehen Ehrenamtliche einen immateriel-

len Gewinn aus der Hilfebeziehung, den sie als Spaß und Freude an der Arbeit beschreiben (vgl. Kap. 2).

Die Interpretation der ExpertInneninterviews und Gruppendiskussionen zeigt, daß Ehrenamtliche empathisch handeln und vorrangig auf ihr Alltagswissen zurückgreifen. Sie versuchen, die Lebenswelt der einzelnen Klienten ganzheitlich zu erfassen und bieten individuelle Hilfeleistungen an (vgl. dazu auch Kap. 4). Dabei ist die Interventionsform der stellvertretenden Deutung ansatzweise wiederzuerkennen (vgl. Kap. 4).

Sie zeigen Verständnis für die je spezifische Situation des Klienten und gehen davon aus, daß zu Beginn einer Betreuung eine höhere zeitliche Intensität erforderlich ist. Ihre Herangehensweise kann mit der eingangs beschriebenen situativen Kompetenz in Verbindung gebracht werden (vgl. Kap. 2).

Einige TeilnehmerInnen beziehen das gesamte soziale Umfeld des Klienten mit in ihre Tätigkeit ein und versuchen ein soziales Netzwerk für diesen aufrechtzuerhalten bzw. aufzubauen. Dabei wird der Hilfedürftige von Einzelnen in die eigene Familie integriert, um ein Defizit an sozialen Kontakten des Klienten zu kompensieren.

Diese Herangehensweise kann problematisch sein, da die Autonomie der Lebenspraxis des Klienten nicht genügend gewahrt wird. Zugleich wird eine Abhängigkeit des Betreuten zum ehrenamtlichen Betreuer verstärkt.

Eine positive Absicht im Handeln der ehrenamtlichen HelferInnen ist die, daß sie den Klienten zu einer höheren Lebensqualität verhelfen, sie möchten »mehr Lebensfreude« vermitteln. Die Freude an elementaren Dingen des Lebens, etwa an Blumen und Tieren wird als Ziel der Hilfeleistung betrachtet. Dabei werden kleine Erfolgsschritte, die dem Klienten zu einer besseren Lebensbewältigung verhelfen, beachtet und positiv bewertet. Solche Ziele und Herangehensweisen werden meines Erachtens in der beruflichen Sozialen Arbeit vernachlässigt.

Berufliche HelferInnen versuchen zwar weitgehend ein sogenanntes »social management« für alle Beteiligten in der Sozialen Arbeit zu praktizieren, haben aber Schwierigkeiten damit, die Sichtweise einzelner Hilfebedürftiger zu berücksichtigen. Sie wirken in bezug auf die Arbeit mit den Adressaten verunsichert. In der Konsequenz ziehen sie sich in ihren handlungsleitenden Orientierungen oftmals auf Berichte weiterer beruflicher MitarbeiterInnen zurück »was eben die Akte hergibt«. Beispielsweise kennen einige berufliche MitarbeiterInnen die zu vermittelnden Klienten nicht persönlich. Insgesamt betrachtet wirken Berufliche unflexibler im Umgang mit den zu Betreuenden als ehrenamtliche HelferInnen.

Ihnen gelingt es in der Arbeit mit den Hilfebedürftigen nicht ausreichend, eine Transparenz in ihrem Handeln für die ehrenamtlichen HelferInnen und die zu betreuenden Adressaten herzustellen.

Ziele und Methoden für diese Arbeit bleiben weitgehend verborgen, bzw. orientieren sich an administrativen, organisatorischen Vorgaben, wie etwa der Besuch von Verhandlungen und die Hinzuziehung von Aktenwissen.

Das bisher Gesagte macht deutlich, daß die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen von den beruflichen HelferInnen soziale Management-Kompetenzen erfordert.

11 Folgerungen

Auf der Basis meiner Ergebnisse lassen sich folgende weiterführende Überlegungen formulieren:

- Die Zusammenarbeit von beruflichen und ehrenamtlichen HelferInnen ist zwar notwendig, wird aber tendenziell vermutlich nie konfliktfrei sein.
- Geänderte Rahmenbedingungen sollten geschaffen werden, um angemessene Formen der gegenseitigen Bezugnahme zu finden (vgl. zur bisherigen Entwicklung Kap. 3).
- Institutionen sollten verstärkt zusammen mit ihren beruflichen und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen Konzepte entwickeln, in denen ehrenamtliche Arbeit integriert und gleichzeitig als soziale Dienstleistung anerkannt wird. Dabei darf berufliche Arbeit – etwa aus finanziellen Gründen – nicht durch ehrenamtliche Tätigkeit ersetzt werden.
- Elementarer Bestandteil dieser Konzepte ist etwa die Gewinnung und Begleitung Ehrenamtlicher durch berufliche HelferInnen.

Eine inhaltliche Gestaltung der Zusammenarbeit sollte sich an folgenden Elementen orientieren:

- Entscheidungskompetenzen über die Vermittlung, den Einsatz und die Begleitung einer ehrenamtlichen Betreuer Tätigkeit sollten weitgehend bei den beruflichen HelferInnen bleiben (vgl. dazu das Modell der ›Verdreieckung‹ von Hilfe, Kap. 4). Ihre Aufgabenbefugnisse dürfen durch den Einsatz von ehrenamtlichen HelferInnen nicht eingeschränkt werden.
- Gemeinsam sollten Vorstellungen über die Gestaltung der ehrenamtlichen Sozialen Arbeit entwickelt werden. Berufliche HelferInnen sollten dabei ihre Aufgabenbereiche, die eine Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen betreffen, strukturiert darlegen und Abgrenzungen sowie Überschneidungen aufzeigen.
- Erfahrungen und Probleme, die sich aus der Arbeit bzw. im Umgang miteinander und den Hilfebedürftigen ergeben, müssen thematisiert werden. Notwendig sind Einzelgespräche mit den Ehrenamtlichen über deren Tätigkeiten und insbesondere über zu betreuende Hilfebedürftige.
- Ehrenamtliche HelferInnen sollten an Entscheidungen, die die Planung von Inhalten und Organisationen, etwa die zeitliche Einteilung betreffen, konstruktiv beteiligt werden.
- Hierzu sind Organisationsstrukturen, die regelmäßige Treffen mit beruflichen HelferInnen von Trägerinstitutionen vorsehen, notwendig. Diese Treffen dienen auch dem Austausch über Regularien, etwa der Information über Gesetzesänderungen sowie die Regelung organisatorischer Notwendigkeiten.
- Die Bearbeitung einzelner zur Diskussion stehender Themenbereiche sollte vorrangig durch Ehrenamtliche bzw. der zuständigen beruflichen HelferInnen vorgeschlagen werden. Referenten sollten erst dann eingeladen werden, wenn dieses die ehrenamtlichen HelferInnen wünschen bzw. für notwendig erachten.

- Eine Weiterbildung der Ehrenamtlichen sollte nur auf deren Wunsch hin erfolgen und nicht als Voraussetzung dafür angesehen werden, um eine ehrenamtliche Tätigkeit übernehmen zu können (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 2). Diese Forderungen begründe ich damit, daß erstens vor allem eine Weiterbildung Ehrenamtlicher als ›Hilfssozialarbeiter‹ vermieden werden muß. Zweitens könnte durch eine theoretische Überfrachtung Ehrenamtlicher deren ›situative Kompetenz‹ verloren gehen.
- Ehrenamtliche sollten gebeten werden, über ihre Arbeit zu berichten, da ihre Erfahrungen für die berufliche Soziale Arbeit nutzbar gemacht werden können.

Folgerungen für die Ausbildung:

Berufliche MitarbeiterInnen werden in der Regel für die gezielte organisatorische und inhaltliche Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen nicht genügend vorbereitet.

Da ein Ergebnis meiner Arbeit darauf hinweist, daß Arbeitsaufträge und Ansprüche an berufliche HelferInnen in der Kooperation mit ehrenamtlichen HelferInnen nicht vollständig erfüllt werden, sollte theoretisches und praktisches Wissen über dieses Gebiet in die Ausbildung integriert werden.

Vermutlich gelingt es dem beruflich Handelnden nicht ausreichend, ein Berufswissen herauszubilden, das Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen sinnvoll miteinander verknüpfen kann (vgl. die Ausführungen in Kap. 1). Von daher ist ein Vorschlag von mir, zukünftig verstärkt, während der Ausbildung auf das Theorie-Praxis-Verhältnis in der Sozialen Arbeit einzugehen.

Konflikte der Helfergruppen untereinander könnten entschärft werden, indem beispielsweise bereits während der Ausbildung freiwilliges soziales Engagement von BürgerInnen thematisiert und analysiert würde. Bei einer gelungenen Integration dieses Themas in Ausbildungspläne könnten Kompetenzen ehrenamtlicher HelferInnen erkannt werden, ohne daß dieses zu Berufsstatusunsicherheiten bei beruflichen HelferInnen führt.

Beispiele aus der Praxis liefern hilfreiches Material zur situativen Analyse ehrenamtlicher Tätigkeit.

Eine weitere, naheliegende, wenngleich selten praktizierte Möglichkeit ist, ehemalige Klienten sowohl in die Ausbildung, als auch in die Entwicklung von Konzepten für die Soziale Arbeit mit einzubeziehen. Diese ehemaligen Hilfebedürftigen verfügen über unschätzbare Erfahrungen, die auch für die ehrenamtliche und berufliche Soziale Arbeit nutzbar gemacht werden könnten. Hier sind Methoden der qualitativen Sozialforschung, etwa in Form des narrativen Interviews hilfreich. Eine genaue Analyse der Interviewaussagen trägt einerseits zum Verstehen der Lebenswelt der Hilfebedürftigen bei. Andererseits bietet dieses Instrumentarium den Fragenden, Forschenden und Studierenden die Möglichkeit, Handlungsweisen und Reflexionen zu verstehen.

Ein weiteres Ergebnis meiner Arbeit ist, daß Konzepte der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit und Maxime der ›Verdreieckung‹ von Hilfe bislang nur ansatzweise die Arbeit beruflicher HelferInnen beeinflussen. Die von mir in Kap. 1 und 4 beschriebenen Ansatzpunkte liefern für die Ausbildung beruflicher HelferInnen nützliche Hinweise.

Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit können zur Erfassung verschiedener Lebenswelten – beispielsweise von ehrenamtlichen HelferInnen und Hilfe-

bedürftigen – einen wesentlichen Beitrag leisten (vgl. Kap. 4). Dieser Ansatz ist für dieses Arbeitsgebiet erweiterungsfähig.

Methoden der qualitativen Sozialforschung ermöglichen dabei die Analyse verschiedener Lebenswelten und Rekonstruktionen einzelner Fälle anhand etwa des hermeneutischen Fallverstehens (vgl. Kap. 1; 4). Verfahren der Erhebung und Auswertung von narrativen und focussierten Interviews könnten verstärkt für die Soziale Arbeit nutzbar gemacht werden und einen wesentlichen Beitrag zur Erweiterung beruflicher Kompetenzen leisten.

Zudem sollten berufliche HelferInnen lernen, sich auf ›Offenheiten‹ in Lebenswelten einzulassen, ihre ›Normalitätsvorstellungen‹ reflektieren können (vgl. Kap. 4) und intensivere Hilfestellungen für die bisherige Lebenspraxis der AdressatInnen geben.

Ein weiterer Vorschlag zur Lösung von Problemen in der Zusammenarbeit bietet das Modell der ›Verdreieckung‹ von Hilfe (vgl. Ausführungen und Vorschläge in Kap. 4.3). Insbesondere der Part der Ehrenamtlichen ließe sich stärker verwirklichen, wenn beruflichen HelferInnen bereits während der Ausbildung theoretische und praktische Anteile dieses Modells nahegebracht würden. Die Ergebnisse meiner Untersuchung weisen darauf hin, daß Ehrenamtliche auf vielfältige Erfahrungen zurückgreifen und ihren Beitrag zu diesem Kooperationsmodell leisten könnten. Berufliche HelferInnen müssen während der Ausbildung auch verstärkt auf Aufgaben im sozialen Management vorbereitet werden.

Eine Umstrukturierung und ein Ausbau beruflicher Dienste wird in den Bereichen Ergänzung und Verbesserung der Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen notwendig. Wichtig ist dabei, daß berufliche HelferInnen ihr berufliches Wissen und Können, das sie während der Ausbildung erworben haben, selbstbewußt in der Sozialen Arbeit einsetzen.

Die Professionalisierung sozialer Berufe läßt sich durch eine Verbindung der Kompetenzen in der qualitativen Sozialforschung, in der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit und im sozialen Management vorantreiben.

Literatur

- ALFF, J./MARTINI, H./BRAUN, H.: Ehrenamtlichkeit im sozialen Bereich. Recklinghausen 1985.
- ALHEIT, P.: Gefühle sind nicht vorgesehen. In: Sozialmagazin 3 (1978), H. 5, S. 20–21.
- ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (HRSG.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek 1973, 2 Bde.
- ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (HRSG.): Kommunikative Sozialforschung. München 1976.
- AVES, G. M. U. M.: Freie Mitarbeiter in sozialen Diensten. Freiburg i. Br. 1973.
- BACKES, G.: Soziale ehrenamtliche Arbeit als Frauenarbeit zwischen Haus- und Erwerbsarbeit. In: Soziale Arbeit 33 (1984), S. 404–416.
- BADEL, C.: Politische Ökonomie der Freiwilligenarbeit. Frankfurt/New York 1985.
- BAHNMÜLLER, R./BENDELE, U./RAUSCHENBACH, T./TREDE, W.: Diplompädagogen auf dem Arbeitsmarkt. Weinheim/München 1988.
- V. BALLUSECK, H.: Zum Verhältnis von unbezahlter und bezahlter Sozialarbeit in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) von 1950–1980. In: Soziale Arbeit 33 (1984), H. 8/9, S. 390–404.
- BAMMÉ, A./HOLLING, E./LEMPERT, W.: Berufliche Sozialisation. München 1983.
- BANG, R.: Psychologische und methodische Grundlagen der Einzelfallhilfe (Casework). München/Basel ⁴1968.
- BARON, R. (HRSG.): Sozialarbeit und Soziale Reform. Zur Geschichte eines Berufs zwischen Frauenbewegung und öffentlicher Verwaltung. Weinheim/Basel 1983.
- BAUM, M.: Rückblick auf mein Leben. Heidelberg 1950.
- BAUM, M.: Familienfürsorge. Frankfurt a. M. 1951.
- BÄUMER, G.: Die historischen und sozialen Voraussetzungen der Sozialpädagogik und die Entwicklung ihrer Theorie. In: Nohl, H./Pallat, L.: Handbuch der Pädagogik, 5 Bde., Langensalza 1929. Weinheim/Basel 1981, S. 3–17.
- BECK, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M. 1986.
- BERGER, G.: Die ehrenamtliche Tätigkeit in der Sozialarbeit. – Motive, Tendenzen, Probleme – Dargestellt am Beispiels des Elberfelder Systems. Frankfurt a. M. 1979.
- BERGMANN, W.: Lebenswelt, Lebenswelt des Alltags oder Alltagswelt? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 33 (1981), S. 50–72.
- BLAU, P./SCOTT, R. W.: Professionale und bürokratische Orientierung in formalen Organisationen – dargestellt am Beispiel der Sozialarbeiter. In: Otto, H.-U./Utermann, K. (Hrsg.): Sozialarbeit als Beruf. Auf dem Weg zur Professionalisierung? München 1971, S. 125–140.
- BLINKERT, B. ET AL.: Berufskrisen in der Sozialarbeit. Weinheim/Basel 1976.
- BOCK, T./LOWY, L./PANKOKE, M. U. A.: Kooperation freitätiger und beruflicher Mitarbeiter in Sozialen Diensten. Freiburg i. Br. ²1980.

- BOCK, T.: Ehrenamtliche Tätigkeit im sozialen Bereich. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt a. M. ³1993, S. 253–256.
- BOCK, T.: Sozialarbeit/Sozialpädagogik. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt a. M. ³1993, S. 835–838.
- BOCK, T./RAUSCHENBACH, T.: Sozialarbeiter/innen und Sozialpädagog(inn)en. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt a. M. ³1993, S. 838–840.
- BÖHNISCH, L./LÖSCH, H.: Das Handlungsverständnis des Sozialarbeiters und seine institutionelle Determination. In: Otto, H.-U./Schneider, S. (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit 2. Neuwied/Berlin 1973, S. 21–40.
- BOHNSACK, R.: Generation, Milieu und Geschlecht. Opladen 1989.
- BOHNSACK, R.: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen 1991.
- BÖLLERT, K./OTTO, H.-U. (HRSG.): Soziale Arbeit auf der Suche nach Zukunft. Bielefeld 1989.
- BRACK, R./GIOVANELLI-BLOCHER, J./STEINER, R.: Freiwillige Tätigkeit und Selbsthilfe aus der Sicht beruflicher Sozialarbeit. Bern/Stuttgart 1986.
- BRAUN, H./ARTICUS, S.: Zwischen ehrenamtlichem Engagement und unbezahlter Arbeit. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 65 (1985), H. 10, S. 317–329.
- BRAUN, H./MARX, M.-L.: Nichtprofessionelle Altenhilfe: Einsatzfelder, Arbeitsweisen, Verhältnis in sozialen Diensten. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 67 (1987), H. 3, S. 99–103.
- BRAUN, J./RÖHRIG, P.: Praxis der Selbsthilfeförderung. Das freiwillige soziale Engagement am Beispiel von vier Städten. Frankfurt a. M. 1987.
- BRAUN, J.: Einschätzungen zum sozialen Engagement der Bevölkerung. In: Sozialer Fortschritt 36 (1987), H. I/II, S. 21–28.
- BRUNKHORST, H./KECKEISEN, W./KIEPER, M./MOLLENHAUER, K.: Deutungsmuster und Definitionen problematischer Lebenssituationen von Jugendlichen. Göttingen 1978.
- BRUNS, B./KRAIMER, K./MAYER, H.-P./MÜLLER-KOHLBERG, H.: Skizze eines Begleitforschungsprojektes zur ehrenamtlichen Mitarbeit in der Jugendgerichtshilfe. In: Person-Gruppe-Gesellschaft Bd. 15: Soziale Arbeit – wohin? Neue Felder der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik. Hildesheim 1988, S. 95–124.
- BUCK, G.: Die Entwicklung der freien Wohlfahrtspflege von den ersten Zusammenschlüssen der freien Verbände im 19. Jahrhundert bis zur Durchsetzung des Subsidiaritätsprinzips in der Weimarer Fürsorgegesetzgebung. In: Landwehr, R./Baron, R. (Hrsg.): Geschichte der Sozialarbeit. Weinheim/Basel ²1991.
- BUNDESANSTALT FÜR ARBEIT (HRSG.): Arbeitsmarkt Sozialarbeiter und Sozialpädagogen: Im Aufwind. In: UNI. Perspektiven für Beruf und Arbeitsmarkt 16 (1992), H. 11, S. 8–13.
- BUNDESARBEITSGEMEINSCHAFT DER FREIEN WOHLFAHRTSPFLEGE: Ehrenamtliche Mitarbeit in der freien Wohlfahrtspflege. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 36 (1985), H. 3, S. 82–87.
- BUNDESMINISTER FÜR JUGEND, FAMILIE, FRAUEN UND GESUNDHEIT (HRSG.): Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Bonn 1990.

- DAS PARLAMENT: Die Woche im Bundeshaus aus Politik und Zeitgeschichte 38 (1988), H. 3.
- DECHAMPS, A.: Volunteers und ehrenamtliche Helfer. Bad Heilbrunn 1989.
- DEIMER, K.: Nutzerpräferenzen und Erwartungen an sozialpolitische Träger – Staat, Wohlfahrtsverbände und Selbsthilfe aus der Sicht Betroffener. In: Soziale Sicherheit 35 (1986), H. 8/9, S. 238–244.
- DETLING, W./JAECKEL, M./MÜNDER, J.: Zwischen Geld und Güte. Auf der Suche nach einem optimalen Ordnungsrahmen für soziale Dienste. In: Fink, U. (Hrsg.): Der neue Generationenvertrag. München 1988, S. 65–80.
- DEWE, B./FERCHHOFF, W.: Altruismus, Expertentum oder neue Fachlichkeit? – Strukturprobleme sozialarbeiterischen Handelns. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 37 (1986), H. 4, S. 148–156.
- DEWE, B./FERCHHOFF, W.: Abschied von den Professionen oder die Entzauberung der Experten. Zur Situation der helfenden Berufe in den 80er Jahren. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit 18 (1987), H. 3, S. 147–182.
- DEWE, B./FERCHHOFF, W./PETERS, F./STÜWE, G.: Professionalisierung – Kritik – Deutung. Soziale Dienste zwischen Verwissenschaftlichung und Wohlfahrtsstaatskrise. Frankfurt a. M. 1986.
- DEWE, B./OTTO, H.-U.: Über den Zusammenhang von Handlungspraxis und Wissensstrukturen in der öffentlichen Sozialarbeit. In: Neue Praxis 10 (1980), H. 2, S. 127–149.
- DREHER, M./DREHER, E.: Gruppendiskussionsverfahren. In: Flick, U. et al. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991, S. 186–188.
- EHLICH, K./REHBEIN J.: Wissen, kommunikatives Handeln und die Schule. In: Goeppert, H. C. (Hrsg.): Sprachverhalten im Unterricht. München 1977, S. 36–114.
- ENGELKE, E.: Soziale Arbeit als Wissenschaft. Eine Orientierung. Freiburg i. Br. 1992.
- ENGELS, D.: Soziales, kulturelles, politisches Engagement. Sekundäranalyse einer Befragung zu ehrenamtlicher Mitarbeit und Selbsthilfe. Köln 1991.
- EVERS, A.: Megatrends im Wohlfahrtsmix. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 139 (1992), H. 1, S. 3–6.
- EYFERTH, H.: Geschichte: Von der Armenpflege zum Sozialstaat. In: Eyferth, H./Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Darmstadt 1987, S. 430–438.
- FALTERMEIER, J.: Jugendbewegung. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt a. M. ³1993, S. 519–521.
- FATKE, R./HORNSTEIN, W.: Sozialpädagogik – Entwicklungen, Tendenzen und Probleme. In: Zeitschrift für Pädagogik 33 (1987), H. 5, S. 589–593.
- FLICK, U. ET AL. (HRSG.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991.
- FROMMANN, M.: Keine oder kleine Reform? Unorthodoxe Betrachtungen zum neuen Betreuungsrecht. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 72 (1992), H. 1, S. 2–9.
- GAEDT, C./LANG, J.: Enttäuschte Hoffnungen. Schwierigkeiten mit dem Betreuungsgesetz bei ärztlichen Behandlungen und freiheitsentziehenden Maßnahmen. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 139 (1992), H. 7/8, S. 218–222.

- GARZ, D./KRAIMER, K. (HRSG.): Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Beiträge zur Diskussion interpretativer Verfahren. Frankfurt a. M. 1983.
- GARZ, D./KRAIMER, K. (HRSG.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen 1991.
- GARZ, D./KRAIMER, K.: Qualitativ-empirische Sozialforschung im Aufbruch. In: Dies. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen 1991, S. 1–34.
- GARZ, D./KRAIMER, K./AUFENANGER, S.: Rekonstruktive Sozialforschung und objektive Hermeneutik. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 3 (1983). H. 1, S. 126–134.
- GILDEMEISTER, R.: Als Helfer überleben. Neuwied 1983.
- GILDEMEISTER, R.: Heilen – Helfen – Kontrollieren. Über die Veränderung ihrer Relationen im Zuge von Modernisierungsprozessen. In: Otto, H.-U./Hirschauer, P./Thiersch, H. (Hrsg.): Zeit-Zeichen sozialer Arbeit. Neuwied/Berlin/Kriftel 1992, S. 127–134.
- GILDEMEISTER, R./ROBERT, G.: Probleme beruflicher Identität in professionalisierten Berufen. In: Frey, H.-P./Haußer, K. (Hrsg.): Identität. Entwicklungen psychologischer und sozialer Forschung. Bd. 7. Stuttgart 1987, S. 71–87 (a).
- GILDEMEISTER, R./ROBERT, G.: Identität als Gegenstand und Ziel psychosozialer Arbeit. In: Frey, H.-P./Haußer, K. (Hrsg.): Identität. Entwicklungen psychologischer und sozialer Forschung. Bd. 7. Stuttgart 1987, S. 219–232 (b).
- GIOVANELLI-BLOCHER, J.: Freiwillige brauchen die Unterstützung der Institution. In: Brack, R./Giovanelli-Blocher, J./Steiner, R.: Freiwillige Tätigkeit und Selbsthilfe aus der Sicht beruflicher Sozialarbeit. Bern/Stuttgart 1986, S. 127–137.
- GOTTSCHALCH, W.: Wahrnehmen, Verstehen, Helfen. Grundlagen psychosozialen Handelns. Heidelberg 1988.
- HAEDRICH, B.: Zur Berufsbildung der Sozialarbeiter in Deutschland. (Dissertation). München 1967.
- HARTMANN, H.: Arbeit, Beruf, Profession. In: Luckmann, T./Sprondel, W. M. (Hrsg.): Berufssoziologie. Köln 1972, S. 36–52.
- HAUPERT, B./KRAIMER, K.: »Ich bin ein Bauernbub«. Zur Analyse lebensgeschichtlicher Interviews in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit 22 (1991), H. 3, S. 193–202.
- HAUPERT, B.: Vom narrativen Interview zur biographischen Typenbildung. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-Empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen 1991, S. 213–254.
- HECK, M.: Ehrenamtliche Tätigkeit und Laienhilfe als Selbsthilfe. In: Asam, W. H./Heck, M. (Hrsg.): Subsidiarität und Selbsthilfe. München 1985, S. 110–131.
- HEGNER, F.: Soziale Dienste zwischen Beruf und Freiwilligkeit. In: Dierkes, M./Strümpel, B. (Hrsg.): Wenig Arbeit – aber viel zu tun. Neue Wege der Arbeitsmarktpolitik. Opladen 1985, S. 109–123.
- HEINE, W./KUBE, R./MERKT, R./RIE, A.: Rekrutierung und Einbindung ehrenamtlicher Mitarbeiter in der Freien Wohlfahrtspflege. In: Soziale Arbeit 33 (1984), H. 2, S. 54–61.
- HEINZE, T.: Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven. Opladen 1987.

- HERING, S./KRAMER, E. (HRSG.): Aus der Pionierzeit der Sozialarbeit. Elf Frauen berichten. Weinheim/Basel 1984.
- HERMANN, M.: Rezension zu Boll, F./Olk, T. (Hrsg.): Selbsthilfe und Wohlfahrtsverbände. In: Breuer, K. (Hrsg.): Jahrbuch für Jugendsozialarbeit XII. Köln 1991, S. 329–335.
- HITZLER, R./HONER, A.: Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis 18 (1988), H. 6, S. 496–501.
- HOFFMANN, P.: Modellmaßnahmen zur Förderung und Unterstützung ehrenamtlicher Tätigkeit im Betreuungswesen. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 72 (1992), H. 9, S. 279–282.
- HOFFMANN-RIEM, C.: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32 (1980), S. 339–373.
- HORCH, H.-D.: Personalisierung und Ambivalenz. Strukturbesonderheiten freiwilliger Vereinigungen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 (1985), S. 257–276.
- HORNSTEIN, W./LÜDERS, C.: Professionalisierungstheorie und pädagogische Theorie. In: Zeitschrift für Pädagogik 35 (1989), H. 6, S. 749–769.
- HUMMEL, H.: Das Ehrenamt zwischen behördlicher und freier Wohlfahrtspflege. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 136 (1989), H. 1, S. 5–7.
- HURRELMANN, K.: Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim/Basel 1986.
- HUSCHKE-RHEIN, R.: Systemisch-ökologische Pädagogik. Köln ³1993, S. 41–66.
- INSTITUT FÜR ANGEWANDTE SOZIALFORSCHUNG (INFAS): Ehrenamtliche Tätigkeit im sozialen Bereich. Bonn/Bad Godesberg 1984.
- JAEGER, J.: Das neue Betreuungsgesetz – Möglichkeiten des Transfers auf die Praxis. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 72 (1992), H. 7, S. 209–214.
- KAMMERER, G./DEUTSCH, K.-H.: Bestimmung des Umfangs ehrenamtlicher Tätigkeiten in sozialen Bereichen und der Weiterbildungsangebote für ehrenamtlich Tätige in der Bundesrepublik. In: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.): Freiwilliges soziales Engagement und Weiterbildung. Bonn 1986, S. 169–405.
- KARSTEN, M.-E./KLUSEMANN, H.-W.: Berufliche Sozialisation in der Sozialarbeit. In: Eyferth, H./Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Darmstadt 1987, S. 218–231.
- KEUPP, H./RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt a. M./New York 1987.
- KLEINING, G.: Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Flick, U. et al. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. München 1991, S. 11–22.
- KNIESCHEWSKI, E.: Sozialarbeiter und Klient. Weinheim/Basel 1978.
- KÖCKEIS-STANGL, E.: Methoden der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K./Ulich, D. (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim 1980, S. 321–370.
- KÖHLER, E.: Arme und Irre. Die liberale Fürsorgepolitik des Bürgertums. Berlin 1977.
- KRAIMER, K.: Sozialarbeit und Forschung: Zur qualitativen Erhebung von Klientenperspektiven. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit 22 (1991), H. 2, S. 125–134.
- KRAIMER, K.: Die Rückgewinnung des Pädagogischen. Aufgaben und Methoden sozialpädagogischer Forschung. Weinheim/München 1994.

- KRAIMER, K./MÜLLER-KOHLBERG, H.: Ehrenamtliche Jugendgerichtshilfe. Eine qualitative Studie zur Verlaufs-, Beziehungs- und Handlungsstruktur in Betreuungsweisungen. In: *Recht der Jugend und des Bildungswesens. Zeitschrift für Schule, Berufsbildung und Jugendberufshilfe* 38 (1990), H. 2, S. 170–182.
- KRAMER, D.: Das Fürsorgesystem im Dritten Reich. In: Landwehr, R./Baron, R. (Hrsg.): *Geschichte der Sozialarbeit. Hauptlinien ihrer Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Weinheim/Basel ²1991, S. 173–217.
- KRAMER, D./SAUER, P./WAGNER, S.: Untersuchung über Art, Umfang und Motivation ehrenamtlicher Arbeit im Rahmen des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes Berlin. (Vorstudie). Berlin 1992.
- KUNSTREICH, T.: Die alltäglichen »heimlichen« Methoden in der Sozialarbeit – Identitätsprobleme von Sozialarbeitern und soziologische Phantasie. In: *Neue Praxis* 8 (1978), H. 4, S. 348–352.
- LAMNEK, S.: *Qualitative Sozialforschung. Bd. 1: Methodologie*. München/Weinheim 1988.
- LAMNEK, S.: *Qualitative Sozialforschung. Bd. 2: Methoden und Techniken*. München 1989.
- LANDWEHR, R./BARON, R. (HRSG.): *Geschichte der Sozialarbeit. Hauptlinien ihrer Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Weinheim/Basel ²1991.
- LAYER, H.: Sozialarbeit und Sozialforschung. In: *Soziale Arbeit* 36 (1987), H. 11, S. 406–413.
- LIPPITZ, W.: »Lebenswelt« – kritisch betrachtet. Ein Wort und viele Konzeptionen: zur Karriere eines Begriffs. In: *Neue Praxis* 22 (1992), H. 4, S. 295–311.
- LÜDERS, C.: Der »wissenschaftlich ausgebildete Praktiker« in der Sozialpädagogik – Zur Notwendigkeit der Revision eines Programms. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 33 (1987), H. 5, S. 635–653.
- LÜDERS, C.: *Der wissenschaftlich ausgebildete Praktiker*. Weinheim 1989.
- LUHMANN, N.: Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: Otto, H.-U./Schneider, S.: *Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Bd. 1*, Neuwied 1973.
- MANGOLD, W.: *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens*. Aus der Arbeit für Sozialforschung. Frankfurt a. M. 1960.
- MAROTZKI, W.: Weiterentwicklungen konversationsanalytisch orientierter qualitativer Forschungsmethoden. Vortrag in der Kommission »Wissenschaftsforschung« der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGFE). Regensburg 1989.
- MAYRING, P.: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. München 1990.
- MEHRINGER, A.: Zuwendung – das wichtigste Therapeutikum. In: *Unsere Jugend* 32 (1980), H. 2, S. 51–65.
- MEHRINGER, A.: Pädagogisch gebildete Menschlichkeit oder: Von den Grenzen der Professionalisierbarkeit pädagogischen Tuns. In: *Unsere Jugend* 33 (1981), H. 2, S. 55–61.
- MEUSER, M./NAGEL, U.: ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): *Qualitativ-Empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*. Opladen 1991, S. 441–471.
- MEUSER, M./SACKMANN, R.: Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. In: Dies. (Hrsg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster*. Pfaffenweiler 1992, S. 9–38.
- MOLLENHAUER, K.: *Theorien zum Erziehungsprozeß*. München ⁴1982.

- MOLLENHAUER, K.: Einführung in die Sozialpädagogik. Weinheim/Basel ⁸1988, S. 12–16.
- MÜCKENBERGER, U.: Arbeiterbewegung und Arbeitsrecht. In: Eyferth, H./Otto, H.-U./Thiersch H. (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Darmstadt 1987, S. 122–131.
- MÜHLUM, A.: Sozialpädagogik und Sozialarbeit. Frankfurt a. M. 1982.
- MÜLLER, B.: Die Last der großen Hoffnungen. Methodisches Handeln und Selbstkontrolle in sozialen Berufen. Weinheim/München 1985.
- MÜLLER, B.: Sozialpädagogisches Handeln. In: Eyferth, H./Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Darmstadt 1987, S. 984–1015.
- MÜLLER, B.: Soziale Arbeit und die sieben Schwestern. Eine Ortsbestimmung im Kontext der Dienstleistungsgesellschaft. In: Otto, H.-U./Hirschauer, P./Thiersch, H. (Hrsg.). Zeit-Zeichen sozialer Arbeit. Neuwied/Berlin/Kriftel 1992, S. 101–110.
- MÜLLER, C. W.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Bd. 1. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit 1883–1945. Weinheim/Basel ²1988 (a).
- MÜLLER, C. W.: Wie Helfen ein Beruf wurde (...) Zur Professionalisierung von Berufen der Sozialen Arbeit. In: Gieseke, W. u. a.: Professionalität und Professionalisierung. Bad Heilbrunn 1988, S. 133–155 (b).
- MÜLLER, C. W.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Bd. 2. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit 1945–1985. Weinheim/Basel 1988 (c).
- MÜLLER, S./OTTO, H.-U./PETER, H./SÜNKER, H. (HRSG.): Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik I. Interventionsmuster und Praxisanalysen. Bielefeld 1982.
- MÜLLER, S./OTTO, H.-U./PETER, H./SÜNKER, H. (HRSG.): Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik II. Theoretische Konzepte und gesellschaftliche Strukturen. Bielefeld 1984.
- MÜLLER, S./RAUSCHENBACH, T. (HRSG.): Das soziale Ehrenamt. Weinheim/München 1988.
- MÜLLER-KOHLBERG, H.: Laienhilfe – die bessere Alternative? In: Müller, S./Rauschenbach, T. (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt. Weinheim/München 1988, S. 185–194.
- MÜLLER-KOHLBERG, H.: Der heimliche Gewinn der Helfer. In: Müller, B./Thiersch, H. (Hrsg.): Gerechtigkeit und Selbstverwirklichung. Moralprobleme im sozialpädagogischen Handeln. Freiburg i. Br. 1990, S. 110–121.
- MÜLLER-KOHLBERG, H.: Die Aporie von Methode und Beziehung in der Sozialarbeit. In: Neue Sammlung 33 (1993), H. 1, S. 45–54.
- MÜLLER-KOHLBERG, H./KARDORFF, E. V./KRAIMER, K.: Soziales Engagement in Ost und West. Eine Berliner Studie. Berlin 1993.
- MÜNCHMEIER, R.: Zugänge zur Geschichte der Sozialarbeit. München 1981.
- MÜNCHMEIER, R.: Gemeinschaft als soziale Ressource. Von der symbolischen Bedeutung des Ehrenamtes für den Sozialstaat. In: Müller, S./Rauschenbach, T. (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt. Weinheim/München 1988, S. 57–70.
- NEISES, G.: Die Mitarbeit der ehrenamtlichen Kräfte im Aufgabenbereich der öffentlichen Fürsorge. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge (1954), H. 3, S. 234–238.
- NEUFFER, M.: Die Kunst des Helfens. Geschichte der Sozialen Einzelhilfe in Deutschland. Weinheim/Basel 1990.

- NIEDRIG, H.: Ehrenamtliche Mitarbeit in der Wohlfahrtspflege. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 28 (1977), H. 9, S. 328–336.
- NIEDRIG, H.: Das Erscheinungsbild der freien Wohlfahrtspflege – karitatives Verhalten der Bürger. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 37 (1986), H. 3, S. 82–99.
- NIEBEN, M.: Gruppendiskussion: Interpretative Methodologie, Methodenbegründung, Anwendung. München 1977.
- NOTZ, G.: Arbeit ohne Geld und Ehre. Opladen 1987.
- OEVERMANN, U.: Professionalisierung der Pädagogik – Professionalisierbarkeit pädagogischen Handelns. (Vortragsmitschnitt FU Berlin.) Berlin 1981.
- OEVERMANN, U. ET AL.: Beobachtungen zur Struktur sozialisatorischer Interaktion. Theoretische und methodologische Fragen der Sozialisationsforschung. In: Auwärter, M./Kirsch, E./Schröter, M. (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt a. M. 1976, S. 371–403.
- OLK, T.: Der informelle Wohlfahrtsstaat – Beziehungsprobleme zwischen Sozialarbeit und nichtprofessionellem Hilfssektor. In: Olk, T./Otto, H.-U. (Hrsg.): Der Wohlfahrtsstaat in der Wende. Umriss einer künftigen Sozialarbeit. Weinheim/München 1985, S. 122–151.
- OLK, T.: Abschied vom Experten. Weinheim/München 1986.
- OLK, T.: Das soziale Ehrenamt. In: Sozialwissenschaftliche Literaturreisenschau 10 (1987), H. 14, S. 84–101.
- OLK, T.: Zwischen Hausarbeit und Beruf. Ehrenamtliches Engagement in der aktuellen sozialpolitischen Diskussion. In: Müller, S./Rauschenbach, T. (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt. Weinheim/München 1988, S. 19–36.
- OLK, T.: Zwischen Ehre und Amt – Zur Entwicklung professioneller und nicht-professioneller Form sozialer Arbeit. In: Böllert, K./Otto, H.-U. (Hrsg.): Soziale Arbeit auf der Suche nach Zukunft. Bielefeld 1989, S. 195–212 (a).
- OLK, T.: Vom »alten« zum »neuen« Ehrenamt. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 136 (1989), H. 1, S. 7–10 (b).
- OLK, T.: Ehrenamtliche Arbeit in England. Freiburg i. Br. 1991.
- OLK, T./OTTO, H.-U.: Institutionalisierungsprozesse sozialer Hilfe-Kontinuitäten und Umbrüche. In: Olk, T./Otto, H.-U. (Hrsg.): Soziale Dienste im Wandel 1. Helfen im Sozialstaat. Neuwied/Darmstadt 1987, S. 1–23.
- OLK, T./OTTO, H.-U.: Perspektiven professioneller Kompetenz. Zum Problem der Vermittlung wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Wissens in Modellen sozialpädagogischer Handlungskompetenz. In: Dies. (Hrsg.): Soziale Dienste im Wandel 2. Entwürfe sozialpädagogischen Handelns. Darmstadt 1989, S. IX–XXXII.
- OLK, T./MERTEN, R.: Modernisierung der Sozialpädagogik. Sind die utopischen Energien erschöpft? In: Otto, H.-U./Hirschauer, P./Thiersch, H. (Hrsg.): Zeit-Zeichen sozialer Arbeit. Neuwied/Berlin/Kriftel 1992, S. 135–144.
- OPPL, H.: Sozialarbeit im Spannungsfeld von Ehrenamt und Selbsthilfe. In: Deutscher Caritasverband (Hrsg.): Ehrenamt und Selbsthilfe. Freiburg i. Br. 1986, S. 65–91.
- OPPL, H.: Vom selbstlosen Dienen zur moderneren personenbezogenen Dienstleistung. In: Caritas in Nordrhein-Westfalen (1990), H. 3, S. 198–204.
- OSWALD, G./SCHINZLER, E.: Dem anderen Helfen. Eine Untersuchung über ehrenamtliche Arbeit im sozialen Bereich. Stuttgart 1987.

- OTTO, H.-U./UTERMANN, K.: Sozialarbeit als Beruf. Auf dem Weg zur Professionalisierung? München 1971.
- OTTO, H.-U./SCHNEIDER, S. (HRSG.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Zweiter Halbband. Neuwied/Berlin 1973.
- OTTO, H.-U./SÜNKER, H. (HRSG.): Soziale Arbeit und Faschismus. Frankfurt a. M. 1989.
- OTTO-SCHINDLER, M./LUDEWIGT, I.: »... und irgendwann wühlt man sich wieder ans Tageslicht.« Ansprüche und Formen sozialpädagogischen Handelns von Heimerzieherinnen und Heimerziehern. Frankfurt a. M. 1992 (a).
- OTTO-SCHINDLER, M./LUDEWIGT, I.: »Da fing diese Wurschtelei eigentlich schon an.« Zum sozialpädagogischen Handeln im ›Heim-Alltag‹. In: Neue Sammlung 32 (1992), H. 4, S. 509–520 (b).
- PANKOKE, E./PANKOKE-SCHENK, M.: Ehrenamtlicher Dienst und ehrenamtliche Verantwortung. Zur sozialpolitischen Bedeutung wertgebundenen Engagements. In: Deutscher Caritasverband (Hrsg.): Ehrenamt und Selbsthilfe. Freiburg i. Br. 1986, S. 44–64.
- PAULWITZ, J.: Freiwillige in sozialen Diensten. Volunteers und Professionelle im Wohlfahrtssektor der USA. Weinheim/München 1988.
- PETERS, H.: Die mißlungene Professionalisierung der Sozialarbeit. In: Otto, H.-U./Utermann, K. (Hrsg.): Sozialarbeit als Beruf. Auf dem Weg zur Professionalisierung? München 1971, S. 99–124.
- PFÄFFENBERGER, H.: Zum Begriff der Fachkraft in der Sozial- und Jugendhilfe. Eine Bestandsaufnahme und Veränderungsanzeige nach 30 Jahren. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit 23 (1993), H. 3, S. 173–187.
- PINES, A. M./ARONSON, E./KAFRY, D.: Ausgebrannt. Stuttgart 1987.
- POLLOCK, F.: Gruppenexperiment. Frankfurt a. M. 1955.
- PROJEKTGRUPPE SOZIALE BERUFE (HRSG.): Sozialarbeit: Ausbildung und Qualifikation. Expertisen I. München 1981 (a).
- PROJEKTGRUPPE SOZIALE BERUFE (HRSG.): Sozialarbeit: Professionalisierung und Arbeitsmarkt. Expertisen III. München 1981 (b).
- RAUSCHENBACH, T.: Theoriegeleitetes Handeln in sozialpädagogischen Arbeitsfeldern. In: Sozialpädagogik 26 (1984), H. 1, S. 24–32.
- RAUSCHENBACH, T.: Jugendhilfe als Arbeitsmarkt. In: Sachverständigenkommission 8. Jugendbericht (Hrsg.): Jugendhilfe – Historischer Rückblick und neuere Entwicklungen. Bd. 1. Weinheim/München 1990, S. 225–260.
- RAUSCHENBACH, T.: Gibt es ein neues Ehrenamt? In: Sozialpädagogik – Zeitschrift für Mitarbeiter 33 (1991), H. 1, S. 2–10.
- RAUSCHENBACH, T.: Sind nur Lehrer Pädagogen? In: Zeitschrift für Pädagogik 38 (1992), H. 3, S. 385–417.
- RAUSCHENBACH, T./GÄGLER, H. (HRSG.): Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft. Neuwied/Berlin/Kriftel 1992.
- RAUSCHENBACH, T./MÜLLER, S./OTTO, H.-U.: Vom öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes. In: Müller, S./Rauschenbach, T. (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt. Weinheim/München 1988, S. 223–242.
- ROBERTS, R. W./NEE, R. H. (HRSG.): Konzepte der sozialen Einzelhilfe. Stand der Entwicklung. Neue Anwendungsformen. Freiburg i. Br. ³1982.

- ROOS, A.: Ehrenamtliche Mitarbeit. In: Schober, T. (Hrsg.): Evangelisches Soziallexikon. Stuttgart/Berlin 1980, S. 296–297.
- SACHBE, C.: Mütterlichkeit als Beruf. Frankfurt a. M. 1986.
- SACHBE, C./TENNSTEDT, F.: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1980 (a).
- SACHBE, C./TENNSTEDT, F.: Über den Zusammenhang von Armut, Arbeit und Staat: Zur historischen Entwicklung der Armenfürsorge in Deutschland (1400–1800). In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 31 (1980), H. 9, S. 329–338 (b).
- SACHBE, C./TENNSTEDT, F.: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871–1929. Bd. 2. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1988.
- SAHLE, R.: Gabe, Almosen, Hilfe. Opladen 1987.
- SALOMON, A.: Soziale Diagnose. Berlin 1926.
- SCHERPNER, H.: Geschichte der Jugendfürsorge. Göttingen ²1979.
- SCHERPNER, H. (HRSG.): Studien zur Geschichte der Fürsorge von Hans Scherpner. Frankfurt a. M. 1984.
- SCHMACHTENBERG, W.: Modelle ehrenamtlicher Mitarbeit in der Altenhilfe. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1980.
- SCHÖPP-SCHILLING, H.-B.: Und den Frauen wieder das Ehrenamt? In: Fink, U. (Hrsg.): Der neue Generationenvertrag. München 1988, S. 99–116.
- SCHRIFTEN DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR ÖFFENTLICHE UND PRIVATE FÜRSORGE (HRSG.): Alice Salomon. Die Begründerin des sozialen Frauenberufs in Deutschland. Köln/Berlin 1958.
- SCHÜTZ, A.: Zur Methodologie der Sozialwissenschaft. In: Schütz, A.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1, Den Haag 1971, S. 3–54 (a).
- SCHÜTZE, F./MEINFELD, W./SPRINGE, W./WEYMANN, A.: Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek 1973, S. 433–495.
- SCHÜTZE, F.: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. München 1976, S. 159–260.
- SCHÜTZE, F.: Professionelles Handeln, wissenschaftliche Forschung und Supervision. Versuch einer systematischen Überlegung. (Unveröffentlichtes Manuskript.) Kassel 1985.
- SCHÜTZE, F.: Sozialarbeit als »bescheidene« Profession. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.-O. (Hrsg.): Erziehen als Profession. Opladen 1992, S. 132–170.
- SIEPMANN, E.: Bikini. Die fünfziger Jahre. Kalter Krieg und Capri-Sonne. Berlin ³1983.
- SIMMEL-JOACHIM, M.: Frauenbewegung. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt a. M. ³1993, S. 353–355.
- STEINER, R.: Sozialpolitische Rahmenbedingungen von freiwilliger sozialer Tätigkeit und Selbsthilfe im Zeichen der Trendwende. In: Brack, R./Giovannelli-Blocher, J./Steiner, R.: Freiwillige Tätigkeit und Selbsthilfe aus der Sicht beruflicher Sozialarbeit. Bern/Stuttgart 1986, S. 13–30.
- SÜDMERSEN, I.: Hilfe, ich erstickte in Texten. In: Neue Praxis 13 (1983), H. 3, S. 294–306.

- SÜSSMUTH, R.: Ehrenamtliche Tätigkeit – eine lohnende Herausforderung für Männer und Frauen? In: Deutscher Caritasverband (Hrsg.): Ehrenamt und Selbsthilfe. Freiburg i. Br. 1986, S. 92–108.
- TERHART, E.: Schwierigkeiten (mit) der ›objektiven Hermeneutik‹. Eine Antwort auf Ulrich Oevermann. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Frankfurt a. M. 1983, S. 156–175.
- THIERSCH, H.: Der mißverständliche Alltag – Rückfragen zum Konzept einer alltagsorientierten sozialen Arbeit. In: Literatur Rundschau 4 (1981), H. 5/6, S. 90–97.
- THIERSCH, H.: Ehrenamtliche und Professionelle in der sozialen Arbeit – Verdrängung, Kooperation, Herausforderung. In: Sozialpädagogik – Zeitschrift für Mitarbeiter 26 (1984), H. 4, S. 166–179.
- THIERSCH, H.: Unordnung im Heimerziehungsalltag. In: Becker, G. et al.: Ordnung-Unordnung. Weinheim/Basel 1985, S. 522–534.
- THIERSCH, H.: Die Erfahrung der Wirklichkeit. Weinheim/München 1986.
- THIERSCH, H.: Laienhilfe, Alltagsorientierung und professionelle Arbeit. Zum Verhältnis von beruflicher und ehrenamtlicher Arbeit. In: Müller, S./Rauschenbach, T. (Hrsg.). Das soziale Ehrenamt. Weinheim/München 1988, S. 9–18.
- THIERSCH, H.: Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Weinheim/München 1992 (a).
- THIERSCH, H.: Das sozialpädagogische Jahrhundert. In: Rauschenbach, T./Gängler, H. (Hrsg.): Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft. Neuwied/Kriftel/Berlin 1992, S. 9–24 (b).
- THIERSCH, H./RAUSCHENBACH, T.: Sozialpädagogik/Sozialarbeit: Theorie und Entwicklung. In: Eyferth, H./Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Darmstadt 1987, S. 984–1015.
- WALDENFELS, B.: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt a. M. 1985.
- WEBER, G.: Sozialarbeit zwischen Arbeit und Profession. Ein berufssoziologischer Versuch. In: Soziale Welt 23 (1972), H. 4, S. 432–446.
- WEBER, M./SCHUSTER, D.: Arbeiterbewegung. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der Sozialen Arbeit. Frankfurt a. M. ³1993, S. 58.
- WEINBRENNER, E.: Die Mitwirkung ehrenamtlicher Kräfte in der öffentlichen Fürsorge. – Gegenwart und Zukunft -. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge (1953), H. 6, S. 163–169.
- WENDT, W. R.: Geschichte der sozialen Arbeit. Stuttgart ³1990.
- WITZEL, A.: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Frankfurt a. M./New York 1982.

Abkürzungen

- AWO: Arbeiterwohlfahrt
 BAG: Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege
 INFAS: Institut für angewandte Sozialforschung